

Koler, Peter

Rausch und Identität. Jugendliche in Alkoholszenen

Bozen : Bozen-Bolzano University Press 2014, XIII, 207 S. - (Brixener Studien zu Sozialpolitik und Sozialwissenschaft; 1) - (Dissertation, TU Dresden, 2013)



Quellenangabe/ Reference:

Koler, Peter: Rausch und Identität. Jugendliche in Alkoholszenen. Bozen : Bozen-Bolzano University Press 2014, XIII, 207 S. - (Brixener Studien zu Sozialpolitik und Sozialwissenschaft; 1) - (Dissertation, TU Dresden, 2013) - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-260921 - DOI: 10.25656/01:26092

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-260921>

<https://doi.org/10.25656/01:26092>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. Inhaltes anfertigen, solange sie den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen und die daraufhin neu entstandenen Werke bzw. Inhalte nur unter Verwendung von Lizenzbedingungen weitergeben, die mit denen dieses Lizenzvertrags identisch, vergleichbar oder kompatibel sind. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work or its contents in public and alter, transform, or change this work as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. New resulting works or contents must be distributed pursuant to this license or an identical or comparable license.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Rausch und Identität – Jugendliche in Alkoholszenen

Peter Koler

bu,press

bozen
bolzano
university
press



Freie Universität Bozen
Libera Università di Bolzano
Università Lìdia de Bulsan

Brixener Studien
zu Sozialpolitik
und Sozialwissenschaft

hrsg. von Susanne Elsen, Silvia Fargion, Walter Lorenz

Wissenschaftliches Komitee

Franz Hamburger (Mainz)
Sabine Hering (Siegen)
Heiner Keupp (München)
Maria Rerrich (München)
Wolfgang Schröer (Hildesheim)

Band 1 Rausch und Identität –
Jugendliche in Alkohoszene
Peter Koler
2014, 220 S.
ISBN 978-88-6046-065-3
24,00 Euro

Rausch und Identität – Jugendliche in Alkoholszenen

Peter Koler

bu,press

bozen
bolzano
university
press



Design: DOC.bz

Druck: Druckstudio Leo, Frangart

© 2014 by Bozen-Bolzano University Press

Freie Universität Bozen

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage

www.unibz.it/universitypress

ISBN 978-88-6046-065-3

E-ISBN 978-886046-107-0



This work—excluding the cover and the quotations—is licensed under the Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 International License.

Inhaltsverzeichnis

Die Reihe <i>Brixener Studien zu Sozialpolitik und Sozialwissenschaft</i>	VII
Vorwort von Lothar Böhnisch	IX
1. Einleitung	1
2. Theoretische Zugänge	7
2.1 Theorien zur Erklärung der Entstehung und Aufrechterhaltung von Substanzkonsum, problematischem Konsum und Sucht	8
2.2 Theorien zur Erklärung von Trink- und Rauscherfahrungen bei Jugendlichen	15
2.3 Theorien zur Funktion des Substanzenkonsums in der Adoleszenz	30
3. Quantitative Forschungsergebnisse zu Alkoholkonsum, Rauschtrinken und Substanzenkonsum	41
3.1 Alkoholkonsum in Österreich und Deutschland	41
3.2 Alkoholkonsum in Südtirol	43
3.3 Binge Drinking – „Rauschtrinken“	46
3.4 Statistische Daten und öffentliche Wahrnehmung des Rauschtrinkens bei Jugendlichen im Vergleich	50
3.5 Tabakkonsum	53
3.6 Cannabiskonsum	56
3.7 Schlussfolgerungen zu den Ergebnissen der HBSC-Studien 2005 und 2009	59
4. Methodisches Vorgehen	60
4.1 Methodologische Ausgangsüberlegungen	60
4.2 Das methodische Design	63
5. Das Erzählte spricht	78
5.1 Alkohol in Jugendszenen	83
5.1.1 Trinken lernen	83
5.1.2 Zugang zu Alkohol, Jugendschutz und der Reiz des Verbotenen	85
5.1.3 Gründe für die Beteiligung an Alkoholszenen	90
5.2 Soziales Umfeld	126
5.2.1 Freunde	126

5.2.2	Familie	129
5.2.3	Schule	136
5.3	Entwicklungsprozesse	139
5.3.1	Selbstregulierung	140
5.3.2	Selbstreflexion.....	142
5.3.3	Distanzierung	144
5.3.4	Reifer, erwachsen werden	147
6.	Dimensionen einer reflexiven Präventionsarbeit und Drogenpolitik	155
6.1	Was Alkoholszenen leisten	164
6.2	Trinken lernen	168
6.3	Verbots- versus Kompetenzkultur.....	170
6.4	Das Problem der Wertung.....	173
6.5	Negative Jugend	177
6.6	Neue Erfahrungsräume und Übergangsrituale	181
6.7	Anerkennung und Verantwortung	186
6.8	Ethik.....	190
	Bibliografie	195
	Der Autor	207

Die Reihe *Brixener Studien zu Sozialpolitik und Sozialwissenschaft*

Die *Brixener Studien zu Sozialpolitik und Sozialwissenschaft* haben das Anliegen, die an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Freien Universität Bozen stattfindenden wissenschaftlichen Aktivitäten im Bereich der Sozialpädagogik, der Sozialpolitik und der angewandten Sozialwissenschaften für die Innovation der Praxis sowie die Weiterentwicklung der theoretischen Diskurse und methodischen Ansätze nutzbar zu machen.

Die Studien basieren auf grenzüberschreitenden fachlichen Begegnungen, auf Forschungs- und Entwicklungsprojekten sowie regionalen Innovationswerkstätten, internationalen Kongressen und deren Ergebnissen und Anregungen. Unser besonderes Anliegen ist es, wertvolle Beiträge von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die mit der Fakultät in Brixen als Mitglieder der PhD-Programme, als Mitarbeitende des Kollegiums oder als Lehrbeauftragte und Partner in internationalen Forschungsprojekten verbunden sind, national und international bekannt zu machen.

Thematisiert werden einerseits human- und sozialwissenschaftlich sowie sozialpolitisch aktuelle Themen und methodische Zugänge, die sowohl für das bessere Verständnis gesellschaftlicher Transformationsprozesse, als auch für eine zielgerichtete sozialpolitische Planung und Weiterentwicklung von Bedeutung sind. Dabei werden die entsprechenden Themen so behandelt, dass ein unmittelbarer regionaler Bezug, sofern er Gegenstand der Forschung ist, zugleich paradigmatisch auf Kontexte in anderen Ländern und sozialpolitischen Systemen übertragen werden kann. Andererseits wird mit dieser Reihe angestrebt, durch die Darstellung beispielhafter Projekte zur Weiterentwicklung von Forschungsmethoden und einer Forschungskultur der angewandten Sozialwissenschaft beizutragen die geeignet ist, neue Lösungs-

ansätze für die brennenden gesellschaftlichen Fragen unserer Zeit sowie zur Innovation sozialer Dienste beizutragen.

Die *Brixener Studien zur Sozialpolitik und Sozialwissenschaft* sollen so Möglichkeiten der innovativen, demokratischen und gerechten Gestaltung sozialer und sozialpolitischer Lösungsansätze in die Diskussion bringen. Angesichts des interdisziplinären Charakters der Fakultät sowie im Lichte der wachsenden Bedeutung von interdisziplinärer Forschung und der praktischen Vorteile interprofessioneller Herangehensweisen an die sich steigende Komplexität sozialer Fragen, demonstriert diese Studienreihe den Gewinn, der sich aus entsprechenden, praxisrelevanten und lösungsorientierten Theoriediskursen und Forschungsansätzen ableiten lässt.

In diesem ersten Band veröffentlichen wir den Beitrag von Peter Koler, einem Kollegen mit psychologischem Hintergrund, der als Lehrbeauftragter im Studiengang Sozialpädagogik und als Partner in verschiedenen gemeinsamen psychosozialen Forschungs- und Entwicklungsprojekten mit der Fakultät in Brixen verbunden ist. Peter Koler kennt und schätzt das komplexe Handlungs- und Forschungsfeld der Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen im psychosozialen Bereich, welches sich von dem der medizinischen und therapeutischen Berufsgruppen in den multidisziplinären Teams durch ein höheres Maß der Offenheit und Komplexität, bzw. der scheinbaren Unklarheit unterscheidet. Auch dadurch entstehen gerade in diesem Bereich Unsicherheiten der Definition der eigenständigen Leistungen der sozialen Fachkräfte.

Peter Koler bezieht sich mit seiner Arbeit auf das Verständnis und die Gestaltung von Lebenswelten, insbesondere junger Menschen, einem Zugang, in dem die Expertise der Fachkräfte sozialer Berufe im Bereich der Schaffung von Ermöglichungs- und Vernetzungsstrukturen besonders gefragt ist. In diesem Band stellt Koler die Erfahrungen junger Menschen im Zusammenhang mit Konsum- und Rauscherlebnissen in Bezug zu deren Identitätssuche und Identitätsbildung. Ein solches Verständnis gibt forschungsbasierte Anregungen für die Konzeption sozialer und sozialpädagogischer Maßnahmen als Antworten auf jugendliches Risikoverhalten. Es liefert auch

wichtige Befunde und Hinweise für eine Präventionspolitik, die nicht länger Stigma- und Kontrollpolitik sein kann, sondern an den lebensweltlichen Befindlichkeiten und Bewältigungsproblemen der jungen Betroffenen ansetzen muss.

Die Herausgeber

Susanne Elsen, Silvia Fargion, Walter Lorenz

Vorwort

Der öffentliche Umgang mit Alkohol- und Drogenkonsum Jugendlicher schwankt zwischen Entrüstung, Besorgnis und Tabu. Über die Jugendlichen selbst wird wenig geredet, über Kontrolle, Strafe und Abschreckung dafür umso mehr. Was in der Erwachsenenwelt nur in Extremfällen angeprangert, sonst aber als Lebensstil irgendwie toleriert wird, gilt bei Jugendlichen gleich als brisantes Problem, das auch nicht differenziert wird. Jugend ist damit zur Projektionsbühne gesellschaftlicher Probleme geworden. Dementsprechend wird eine Präventionspolitik favorisiert, die Kontrolle und Abschreckung in den Vordergrund stellt, sich um die Lebenswirklichkeit der Jugendlichen aber wenig kümmert. Kein Wunder, wenn viele der betroffenen Jugendlichen sich nicht angesprochen fühlen, eher in den Untergrund gedrängt werden.

Peter Kolers Arbeit hingegen versucht, Zugang zu eben dieser Lebenswelt zu eröffnen. Er versucht, lebensweltliche Erfahrungen Jugendlicher im Zusammenhang mit Alkoholkonsum und entsprechenden Rauscherlebnissen aufzuschließen und fragt, ob es einen Zusammenhang zwischen der Beteiligung an Konsum-, in erster Linie Alkoholszenen, und der Identitätsentwicklung junger Menschen geben könnte. Dabei geht er davon aus, dass Jugendliche heute zunehmend eigene Fähigkeiten zum „Identitätsmanagement“ entwickeln müssen, weil die klassischen Sozialisationsinstanzen Familie und Schule an Gewicht verloren haben. In diesem Zusammenhang – so die These, wie sie auch inzwischen in der Jugend- und Gesundheitswissenschaftlichen Forschung diskutiert wird – ist der Umgang mit und der Konsum von psychoaktiven Substanzen zu einer Entwicklungsaufgabe im Jugendalter geworden.

Allerdings finden wir aber kaum entsprechende Forschungsarbeiten, die ihren Fokus auf die Untersuchung von lebensweltlich-positiven Erfahrungen, die Jugendliche als aktive Teilnehmer/innen in solchen Konsumszenen machen. Im Gegensatz zu der gängigen, meist an der klinischen Praxis orientierten Außenperspektive, die den Gebrauch von legalen bis illegalen psychoaktiven Substanzen bei jungen Menschen in erster Linie als deviante bzw. pathologische Verhaltensweise ansieht, wird im Rahmen dieser Arbeit untersucht, inwiefern der Konsum von psychoaktiven Substanzen und Rauscherfahrungen stabilisierende und lebensintegrierende Funktionen einnehmen können.

Wie werden Rauscherfahrungen von Konsument/innen selbst bewertet und eingeschätzt? Welche Bedeutungen werden ihnen zugeschrieben, inwiefern werden Konsum und Rausch als Bewältigungsstrategien insbesondere im Prozess der Identitätsfindung gesucht und wie werden sie mit dem eigenen Alltag verwoben. Und schließlich: Welche subjektiven und gruppenspezifischen Gründe führen dazu, sich auf ein Konsumverhalten einzulassen, das gesundheitsschädigend und risikoreich sein kann?

Unter dem Begriff „Alkoholszene“ oder „Alkszene“ werden in diesem Buch jene öffentlichen oder halböffentlichen Orte verstanden, in denen sich junge Menschen in ihren Bezugsgruppen zusammenfinden, um in mehr oder weniger ritualisierten Verhaltensweisen „gewohnheitsmäßig“ alkoholische Getränke der unterschiedlichsten Art gemeinsam zu konsumieren. Die Szenezugehörigkeit verbunden mit permissivem Trinkverhalten – bezogen auf die jeweilige Lebensgeschichte – fungiert in den Interviews als thematischer Einstiegsimpuls. Des Weiteren die Grundthemen: Mannwerden, Frauwerden, in Beziehungen treten können, Freunde haben, sexuelle Erfahrungen machen, Anerkennung erfahren, sich zugehörig und verbunden fühlen, sich zu Hause fühlen, angenommen sein, Grenzen überschreiten, Risiken eingehen und bewältigen. Dabei wird deutlich, dass z.B. das Streben nach Selbstregulierung einen großen Stellenwert bei den Jugendlichen einnimmt. Das sind Ergebnisse, die besonders geeignet sind, eine lebensweltbezogene Präventionspolitik zu fundieren.

Es sind meist selbstorganisierte Szenen, in denen sich durchaus identitätsstiftende Impulse für den Übergang in den Erwachsenen-Status entwickeln können. Ersichtlich wird durch die ausgeprägt vorgefundenen Ambivalenzen allerdings auch, dass die Alkoholszenen Kunstwelten sind und damit auch risikohaltige Übergangsräume darstellen.

Kolers Arbeit kann wesentliche Impulse für die sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung im Bereich jugendliches Risikoverhalten geben. Sie widerspricht einer Präventionspolitik, die nur Stigma- und Kontrollpolitik sein kann, wenn sie nicht an den lebensweltlichen Befindlichkeiten und Bewältigungsproblemen anzusetzen versucht.

Lothar Böhnisch

1. Einleitung

Im Feld der Sucht- und Drogenforschung begegnen sich eine große Anzahl von unterschiedlichen Fachbereichen. Dazu zählen die klassischen Disziplinen, die sich mit dem Menschen an sich beschäftigen wie Psychologie, Soziologie, Pädagogik, Medizin – in letzter Zeit vermehrt auch die Hirn- und Traumaforschung –, aber auch Disziplinen, die sich auf die Substanzen konzentrieren wie Pharmakologie und Biologie. Ebenso kommen Ansätze aus der Philosophie, der Anthropologie und den Politikwissenschaften dazu.

Relativ viele wissenschaftliche Arbeiten beschäftigen sich mit den negativen Aspekten und schädlichen Auswirkungen – bis hin zur Entstehung von Krankheitsbildern – von psychoaktiven Substanzen und Alkohol- bzw. Konsumszenen auf individuelle und soziale Lebenskontexte.

Andererseits bleibt v.a. die quantitative Forschung meistens bei der Aufgabe stehen, die reinen Konsumprävalenzzahlen der unterschiedlichen legalen und illegalen Substanzen zu messen. Diese Forschungsergebnisse sagen weder viel über ein tatsächliches Risikoverhalten und die Vulnerabilität einer Population aus, noch lässt sich durch diese Daten erklären, aus welchen Gründen Substanzen genommen oder Rauscherfahrungen gesucht werden.

Wenige neue Arbeiten legen ihren Fokus auf die Untersuchung von positiven Erfahrungen, die Menschen als aktive Teilnehmer/innen von Konsumszenen und Subkulturen machen, und beforschen die Auswirkungen auf die Einzelbiografien.

Es ist heute davon auszugehen, dass in der früher beginnenden und länger andauernden Lebensphase Jugend, so wie sie sich in der zweiten Moderne herauskristallisiert hat, eine Reihe von neuen Bewältigungsaufgaben auf junge Menschen warten.

Mit dem starken Individualisierungstrend steigt für junge Menschen die Herausforderung, die eigene Identität in Beziehung mit anderen so mitzugestalten, dass für die Persönlichkeitsentwicklung wichtige Werte wie Anerkennung, Selbstwert, Selbstwirksamkeit, Zugehörigkeits- und Kohärenzgefühle entstehen und verspürt werden.

Einleitung

Die eigenen Fähigkeiten zum „Identitätsmanagement“ werden auch deswegen zentral, weil die klassischen Sozialisierungsinstanzen Familie und Schule an Gewicht verloren haben.

Innerhalb dieses Rahmens ist der Umgang mit und der Konsum von psychoaktiven Substanzen zu einer der zusätzlich zu meisternden Entwicklungsaufgaben geworden. Das gilt auch dann, wenn junge Menschen sich dazu entscheiden, nichts oder sehr wenig zu konsumieren.

In diesem Kontext werden jugendsubkulturelle Szenen wichtig. Sie werden, auch (aber nicht nur) in Verbindung mit Substanzkonsum, zu zentralen Lebenswelten für Heranwachsende.

Aus einer Erwachsenenperspektive heraus mag es sich um gefährliches und gesundheitsschädliches Risikoverhalten handeln, für junge Menschen stehen oft auch der Wagemut, die Neugierde und eben die intensiven identitätsrelevanten Erfahrungen im Vordergrund.

Für manchen geht die Suche nach dem eigenen Selbst und nach neuen Erfahrungen und Erlebnissen (zumindest für einen gewissen Zeitraum) über die von Eltern und Erzieher/innen gesetzten Grenzen hinweg. (Koler, Mock 2011, S.61)

Die Tatsache, dass so wenig über die subjektiv wahrgenommenen positiven Seiten eines Konsums von psychoaktiven Substanzen geforscht wird, war der Ausgangspunkt für die vorliegende Arbeit mit dem Titel „Identitätsrelevante Aspekte bei der Beteiligung von Jugendlichen an Konsumszenen, insbesondere Alkoholszenen“. Für Jugendliche muss die Beteiligung einen Sinn ergeben. Warum sonst verbinden sie damit so viel Lust und Energie? Die Frage ist nur: Welchen Sinn?

Ein repressiver, kontrollierender Ansatz lässt diese Frage nicht zu. Er verhindert sie geradezu. Im Gegensatz zu Forschungsansätzen, die auf eine pathologische Ausprägung fokussieren und den jugendlichen Konsum per se als deviant ansehen, geht es im vorliegenden Forschungsvorhaben darum herauszufinden, wie gesunde Personen in der Adoleszenz Substanzen wegen ihrer Wirkung einsetzen, auch um den ihnen gestellten Anforderungen zu begegnen.

Ausgangshypothese am Anfang der vorliegenden Arbeit war, dass es einen Zusammenhang geben kann zwischen der Beteiligung v.a. an Alkoholszenen und der Entwicklung eines jungen Erwachsenenselbst. Dieses Forschungsvorhaben geht auf die Suche nach identitätsrelevanten Erfahrungen im Zusammenhang mit Konsum- und Rauscherlebnissen bei Personen ohne Krankheitsdiagnosen.

Die Wahl der Grounded Theory als Forschungsmethode machte es überflüssig bzw. kontraproduktiv, fertige Hypothesen an den Anfang des Forschungsprozesses zu stellen. Die Intuition, dass es bei so viel Beteiligungswunsch und -lust so vieler junger Menschen an Trinkevents unterschiedlichster Natur um mehr gehen muss als Spaß und Gruppendruck, reichte, um mit dem Forschungsvorhaben beginnen zu können. Der Autor wollte keine Fährte im Vorhinein ausschließen, um schließlich entdecken zu dürfen, aus welchen Gründen so viel Entschlossenheit in diese Konsumwelten hineinfließt.

Die vorbereitende theoretische Auseinandersetzung sollte nicht zu weit vorgreifen, weil im Sinne der Grounded Theory die Betroffenen selbst sprechen und durch ihre Aussagen fürs Erste die Deutungshoheit für ihr Tun haben, zu der erst in einem zweiten Moment die theoretische Korrespondenz gefunden wurde.

In der vorliegenden Forschungsarbeit wurde folgenden Fragen nachgegangen:

1. Welche Gründe stehen hinter einem Konsum von psychoaktiven Substanzen in der heute jungen Generation der 15- bis 25-Jährigen. Der eigentliche qualitative Forschungsteil konzentriert sich auf Jugendliche zwischen 14 und 20 Jahren. Für diese Altersgruppe wird vertieft der Frage nach dem Umgang mit der Substanz Alkohol, den damit zusammenhängenden Motiven und den dahinter stehenden Bedeutungen nachgegangen.
2. Insbesondere geht es darum, Erkenntnis darüber zu gewinnen, wie Rauscherfahrungen von Konsument/inn/en selbst bewertet und eingeschätzt werden, welche Bedeutungen ihnen zugeschrieben werden, inwiefern Konsum und Rausch als Bewältigungsstrategien insbesondere im Identitätsentwicklungskontext angewandt werden und wie sie mit dem eigenen Alltag verwoben werden.

3. Ebenso wird der Frage nachgegangen, welche subjektiven und gruppenspezifischen Gründe dazu führen, um sich auf Konsumverhaltensweisen einzulassen, die aus einer Fremdperspektive auch gesundheitsschädigend und risikoreich sein können.
4. Der empirische Teil bezieht sich auf Südtirol. Auf quantitativer Ebene wird gezeigt, wie sich die Konsumprävalenzen in den letzten acht Jahren innerhalb der Population der 15- bis 25-Jährigen verändert haben und welche Korrelationen zwischen Konsumverhalten und Lebensbefindlichkeiten bestehen.

Das Vorhaben ist auf dem Gebiet der sozialwissenschaftlichen Drogen- und Suchtforschung insofern innovativ, da für den qualitativen Teil der Untersuchung eine Stichprobe aus der jugendlichen Normalbevölkerung genommen wird und der Fokus zu Beginn unvoreingenommen auf die positiv prägenden Aspekte von mit psychoaktiven Substanzen experimentierenden Szenen gestellt wird.

Im zweiten Kapitel geht es um die Auseinandersetzung mit bestehenden theoretischen Konstrukten und Forschungsergebnissen. Vorgestellt und beschrieben werden eine Reihe von Theorien, die für das vorliegende Forschungsvorhaben als Grundlage dienen und die sich der Thematik mit unterschiedlichen Fragestellungen nähern. Aufgeteilt auf drei Zugänge geben sie einen Überblick über bestehende relevante Erklärungskonzepte.

Im dritten Kapitel werden quantitative Forschungsergebnisse gesammelt wiedergegeben. Vor allem werden die Entwicklungen der Alkohol-, Tabak- und Cannabis-Konsumprävalenzen und der Alkoholrauscherfahrungen der jugendlichen Bevölkerung in den letzten 10 Jahren dargestellt. Aufgenommen wurde auch Datenmaterial aus der letzten Südtiroler HBSC-Studie 2009/10, an der der Autor mitgearbeitet hat. Überprüft wird in diesem Kapitel ebenso die häufig über Medien verbreitete Annahme, dass Jugendliche im Vergleich zur erwachsenen Bevölkerung eine besonders anfällige Altersgruppe für problematisches Konsumverhalten sei.

Im vierten Kapitel wird die Methodenwahl und die methodische Vorgangsweise beschrieben.

Das fünfte Kapitel widmet sich dem eigentlichen Forschungsteil. Der Kern der Arbeit besteht aus der Analyse von 19 halbstandardisierten, themenzentrierten Interviews, die mit insgesamt 23 konsum- und rauscherfahrenen jungen Männern und Frauen zwischen 14 und 20 Jahren geführt wurden. In den Interviews machen junge Menschen, die sich Konsumszenen zugehörig fühlen, den Hauptteil aus. Die Szenezugehörigkeit zusammen mit permissivem Trinkverhalten wird in den Interviews vertieft besprochen. Dabei ging es in erster Linie darum zu verstehen, was in den Lebensgeschichten geschieht, nicht darum, diese zu bewerten oder beratend zu intervenieren.

Für die Analyse wurden die aufgenommenen Interviews in einem ersten Schritt mehrmals angehört, um die für die Forschungsfragen relevanten Inhalte zu sichten und zu transkribieren. In einem weiteren Schritt wurde das Material im Sinne der Grounded Theory in Sinnabschnitte zerlegt, kodiert und anhand von diesen Kodierungen neu sortiert. Das in Kategorien geordnete Material war die Basis für die eigentliche Forschung.

Im abschließenden sechsten Kapitel wird vertiefenden Überlegungen für eine reflexive Drogenpolitik und Präventionsarbeit Raum gegeben.

Insgesamt kann das gesamte Vorhaben auch als Versuch gesehen werden, dem vom pathologischen Verhalten und Nichtgelingen geprägten Blick der Kliniker, der aber auch viele Präventionist/inn/en prägt, eine alternative Sichtweise gegenüberzustellen, die von den Lebenswelten der Betroffenen ausgeht. Die positiv konnotierten, bis heute wenig beachteten Haltungen von jungen Menschen bzgl. Konsum- und Rauscherfahrungen können möglicherweise von zu wenig reflektierten Präventionsmaßnahmen gestört und ungünstig beeinflusst werden.

Dabei bietet das Menschenbild, welches dem Forschungsvorhaben zugrunde liegt, einen zentralen Ausgangspunkt. Im Gegensatz zu einem autoritär patriarchalen Menschenbild, das den Subjekten nicht viel zutraut und stattdessen auf Kontrolle, Normen und Gesetze aufbaut, setzt ein über die Gesundheitsförderungstheorie etabliertes emanzipatorisch-demokratisches Menschenbild auf die Fähigkeit der/s Einzelnen, ihr/sein Leben selbstverantwortlich zu gestalten. Maßgeblichen Einfluss auf die Berücksichtigung desselben und einen in den letzten zwei Jahrzehnten veränderten

Zugang hat dabei die von der WHO im Jahr 1986 proklamierte Ottawa Charta. Es scheint, dass junge Menschen die Eingriffe der Erwachsenen in ihre Lebenswelten oft als ungerechtfertigt erleben und das mit ein Grund sein kann, an „selbstschädigenden“ Rauscherfahrungen festzuhalten.

Möglicherweise kann so ein neues, für manchen auch ungewohntes, Verständnis einen präventiven Zugang entwickeln, der bei den Zielgruppen weniger auf Ablehnung stößt als die derzeit immer noch gängigen restriktiv-repressiven Ansätze.

2. Theoretische Zugänge

Die vorliegende Arbeit verortet sich nicht im Feld der Suchtforschung, die sich mit Fragen wie beispielsweise „Was sind schädliche Faktoren?“ „Was macht krank?“ auseinandersetzt, sondern in dem der angewandten sozialpädagogischen Jugendforschung. Es geht um die Entwicklung eines Verständnisses für Konsumszenen, mit einem Ansatz, der bei der Lebenswelt junger Menschen startet und auf die Suche geht nach Teilidentitäten, die sich aus den in Konsumszenen gemachten Erfahrungen generieren. In diesem Zusammenhang, so die These, wie sie inzwischen auch in der Jugend- und Gesundheitswissenschaftlichen Forschung diskutiert wird - ist der Umgang mit und der Konsum von psychoaktiven Substanzen nicht nur zu einer Entwicklungsaufgabe im Jugendalter geworden (Hurrelmann 2007), sondern auch zu einer Möglichkeit relevante Erfahrungen für die eigene Identitätskonstruktion und Lebensbewältigung zu machen.

Der folgende Theorieteil ist knapp und konzentriert. Vieles was mit den Fächern Psychologie, Pädagogik, Soziologie, Psychiatrie, Neurologie, Ethik, Pharmakologie, Jurisprudenz, etc. zu tun hat ist relevant. Inhaltlich betrifft es die Bereiche Entwicklungspsychologie, Erziehung, Sozialisierung, soziales Lernen, Modelllernen, Belohnungslernen, Dissonanz, Menschenführung, Gruppendynamik, Denken, Merken, etc. Eine erschöpfende Darstellung ist hier unmöglich und auch nicht der Schwerpunkt der Arbeit. Es gibt in den üblichen, theoretischen Diskussionen unter Präventionsexperten allerdings einige Aspekte, die üblicherweise bedacht werden - und diese werden hier über drei Zugänge grob angerissen.

Im ersten Zugang werden einige relevante Ansätze aus dem klinischen und präventionstheoretischen Bereich, welche die Entstehung und Aufrechterhaltung von Substanzkonsum, problematischem Konsum und Sucht erklären, vorgestellt und besprochen.

Ein zweiter Zugang ist mit dem Forschungsvorhaben thematisch eng verknüpft und erfolgt über bestehende Konzepte zur Erklärung der Suche nach Trink- und Rauscherfahrungen bei Jugendlichen. Vor allem Ansätze über die Gründe und die Bedeutung von Rauschtrinken werden in diesem Kapitel besprochen.

Die dritte Annäherung beschäftigt sich mit Theorien zur Entwicklung in der Adoleszenz. Allgemein gesellschaftliche und soziologische Ansätze, die sich mit der Lebensphase Jugend auseinandersetzen, werden vorgestellt. Besonderes Augenmerk erhält auch hier der Aspekt des Substanzkonsums, insbesondere in seiner Funktion als Bewältigungsstrategie.

Schwerpunkt der Arbeit ist der Forschungsteil. Eher ging es darum Theorie im Sinne der Grounded Theory zu generieren, anstatt die erhobenen qualitativen Daten in ein bereits festgeschriebenes theoretisches Korsett zu legen. Der offene Zugang der Studie – und das ist ganz typisch für den Diskurs in der Prävention – erfordert, dass man sich nicht exklusiv im Raum einer bestimmten Theorie, wie Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, Entwicklungspsychologie, Neuropsychologie, etc. aufhält. Man lässt sich von allem zum Denken anregen und ist gleichzeitig offen für möglichst viele Perspektiven und Erkenntnisse. Bei einem Theorieabriss, der nicht zentraler Inhalt des Werkes ist, ist die Forderung nach einer konsistenten, erschöpfenden und widerspruchsfreien Theorie - das ideale Endergebnis des eklektizistischen Suchens nach Erkenntnis - eher unrealistisch.

Gleichzeitig finden sich aber kaum entsprechende Forschungsarbeiten, die ihren Fokus auf die Untersuchung von lebensweltlich-positiven Erfahrungen, die Jugendliche als aktive Teilnehmer/innen in solchen Konsumszenen machen. Der Fokus der Problemorientiertheit bleibt auch bei Ansätzen, wie sie etwa die Risikoverhaltensforschung annimmt, aufrecht, indem das Hauptaugenmerk auf das Gefährdungspotential, beispielsweise des Substanzkonsums, gelegt wird. Der theoretische Ansatz in der vorliegenden Arbeit eingebettet werden kann ist laut Litau (2011) eigentlich noch nicht entwickelt.

2.1 Theorien zur Erklärung der Entstehung und Aufrechterhaltung von Substanzkonsum, problematischem Konsum und Sucht

Der Konsum von psychoaktiven Substanzen wird zumindest nach vier Kategorien unterteilt. Diese Kategorien sind:

- Abstinenz
- risikoarmer Gebrauch
- schädlicher, aber nicht-süchtiger Gebrauch
- Sucht

Die Kategorie „risikoarmer Gebrauch“ wird häufig noch in experimentellen Gebrauch/Probierkonsum vs. regelmäßigen, risikoarmen Gebrauch unterteilt, wodurch sich dann fünf Kategorien ergeben. Während beim „experimentellen Gebrauch“ Neugierde im Vordergrund steht, ist die Hauptmotivation bei „regelmäßigem, risikoarmem Gebrauch“ Gewohnheit und/oder Genuss. Manchmal wird der Begriff „problematischer Gebrauch“ statt „schädlicher Gebrauch“ bevorzugt.

Der Begriff „Sucht“ inkludiert sowohl „physische“, „psychische“ als auch „soziale Abhängigkeit“. In Zusammenhang mit Sucht ist es notwendig, zwischen dem klassischen Suchtbegriff, dem umfassenden Suchtbegriff und dem erweiterten Suchtbegriff zu unterscheiden.

Lange Zeit wurde der Begriff „Sucht“ vor allem mit „physischer, substanzgebundener Sucht“ gleichgesetzt („klassischer Suchtbegriff“). Zur Abgrenzung des klassischen Suchtbegriffs wurden und werden Kriterien wie Toleranzentwicklung, Kontrollverlust, körperliche Entzugssymptome usw. herangezogen, die in der Regel weder in Zusammenhang mit psychischer und sozialer Abhängigkeit noch in Zusammenhang mit nicht-substanzgebundenen Süchten anwendbar sind. Nun wird es allerdings üblich, den Begriff Sucht auch auf psychische und soziale Abhängigkeit („umfassender Suchtbegriff“) sowie auf nicht-substanzgebundene Süchte, wie Spielsucht, Internetsucht, Sexsucht usw. („erweiterter Suchtbegriff“), auszudehnen. Um der Gefahr der Beliebigkeit des Suchtbegriffs entgegenzuwirken, ist es allerdings notwendig, auch in Zusammenhang mit nicht-substanzgebundenen Süchten eine klare Grenze zu ziehen und darauf zu bestehen, dass „Sucht“ Krankheitscharakter hat. Sucht darf nicht einfach mit Gewohnheit, „der natürlichen Abhängigkeit von Nahrungsmitteln, Kleidung, Zuwendung usw.“ und/oder „Problemverhaltensweisen, die (noch) der willentlichen Kontrolle des Subjekts unterliegen“ gleichzusetzen sein. Von Sucht sollte man nur sprechen, wenn das zugrunde liegende Problemverhalten zu einem eigendynamischen, zwanghaften Verhalten wird, das sich selbst organisiert hat und sich

rückhaltlos beständig zu verwirklichen sucht (vgl. Uhl, Springer 2002, S. 20).

Aus Theorien, welche die Entstehung und Aufrechterhaltung von Substanzkonsum, problematischem Konsum und Sucht erklären, können Rückschlüsse auf mögliche Präventionsmaßnahmen gezogen und Teilgruppen von problematisch konsumierenden und süchtigen Personen, die gesondert befohrt und behandelt werden müssen, identifiziert werden (vgl. Gruber et. al. 2008, S.182).

2.1.1 Die Selbstbehandlungshypothese

Khantzian (1985), einer der bekanntesten Vertreter der Selbstbehandlungshypothese der Substanzabhängigkeit, geht davon aus, dass ein großer Anteil süchtiger Personen zunächst (primär) an gravierenden psychischen und sozialen Problemen leidet und dass diese Personengruppe psychoaktive Substanzen in der Folge (sekundär) zur Behandlung bzw. Problemlinderung/Symptombekämpfung einsetzt, was dann relativ rasch zu einer „sekundären Substanzabhängigkeit“ führen kann. Die Unterscheidung zwischen dieser eben beschriebenen „sekundären Substanzabhängigkeit“ und einer „primären Substanzabhängigkeit“, bei der psychische und soziale Probleme erst sekundär entstehen, also infolge z.B. eines (sub)kulturell bedingten Substanzkonsums, der sich zu Missbrauch und Abhängigkeit entwickelt hat, ist von großer praktischer Bedeutung für Prävention und Behandlung. Bei Personen mit ernsten psychischen und sozialen Problemen ist es aus präventiver Sicht notwendig, rechtzeitig geeignete psycho- und sozialtherapeutische Maßnahmen einzuleiten, damit es erst gar nicht zur Entwicklung einer sekundären Substanzabhängigkeit kommt. Wenn sich eine sekundäre Substanzabhängigkeit entwickelt hat, reicht es folglich auch nicht aus, isoliert die Substanzabhängigkeit zu bekämpfen, sondern es ist unabdingbar notwendig, gleichzeitig auch die der Abhängigkeit zugrunde liegende Komorbidität zu behandeln. Die inhaltliche Verwandtschaft zwischen der weiter unten beschriebenen Gesundheitsförderungstheorie und der Selbstmedikationshypothese ist offensichtlich. Der zentrale Unterschied ist, dass die Gesundheitsförderungstheorie sich auf nicht-pathologische Verhaltensdefizite bezieht, während die Selbstmedikationshypothese auf eine pathologische Ausprägung fokussiert.

2.1.2 Die Konsumverteilungstheorie

Der Selbstmedikationshypothese fast diametral entgegen steht die Konsumverteilungstheorie (Single Distribution Theory) von Ledermann (1956), die später von Skog (1982) modifiziert und präzisiert wurde. Die Theorie wurde zwar explizit den Alkoholkonsum betreffend entwickelt, lässt sich aber durchaus auch auf anderen psychoaktiven Substanzkonsum übertragen. Die Konsumverteilungstheorie postuliert, dass die Alkoholkonsumverteilung innerhalb einer Bevölkerung einer bestimmten Verteilungsfunktion entspricht, weswegen man die Zahl der Problemkonsument/inn/en aus dem Durchschnittskonsum der Bevölkerung schätzen könne. Träfe diese Theorie zu, so könnte man den Problemkonsum in einer Gesellschaft nur reduzieren, indem man das gesamtgesellschaftliche Konsumniveau nach unten drückt. Jeder Versuch, mit Maßnahmen speziell auf Problemkonsument/inn/en zu zielen, wäre demnach zum Scheitern verurteilt. Während die Selbstbehandlungshypothese die Entstehung problematischer Substanzkonsummuster primär über Eigenschaften der problematisch Konsumierenden („Set“) erklärt und einen problemorientierten Zugang nahelegt, fokussiert die Konsumverteilungstheorie auf die Eigenschaft von Umgebung („Setting“) sowie Substanz („Drug“) und legt einen abstinenzorientierten Zugang nahe.

Wie Single (1992) überzeugend ausführte, wurde die Konsumverteilungstheorie inzwischen von einer großen Anzahl von Autor/inn/en widerlegt, weswegen Single vom Konsumverteilungsmythos im Sinne eines weitgehend widerlegten historischen Anachronismus spricht. Zu erwähnen bleibt, dass die Konsumverteilungstheorie sich in den traditionell abstinenzorientierten protestantischen Staaten noch immer großer Beliebtheit erfreut, während in den traditionell eher alkoholfreundlichen katholischen Ländern, die mäßigen Alkoholkonsum als integralen Teil ihrer Kultur betrachten, die Konsumverteilungstheorie besonders wenig Anklang findet.

2.1.3 Die Gesundheitsförderungstheorie

„Gesundheitsförderung“ im Sinne der WHO zielt auf Empowerment, d.h. man unterstützt Individuen und Gruppen darin, eigene Wünsche und Bedürfnisse wahrzunehmen, zu realisieren und zu befriedigen, und zwar

dadurch, dass sie entweder in die Lage versetzt werden, ihr Umfeld entsprechend zu verändern, oder sich bewusst den Gegebenheiten anzupassen mit dem Ziel, dass sie mehr Einfluss auf ihren Gesundheitszustand nehmen und Tendenzen zu selbstschädigendem Verhalten reduzieren können. Dies geschieht durch die Förderung von Widerstandskraft („Resilienz“) bzw. die Verringerung von Verletzlichkeit („Vulnerabilität“), durch Förderung von protektiven Faktoren (wie Lebenskompetenz) und durch eine Verringerung von Risikofaktoren (z.B. eine hohe Jugendarbeitslosigkeit). Dass Vulnerabilität im oben beschriebenen Sinne die Wahrscheinlichkeit für selbstschädigendes und gesundheitsgefährdendes Verhalten erhöht, wird nicht nur durch Ergebnisse aus der Komorbiditätsforschung gestützt, sondern korrespondiert auch mit der klinischen Beobachtung, dass stark problembelastete Personen in stark erhöhtem Ausmaß zu Substanzmissbrauch und Sucht tendieren. Die zentrale Frage in diesem Zusammenhang ist also nicht, ob eine Erhöhung der Lebenskompetenz sich positiv auf das Suchtgefährdungspotenzial auswirkt, sondern wie man die Lebenskompetenz von Individuen – und damit deren Widerstandskraft – erfolgreich steigern kann.

2.1.4 Theorie des lebensüberdauernden antisozialen Verhaltens

Moffitt (1993) stellte fest, dass zwar ein Großteil der Jugendlichen in ihrer Adoleszenz kriminelle Handlungen (Ladendiebstähle, Vandalismusakte, Aggressionsdelikte, Drogendelikte etc.) setzt, dass allerdings die meisten dieser Jugendlichen diese Verhaltensweisen nach der Pubertät spontan wieder aufgeben und dass nur in rund 10% der Fälle – wo eine psycho-soziale Problematik eines Jugendlichen derart mit einer kriminogenen Umgebung interagiert – sich eine überdauernde kriminelle Persönlichkeitsstruktur entwickelt. Laut Moffitt sind Jugendliche, die Gleichaltrigen gegenüber einen körperlichen Reifungsvorsprung haben, hier besonders gefährdet. Moffitts Theorie korrespondiert recht gut mit der Gesundheitsförderungstheorie, in der eine erhöhte Gefährdung für spätere Problementwicklungen auf eine erhöhte psychische und soziale Vulnerabilität zurückgeführt wird.

Aus Moffitts Theorie lässt sich folgern, dass man bei dieser Risikogruppe rechtzeitig gezielte Maßnahmen zur Verringerung der relevanten Probleme

setzen sollte, aber auch, dass man bei Jugendlichen, die im Rahmen der pubertären Entwicklungsphase vorübergehend ein deviantes Verhalten aufweisen, keinesfalls überreagieren sollte. Wer hier nach dem Motto „Wehret den Anfängen“ oder „Null Toleranz“ sehr harte staatliche Maßnahmen fordert, erhöht die Problembelastung der Betroffenen und trägt so in paradoxer Weise dazu bei, dass längerfristig die Auftrittswahrscheinlichkeit gerade jener Verhaltensweisen zunimmt, die man eigentlich bekämpfen wollte.

2.1.5 Sensationensuchtheorie

Das für Jugendliche charakteristische Neugierverhalten hat insbesondere im Zusammenhang mit dem Ausprobieren verschiedener illegaler Substanzen Bedeutung, wobei der überwiegende Teil der aus diesem Grund konsumierenden Jugendlichen nach ein- oder mehrmaligem Experimentieren den Konsum wieder aufgibt (Seiffge-Krenke 1994). Dieses natürliche Neugierverhalten ist zu unterscheiden vom Sensationensuchen („Sensation Seeking“, Zuckerman 1979), worunter ein stabiles Bedürfnis nach neuen und ungewöhnlichen Reizen bei gleichzeitiger Bereitschaft, dafür soziale und physische Risiken in Kauf zu nehmen, verstanden wird. In der Suchtprävention übliche Strategien, die diesem Wunsch Jugendlicher nach „starken rauschhaften Erlebnissen“ entgegenkommen, sind an der Abenteuerpädagogik orientiert. Mit diesem Ansatz wird versucht, Kindern und Jugendlichen interessante Möglichkeiten zu eröffnen, auch ohne Substanzkonsum Abenteuer und Rausch zu erleben – was nicht immer ganz unbedenklich ist, weil beispielsweise von Extremsportarten ein weit größeres Risiko für Leben und Gesundheit ausgehen kann als vom üblichen Umgang mit Rauschdrogen. Gleichgültig, ob Menschen ihre intensiven Erlebnisse im Extremsport, bei Abenteuerreisen oder mit Rauschdrogen suchen, wichtig ist, dass sie sich der jeweiligen Gefahren bewusst sind, um möglichst in der Lage zu sein, Gefahren für Leben und Zukunft zu minimieren. Hier setzt die Vermittlung von „Risikokompetenz“ an – ein Ansatz, den Koller et al. (2003) mit dem Kunstwort „Risiflecting“ als Präventionsstrategie eingeführt haben. Clayton et al. (1995) stellten fest, dass der Zusammenhang zwischen „Sensationensuchen“ und Drogenmissbrauch bzw. -abhängigkeit bislang

empirisch nicht nachgewiesen werden konnte. Das ist aber angesichts der üblichen empirischen Forschungsstrategien nicht wirklich verwunderlich. Man kann Personen, deren Motivation zum Substanzenkonsum einem starken Bedürfnis nach neuen und ungewöhnlichen Reizen entspricht („Sensationensucher“), Personen, für die Substanzenkonsum Ausdruck ihrer (sub)kulturellen Identität ist („[sub]kulturell determinierte Konsument/inn/en“), und Personen, die Substanzen zur Behandlung ihrer psychischen und sozialen Probleme einsetzen („Selbstbehandler/innen“), nicht wie eine homogene Gruppe behandeln und erwarten, dass sich Zusammenhänge, die für ein relativ kleines Teilkollektiv gelten, in der heterogenen Gesamtgruppe abbilden. Bei „(sub)kulturell determinierten Konsument/inn/en“ und „Selbstbehandler/inn/en“ ist zu vermuten, dass das „Sensationensuchen“ nur durchschnittlich bis unterdurchschnittlich ausgeprägt ist, weswegen man für die Gesamtgruppe sogar einen negativen Zusammenhang zwischen „Sensationensuchen“ und Drogenmissbrauch bzw. -abhängigkeit erwarten könnte, ohne dass das gegen die „Sensationensuchtheorie“ sprechen würde.

2.2 Die Reaktanztheorie

Die Reaktanztheorie (Brehm 1966) besagt, dass eine drohende Einschränkung der Denkens- und Handlungsfreiheit Menschen dazu motiviert, sich zu wehren und die bedrohte Überzeugung zu verteidigen oder auf der bedrohten Handlung zu bestehen. Eine Freiheitseinengung ruft primär dann Reaktanz hervor, wenn sie vom Individuum als ungerechtfertigt erlebt wird, z.B. wenn der/die Empfänger/in die Botschaft als Manipulationsversuch, Verfälschung oder Übertreibung erlebt. Die Erfahrung der Suchtpräventionsexpert/inn/en über die letzten Jahrzehnte, dass Abschreckung, Manipulation durch einseitige Informationsauswahl und Moralisieren sich als unproduktiv bis kontraproduktiv erwiesen haben, korrespondiert gut mit der Reaktanztheorie. Die hier vorgestellten Theorien geben wertvolle Impulse auch zur Erklärung von jugendlichem Konsumverhalten. Sie werden im Forschungsteil insofern rezipiert, als dass überprüft wird, inwieweit die theoretischen Konstrukte durch die Analyse des gesammelten Interviewmaterials wiederzufinden sind. Das gilt beispielsweise für das Nutzen der Substanzenwirkung für die eigene psychische Regulierung, den passageren Charakter antisozialen Verhaltens,

die Reaktanzbildung durch Kontrolle und Verbote oder das Sensationensuchen bei der Beteiligung an Konsumszenen.

2.3 Theorien zur Erklärung von Trink- und Rauscherfahrungen bei Jugendlichen

Es gibt eine Reihe theoretischer Erklärungsansätze über die Gründe und die Bedeutung von Konsum- und Rauscherfahrungen bei Jugendlichen. Im folgenden Kapitel werden einige in konzentrierter Form vorgestellt und besprochen.

2.3.1 Der Konsum aus soziologischer Sicht

Der Konsum wird in heutigen Gesellschaften zu einem der zentralen Kriterien der sozialen Differenzierung. Es ist deswegen nicht zufällig, dass unsere Gesellschaft auch als „Konsumgesellschaft“ bezeichnet wird.

Der Konsum herrscht über ein System von Beziehungen zwischen den sozialen Kategorien, demzufolge die Besitzobjekte Markierungen gesellschaftlicher Stellungen, 'Indikatoren der Klassifizierung' sind. Gesellschaftsmitglieder manifestieren über das, was sie konsumieren, ihren Platz in der Gesamtgesellschaft ... Der Konsum ist die Grundlage eines 'Handels' ... das heißt eines gesitteten Austausches, über den die gesellschaftlichen Subjekte miteinander kommunizieren. (Castel 2000, S. 323)

Innerhalb dieses Systems erhält auch der Konsum psychoaktiver Substanzen eine besondere Bedeutung. Dieser ist allerdings nicht erst seit heute ein bedeutendes Mittel zur sozialen Differenzierung. Ein Mittel, mit dem sich vorzüglich darstellen lässt, welchen Platz man in der Gesellschaft einzunehmen beansprucht.

In den letzten Jahrzehnten hat sich diese soziale Differenzierung zunehmend auf die Substanzen und die Konsumformen konzentriert, statt auf schiere Mengen: So wurden nicht nur immer wieder neue – illegale oder in der Folge illegalisierte – Drogen und mit ihnen neue Konsumpraktiken von diversen Szenen zur Unterscheidung von anderen, oder gar von 'den Spießbürgern' oder 'der

Gesellschaft' propagiert, sondern haben sich auch die traditionellen – legalen – Substanzen und deren Einnahmemuster diversifiziert: Der nach wie vor mit Nahrung assoziierte Wein verschwand zunehmend von den Speisezetteln und aus den Mahlzeiten des 'einfachen Volkes' in den 'Weinländern' und er etablierte sich als vielgestaltiges Genussmittel von Gemeinschaften, die anhand diversifizierten Weinkonsums ihren differenzierten Geschmack darzustellen suchen und die sich dabei in Gegensatz zu den Bier- und Spirituosenkonsumenten setzen, denen der dumpfe (Rausch- und Sucht-) Geruch minder differenzierter 'Klassen' anhaftet.

Ist der Substanzenkonsum also eine gesellschaftliche Handlung, mittels welcher soziale Positionen beansprucht und Zugehörigkeiten bekundet wie auch darüber hinausgehend Botschaften vermittelt werden können und die daher im unmittelbaren Dienst von Identitätsdarstellung und -findung (von Gemeinschaften wie von ihren Angehörigen) steht, so muss er auch auf dieser Ebene erfasst und verstanden werden: 'So relevant die intrapsychische Regulation ist, so wird mit ihrer ausschließlichen Fokussierung unterschlagen, dass es sich beim Drogenkonsum zuerst um eine aktionale Copingform handelt, mithin um eine in ihrer Sichtbarkeit und starken normativen Prägung sozial sehr 'aussagekräftige' Handlung. Ihr wohnt eine relevante Form der sozialen Darstellung inne, die am interpersonellen Charakter von Konsumsituationen verdeutlicht werden kann' (Dollinger, 2005 S.152). Und auch dann, wenn der Substanzenkonsum von relevanten 'Zuschauer/inne/n' in einer Kontrollverlustsemantik wie etwa der Suchtsemantik kodiert wird, ist davon auszugehen, dass er der Identitätsdarstellung und -findung dient: Selbst in der Anerkennung der Suchtsemantik kann eine Erklärung der eigenen Identität gefunden werden über eine Distanzierung von der 'konventionellen' Welt. Die Annahme einer Kontrolllosigkeit kann damit subjektiv funktional sein. Identitätstheoretisch ausgedrückt definieren Konzept und Semantik der Drogenabhängigkeit ein Feld, in dessen Rahmen Personen ihre Identität kommunizieren können und in dem sie Subjektivität über die symbolische Dimension von Drogenkonsum konstituieren können. (Eisenbach-Stangl et al. 2008, S. 38f.)

Die jugendliche Alkoholszene kann auf der Basis eines solchen theoretischen Hintergrunds als mögliche Unterstützungsplattform gesehen werden, die es

Jugendlichen erleichtert, die Phase zwischen Kindheit und Erwachsensein zu durchleben.

Da die posttraditionale Gesellschaft weniger als frühere Gesellschaftsformen Institutionen des Übergangs von der Kindheit zum Erwachsensein ausformuliert hat, sorgen die jungen Menschen selbst für entsprechende Einrichtungen, denen sie sich anschließen und unterwerfen und auf die die Erwachsenen gegebenenfalls kritisch oder auch ablehnend reagieren: Es handelt sich um verschiedene Gruppierungen von Gleichaltrigen, oder auch um 'Jugendlichenszenen'. (Eisenbach-Stangl et al. 2008, S. 39)

Die Gleichaltrigengruppe funktioniert in der Adoleszenz u.a. als Stütze, als Orientierungspunkt und als Brücke von der Familie zu gesellschaftlichen Gruppierungen. Sie sind Ausdruck passagerer Identifikationen, die den Prozess der Ablösung erleichtern sollen und unter Umständen zu bleibenden Identifikationen führen können. (Streek-Fischer 1992, S. 756)

2.3.2 Rausch unter einem allgemein gesellschaftlichen Aspekt

Unsere derzeitige Gesellschaft wird als posttraditional und flexibel angesehen. In solchen „flexiblen“ Gesellschaften belastet das Chaos die Einzelnen: „Der Rausch bekommt unter diesen Bedingungen eine andere Bedeutung. Wo das Chaos 'draußen' war, im religiösen Fest, war der Rausch ein Mittel, um mit diesem Heiligen in Verbindung zu treten. Wo das Chaos 'drinnen' ist, wird der Rausch eher zu einem Mittel, dieses Chaos gleichsam stillzulegen“ (Erdheim 2002, S. 134).

Die jugendlichen Alkoholszenen dienen der Herstellung von Gemeinschaft oder auch der Vergesellschaftung, dem 'doing social' – und sie dienen der Initiation – dem 'doing gender' –, doch haben sie zumindest noch eine weitere Funktion, die mit dem intensiven – rituell anmutenden – Alkoholkonsum in der Gruppe verbunden ist: '... in allen magischen Regeln und Ritualen wird etwas zum Ausdruck gebracht. Wie immer es auch um ihre übrigen Funktionen stehen mag – die Bestärkung der Disziplin, die Verminderung der Angst, die Sanktionierung bestimmter moralischer Verhaltensregeln –, ihre Hauptfunktion ist in jedem Fall die

des symbolischen Ausdrucks' (Douglas 2004, S. 58). In Ritualen zum Ausdruck gebracht wird – so Mary Douglas in ihrer berühmten sozialanthropologischen Studie – die gemeinsame soziale Lage der Betroffenen, und hierbei wird – in Übereinstimmung mit den Ritualen – auch der eigene Körper eingesetzt. Dem Gebrauch des eigenen Körpers als Ausdrucksmittel werden wiederum mehr oder minder enge Schranken durch soziale Kontrollen gesetzt: 'So gelten z.B. Trancen in Sozialsystemen mit starker Kontrolle häufig als ausgesprochen gefährliche Zustände. Nach meiner Leitthese ist es die Unartikuliertheit der sozialen Organisation selbst, die in Zuständen der körperlichen Dissoziation ihren symbolischen Ausdruck findet ... Wo die Trance überhaupt nicht als gefährlich gilt, sondern als eine wohltätige Quelle der Macht und spezifischer Anleitungen für die Gemeinschaft im Ganzen, würde ich eine extrem lockere Gruppenstruktur erwarten, bei der die Grenzziehungen unwichtig und die sozialen Kategorien undefiniert sind, oder aber eine soziale Kontrolle ‚aus der Distanz‘ mit starken unpersönlichen Regeln' (ebd. S. 113ff). Die Berausung kann als Zustand der körperlichen Dissoziation betrachtet werden, mit dem die Jugendlichen die von ihnen dissoziiert erlebte soziale Realität symbolisch wiedergeben. Douglas geht davon aus, dass die Erfahrung des 'Aus den Fugen Geratens' typischerweise bei den 'Übergangsriten' der Adoleszenz zur Darstellung gebracht wird, doch sind die hier untersuchten jugendlichen Alkoholszenen vermutlich auch als Folge und Indikator der zunehmenden 'Unartikuliertheit der sozialen Organisation' – der zunehmenden Individualisierung, des zunehmenden 'Todes des Sozialen' – zu betrachten. (Eisenbach-Stangl et al. 2008, S. 179f.)

2.3.3 Konzept der Polarisierung

Einige Autoren (Müller 1987, Kuntsche 2001) sind der Auffassung, dass sich eine Tendenz zur Polarisierung der Trinkgewohnheiten bei Jugendlichen feststellen lässt: Jene Jugendlichen, die moderat trinken, verringern stetig ihren Konsum. Jene Jugendlichen, die bereits viel und intensiv trinken, steigern weiterhin ihre Trinkhäufigkeit und -menge. Müller (1987) führt die Unterschiede auf Schichtzugehörigkeit zurück, laut Kuntsche trinken Jugendliche so viel aufgrund der Zugehörigkeit von Alterskohorten. Die Jüngeren trinken weniger, die (etwas) Älteren hingegen häufiger und exzessiver: „... so kann gesagt werden, dass sich der Alkoholkonsum unter

den 15-Jährigen grundlegend gewandelt hat. Nicht nur der Anteil regelmäßig Alkoholkonsumierender scheint sich zwischen 1986 und 1998 erhöht zu haben, sondern ein gestiegener Anteil der unter 15-Jährigen scheint gleichzeitig mit der Initiation in den Alkoholkonsum verstärkt rauschartig zu trinken“ (Kuntsche 2001, S. 400). Folglich beobachtet er einen Rückgang des Alkoholkonsums bei den Jüngeren und eine „Radikalisierung“ der Trinkgewohnheiten bei den etwas Älteren, was mit dem gestiegenen Einstiegsalter in Zusammenhang gebracht wird.

2.3.4 Konzept der Normalisierung

Pape, Rossow und Storzvoll (2008) sprechen von der „Normalisierung“ des Rauschtrinkens bei Jugendlichen in Anlehnung an Parker, Aldrige und Measham (1998), deren ursprüngliches Konzept die Akzeptanz bei Jugendlichen von illegalen Drogen behandelt. Zwei wesentliche Voraussetzungen sind für die Normalisierung von Rauschtrinken von entscheidender Bedeutung. Einerseits muss es von der Gesellschaft akzeptiert sein und andererseits muss die Substanz leicht zugänglich sein, was bei Alkohol aufgrund seiner Legalität der Fall ist. Das Phänomen des Rauschtrinkens wird demnach normalisiert, da es zunehmend in der Gesellschaft oder zumindest in Teilen davon akzeptiert wird und die Zugänglichkeit von Alkohol gegeben ist.

Zahlreiche Gründe finden sich in der Literatur für die Normalisierung und Polarisierung des Trinkverhaltens:

Die Normalisierung des Rauschtrinkens wird beispielsweise als Folge der Lockerung der entsprechenden Verhaltensregeln und der gewachsenen Toleranz gegenüber dem Substanzenkonsum gesehen (Pape, Rossow, Storzvoll 2008).

Kuntsche (2001) bringt das gesteigerte Rauschtrinken mit einem Wertewandel in Verbindung und hebt hervor, dass die Wertschätzung von Risikobereitschaft sich erhöht habe.

Uhl (2003) erklärt die Zunahme des Rauschtrinkens unter Jugendlichen mit der „Tendenz zur Akzeleration“, d.h. mit dem Umstand, dass Kinder früher in die Pubertät kommen.

Rodriguez-Martos (2006) verweist auf Globalisierungseffekte, die auf den „neuen Freizeitstil“ spanischer Jugendlicher einwirken, den „Northern European Style of drinking to intoxication“ importieren und ihn mit dem „Mediterranean open air, fiesta life“ verbinden.

Und auch der Stress, den der „forderndere Übergang zum Erwachsensein erzeugt“, erhält als Erklärungsfaktor Bedeutung:

Young people ... almost invariably talk about the importance of 'time out' from everyday life, of socialising with their friends, having a good time, having a laugh and relaxing from the stresses and worries they feel. For most young people alcohol is a key component of this 'time out'. (Parker, Adridge, Measham 1998, S. 50)

2.3.5 Entwicklung neuer Freizeitszenen

Der auffällige Alkoholkonsum junger Menschen in der Öffentlichkeit, wie er sich in den letzten Jahren in europäischen Ländern herausgebildet hat, sollte in Verbindung mit der Entstehung neuer Freizeitszenen gesehen werden und man kann es somit auch als „Szene“ im Sinne von Subkultur bezeichnen. Es handelt sich offensichtlich um zumindest zeitlich begrenzte Verhaltensabweichungen – die jungen Menschen sind (noch) nicht zum Alkoholkonsum in der Öffentlichkeit berechtigt, ihr Alkoholkonsum wird abgelehnt und/oder er ist mit anderen devianten Handlungen assoziiert. Vermutlich geht es auch um die Ausbildung von spezifischen (abweichenden) Einstellungen und Gewohnheitshandlungen bei einigen der Betroffenen.

Der Begriff Szene beinhaltet zusätzlich zu einer Gruppe von Personen, die eine „abweichende Subkultur“ tragen, ganz konkret (1) eine zeitlich begrenzte, dramatische – eventuell auch konfliktträchtige – Handlung, die einem Höhepunkt zustrebt, aber keine Auflösung beinhaltet, (2) einen öffentlichen Ort, an dem diese dramatische Handlung stattfindet, (3) und das Vorhandensein von Zuseher/inne/n. „Jugendliche Alkoholszenen“ lassen sich demnach auch als Gruppen junger Menschen definieren, die „gewohnheitsmäßig“ an bestimmten öffentlichen Orten zusammenkommen, um mehr oder minder dramatisch zu trinken/sich zu berauschen, und die dabei sichtbar und gegebenenfalls auch auffällig werden, oder auch: die sich dabei für andere sichtbar und auffällig machen. (Eisenbach-Stangl et al. 2008, S. 34)

2.3.6 Der Risflecting-Ansatz

Das von Gerald Koller (2003) entwickelte Risflecting-Konzept ist ein pädagogischer Ansatz, der die menschlichen Bedürfnisse nach Rauscherfahrungen und Risikosituationen ernst nimmt und in den Mittelpunkt der Interventionen stellt. Durch bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Person, dem sozialen Umfeld und der Substanz/dem Risikoverhalten soll ein bewusster Umgang mit Rausch- und Risikosituationen erreicht werden. Das Kunstwort „Risflecting“ steht für Risiko und Reflexion, zwei Dinge, die für Koller nicht nur unbedingt zusammengehören, sondern von Risikoerfahrenen prozesshaft zusammengefügt werden: Im Break, in der Vorbereitung, geht es darum, eine Entscheidung über das einzunehmende Risiko zu treffen. In der Risikosituation muss die eigene Wahrnehmung konzentriert auf den eigenen Zustand, wenn möglich auch auf den der Freunde, und auf dem Augenblick bleiben. Ist das Risiko vorbei, gilt es zu reflektieren, auch aus welchen Gründen man überlebt hat.

2.3.7 Gründe und Motive des Alkoholkonsums bei Jugendlichen

Aus welchen Gründen Jugendliche Alkohol konsumieren und warum sich bei manchen daraus ein problematischer Konsum bzw. eine Abhängigkeit entwickelt, sind für Prävention und Behandlung zentrale Fragen. „Als Ursache wird übereinstimmend eine multifaktorielle Genese angenommen, d.h. der Einfluss zahlreicher Faktoren bzw. deren Wechselwirkung spielen hier eine Rolle. Unterschiedliche Entstehungsmodelle versuchen, die vielfältigen Interaktionen zu veranschaulichen“ (Starzer 2009, S. 19).

Im folgenden Text werden einige Beispiele für Merkmale der Person, des Umfelds und der Substanz angeführt, die einen Einfluss auf den Konsum haben können:

- Individuum: Informationsstand, Gesundheit, Bedürfnisse, Wünsche, Persönlichkeit, Einstellungen, genetische Disposition, Lebenserfahrungen etc. können einen Konsum beeinflussen. Zum Beispiel schützen ein gutes Selbstwertgefühl, niedrige Risikobereitschaft oder die Fähigkeit, Probleme aktiv anzugehen, davor, Alkohol auf problematische Weise zu gebrauchen. Fehlendes Wissen um Risiken, wenig Konfliktfähigkeit, ein ausgeprägtes Bedürfnis nach intensiven Erlebnissen („sensation seeking“)

sind Beispiele dafür, Alkohol auf problematische Weise zu gebrauchen. Auch Erwartungsmotive gehören hierher: Wenn jemand die Ansicht hat, dass er/sie sich mit Alkohol besser fühlt oder weniger schlecht fühlt, kann das ein Motiv sein, Alkohol trinken zu wollen. Diese Erwartung hängt wiederum zusammen mit Erfahrungen, die man schon gemacht hat, mit dem Informationsstand, mit dem, was man bei anderen beobachtet etc.

- Substanz: Wirkung von Alkohol, Erhältlichkeit (Art des Zugangs, Preis), Geschmack, Dauer und Intensität der Einnahme etc. können einen Konsum beeinflussen.

Beispiele: Je günstiger und leichter Alkohol zugänglich ist, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass jemand konsumiert. Und: Alkohol ist eine Substanz, die eine starke Abhängigkeit hervorrufen kann. Je mehr Alkohol jemand konsumiert, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, abhängig zu werden, d.h. die Kontrolle über den Konsum zu verlieren.

- Umfeld: Die Gesellschaft (Werte, Kultur etc.), die familiäre und berufliche Situation etc. können einen Einfluss haben. Zum Beispiel senken das Vorhandensein von Bezugspersonen, die warmherzig sind und klare Grenzen setzen, ein gutes Klima in der Schule oder am Arbeitsplatz das Risiko für einen problematischen Konsum. Wenige oder schlechte Entwicklungsperspektiven oder fehlende vertrauensvolle Freundschaftsbeziehungen sind Beispiele dafür, die das Risiko für einen problematischen Konsum erhöhen können.

2.3.8 Rauschtrinken als Peer-Gruppe-Phänomen

Stumpp, Stauber und Reintl (2009) beforschten im Auftrag des Deutschen Bundesministeriums für Gesundheit „Einflussfaktoren, Motivation und Anreize zum Rauschtrinken bei Jugendlichen“. Ausgehend von qualitativen Interviews mit Jugendlichen wurden die Motivationsfaktoren für das Rauschtrinken untersucht.

Das Phänomen des Rauschtrinkens kann laut Stumpp et al. (2009, S.19) nur vor dem Hintergrund und im Rahmen des Peer-Gruppen-Kontextes verstanden werden. Jugendliche kommen meist erst durch die Peer-Gruppe in Kontakt mit Alkohol und beginnen in der Gruppe Alkohol zu trinken. Ohne den Kontakt mit der Gruppe würde es das Rauschtrinken nicht geben, da

alleine trinken für Jugendliche keinen Sinn ergibt. So zeigt sich Trinken als Gruppenaktivität, in die man laut der befragten Jugendlichen „irgendwie“ hineingezogen wird, ohne viel über die Beweggründe nachgedacht zu haben. Dementsprechend wird Trinken auf der mikrosozialen Ebene der Gruppe zu einem sozialen Integrationsmodus. In Bezug auf die Konsummenge ist auffällig, dass diese sich in kleineren Peer-Gruppen stark an die Gruppennorm anpasst. Jede Gruppe hat ihre eigenen Trinkorte, an denen sich die Jugendlichen zum gemeinsamen Trinken treffen. Diese Orte stellen liminale Räume dar, weil an ihnen der Übergang zwischen dem Alltag und der Freizeit stattfindet. Häufig sind dies öffentliche Plätze wie beispielsweise Bushaltestellen, Parks, Supermarktparkplätze usw., aber auch an privaten Orten (z. B. Partykeller) wird getrunken. In Diskotheken wird nach Angaben der Jugendlichen selten bis gar nicht exzessiv getrunken. Begründet wird diese Tatsache mit mangelnden finanziellen Ressourcen und den geltenden Jugendschutzgesetzen. Die Bestimmungen zum Jugendschutz können fernab von gesellschaftlicher oder elterlicher Kontrolle umgangen werden, was zum Teil ein angestrebtes Ziel der Jugendlichen darstellt. In Bezug auf die Trinkzeiten lassen sich meistens feste Trinktage feststellen. Dabei wird meistens an den Wochenenden getrunken, seltener unter der Woche, wobei besondere Trinkanlässe meistens ausschlaggebend für den Konsum von Alkohol sind. Durchwegs hoch ist in fast allen Gruppen die Regelmäßigkeit und Frequenz, mit der getrunken wird. So gehört der Konsum von Alkohol bei den meisten interviewten Jugendlichen zum festen Bestandteil der Wochenendgestaltung, sowie zur Fest- und Freizeitkultur.

Die einzelnen Gruppen unterscheiden sich hinsichtlich dessen, wie wichtig die Funktion des Alkohols für die Herstellung der Gruppenkohärenz ist, also inwieweit die interne soziale Struktur durch den Konsum und das Trinkverhalten bestimmt wird. Dabei können moderat und exzessiv trinkende Gruppen unterschieden werden, wobei die moderat trinkenden Gruppenmitglieder vermehrt darauf achten, dass die anderen Gruppenmitglieder es mit dem Trinken nicht übertreiben. Die exzessiv trinkenden Gruppen hingegen sind eher geneigt, Trinkexzesse zu tolerieren bzw. diese stark für die Gruppenkohärenz zu funktionalisieren. Grundsätzlich wirkt der Alkohol auf die Gruppenkohärenz; die Funktion des Alkohols kann aber auch je nach

Gruppe unterschiedliche Nuancen annehmen, so kann er einerseits dazu dienen, lockerer miteinander umgehen zu können oder lustig zu sein, andererseits selbstbewusster und aggressiver zu werden.

Im Zusammenhang mit dem empfundenen Gruppendruck geben einige Jugendliche an, dass sie ein für sie akzeptables Maß an eigenem Risikomanagement und zugleich an Gruppenbezug in Bezug auf den Alkoholkonsum anstreben und erst finden müssen.

In den Interviews wurde deutlich, dass die Kommunikation über das Trinken als Gruppenevent sowie das Verhalten des Einzelnen zentrale Themen sind, über die Gruppenkohärenz hergestellt wird. Trinkerlebnisse werden kommunikativ aufgearbeitet und ergeben somit thematische Anlässe für die Gruppenkommunikation, während alkoholfreie Abende als langweilig erlebt werden, da sie oft „themenlos“ bleiben.

Als generelles Ergebnis ist festzuhalten, dass der Alkoholkonsum bzw. die hiermit in Verbindung stehenden Praktiken sich sehr dazu eignen, Zugehörigkeiten zu und Abgrenzungen von Gruppen vorzunehmen.

Es ließ sich laut Stumpp et al. (2009, S.85) die These bestätigen, „dass jugendliches Rauschtrinken ein Peer-Gruppen-Phänomen darstellt, bei dem Alkohol für die ‚kulturelle Chemie‘ in der Gruppe funktionalisiert wird, das aber gleichzeitig auch eine sozialintegrative Bedeutung hat.“ Entsprechend den gesellschaftlichen Normen im Umgang mit Alkohol braucht es offensichtlich am Anfang eine kompetente Beteiligung an geselliger Interaktion. Diese wirkt wie eine Initiation in eine Alkoholkultur, die durch komplizierte Rauschrituale reguliert ist, was sich in jugendkulturellen Interaktionsmustern widerspiegelt.

2.3.9 Einflussfaktoren außerhalb der Peer-Gruppe

Jugendliche sind daran interessiert, beim Trinken ein bestimmtes Limit nicht zu überschreiten, um negative Folgen, die beispielsweise körperliche Symptome darstellen können, zu vermeiden. Nach dem Erlebnis eines Traumas/Schocks in betrunkenem Zustand (z.B. sexuelle Übergriffe, Blackouts, Krankenhaus-aufenthalte) wird der Alkoholkonsum – zumindest für eine Weile – reduziert. Die Jugendlichen sind meist bemüht, trotz Alkoholkonsum die Kontrolle über ihr Verhalten zu behalten, „weil sie

befürchten, sich im sozialen Kontext in Schwierigkeiten zu bringen, sich zu blamieren oder etwas zu tun, was sie hinterher bereuen“ (vgl. Stumpp et al. 2009, S. 43ff.).

Auch die Qualität der Beziehung zwischen Eltern und Kindern beeinflusst das Trinkverhalten der Jugendlichen, wobei besonders die von den Eltern vermittelten Werte Orientierungslinien für die Jugendlichen darstellen. Häufig ist allerdings, dass Eltern den Alkoholkonsum unterschätzen, bezüglich des Trinkens keine Regeln setzen und wenig darüber wissen, was Jugendliche in ihrer Freizeit tun. Bei von den Eltern gesetzten Regeln geraten die Jugendlichen häufig in eine Protesthaltung.

Für die meisten Jugendlichen kommt die Schule vor dem Trinken, d.h., dass sie Prioritäten setzen. In Bezug auf die regionale Differenzierung finden sich in den Interviews kaum Unterschiede im Trinkverhalten zwischen Jugendlichen im städtischen oder ländlichen Raum.

2.3.10 Vermutungen von Schlüsselpersonen über Rauschtrinken bei Jugendlichen:

Eisenbach-Stangl et al. (2008, S. 55f.) ordnen nach Gesprächen mit Schlüsselpersonen die Faktoren, die zur Erklärung des Rauschtrinken-Phänomens herangezogen werden, zwei großen Gruppen zu.

Die erste Gruppe umfasst die Beweggründe zur Verstärkung oder Veränderung der sozialen Position, oder der persönlichen Befindlichkeit.

Die zweite Gruppe von Erklärungen bezieht sich auf gesellschaftliche Haltungen, sowie deren Wandel und betont vor allem die Wertschätzung des Alkohols in einer Gesellschaft.

Die erste Gruppe bezieht sich entweder auf die soziale Position und die Befindlichkeit von Jugendlichen, die diese durch die Berausung auszudrücken und zu steuern suchen: So versuchen Jugendliche mithilfe der Berausung das Selbst – vis-à-vis von Anderen – zu gestalten und es entweder zu verstärken und zu vergrößern, sich seiner auch nur zu versichern oder es durch die „Provokation“ der Enthemmung überhaupt erst zu fühlen.

Der Alkoholkonsum kann aber auch ganz unmittelbar die eigene soziale Position stärken, da er als „Prestigefaktor ... von der (konsumierten) Menge her“ gilt oder – gibt es Verbote – auch als eine „Art Sport“ gesehen wird, bei

dem man – noch dazu auch gegen Erwachsene – gewinnen kann. Nicht zuletzt dienen Alkoholkonsum und Berausung schlicht dazu, die Langeweile zu bekämpfen. Zudem wurden das Agieren jugendlicher Rivalitäten (Konflikte und Auseinandersetzungen zwischen Jungencliquen), die reifende Geschlechtlichkeit und die schwierige Annäherung an das jeweils andere Geschlecht beobachtet.

In der zweiten Gruppe wird die gesellschaftliche Einstellung zum Alkohol als entscheidender Faktor für den Alkoholkonsum gesehen. So wird betont, dass Alkohol Teil der Gesellschaft sei und dass diese Haltung die Akzeptanz des Trinkens bei den Jugendlichen fördere. Auch sei es nicht mehr verpönt, in der Öffentlichkeit zu trinken, was sich wiederum förderlich für den Konsum von Alkohol in der Öffentlichkeit auswirkt. Immer wieder wird auch darauf hingewiesen, dass die – steigende – Toleranz gegenüber dem Alkohol immer stärker in Widerspruch zum Umgang mit den illegalen Drogen gerate.

Öffentliche jugendliche Alkoholszenen entstehen überdies laut Schlüsselpersonen aufgrund der mangelnden Kaufkraft der Jugendlichen und der nicht geduldeten Teilnahme an etablierten Formen der Gesellschaft.

Auch eine Befragung des Fachpersonals in oberösterreichischen Krankenhäusern, das zu den Gründen der subjektiv wahrgenommenen steigenden Aufnahmen von Jugendlichen mit einer Alkoholintoxikation Stellung beziehen sollte, ergab eine hohe Ursachenzuschreibung an die allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen:

Das Spitalpersonal schien die Begründung für gestiegene Fallzahlen nicht bei den Jugendlichen selbst zu suchen. Allgemeine gesellschaftliche Veränderungen, im Speziellen der Akzelerationseffekt, sowie eine hohe Sensibilität einer Intoxikation gegenüber, bildeten, neben dem Aspekt von billigeren Getränken und einer leichteren Verfügbarkeit dieser, die Mehrzahl der Antworten. Auch der steigende soziale Druck auf Familien sei an dieser Stelle einmal mehr erwähnt. (Starzer et al. 2009, S. 92)

2.3.11 Gründe für Rauschtrinken in qualitativen Interviews mit Jugendlichen

Stumpp et al. (2009) finden eine Reihe von unterschiedlichen Gründen für das Rauschtrinken:

Explizit danach gefragt, warum man trinkt, nennen die Jugendlichen an erster Stelle den Faktor 'Spaß haben'. Getrunken wird in erster Linie, um 'gut drauf zu sein' ... In diesem Kontext wird auch beschrieben, wie man durch Alkohol 'lockerer wird', weniger Hemmungen hat und leichter kommunizieren kann ... Noch deutlicher wird in den Aussagen der Jungen diese Enthemmung auf die erleichterte Kontaktaufnahme mit Mädchen, im Kontext von Heterosexualität, bezogen ... Sobald jedoch ein ernsthafteres Interesse an einer anderen Person besteht, scheint Trunkenheit eher hinderlich zu sein ... Auf den ersten Blick trinken die Jugendlichen nur dann, wenn es ihnen gut geht und bei schlechter Laune eher nicht. Aber es gibt auch zahlreiche Hinweise darauf, dass eine Funktion des Trinkens auch die des 'Frustaufens' sein kann, um Stress abzubauen (mit Eltern, Schule, Partner/in) oder Probleme zu vergessen ... Sich betrinken kann zudem dazu dienen, bei tätlichen Auseinandersetzungen aggressiver zu sein und eine gewisse 'Immunisierung' gegen Verletzungen zu erreichen.

Trinken zeigt sich auch einfach als eine Gruppenaktivität, in die man 'irgendwie' hineingezogen wird, ohne viel über Beweggründe nachgedacht zu haben. 'Dazugehören' scheint die wesentliche Motivation dafür zu sein, sich zu beteiligen ... Zudem scheint es in vielen Gruppen so zu sein, dass Trinken einfach ein Zeitvertreib ist, ohne den die Gruppe sich langweilen würde.

Mithin wird Trinken auf der mikrosozialen Ebene der Gruppe zu einem sozialen Integrationsmodus. (Stumpp et al. 2009, S. 21f.)

Eisenbach-Stangl et al. (2008) gehen ebenfalls auf die Suche nach der Bedeutung des Trinkens und der Berauschung:

Die Interviews mit den jungen Männern und Frauen zeigen die prägnanten geschlechtsspezifischen Unterschiede, die beim Alkoholkonsum und bei Einstellungen und Meinungen zum Thema Alkohol zu finden sind ... Beide Geschlechter sind sich darüber einig, dass der Alkoholkonsum Spaß macht und den

Kontakt mit anderen – dem anderen Geschlecht, Fremden – erleichtert, dass er bei Problemen und Stress hilft und dass er schlicht nicht aus dem Alltag wegzudenken – ‘normal’ – ist und das Soziale – die ‘Gemeinschaft’ – stärkt. Doch sind die jungen Männer in der Thematik weit mehr ‘zu Hause’ als die jungen Frauen: Sie sprechen weit differenzierter über das Trinken und vor allem über die Berausung. Unter anderem gehen sie auch auf die wahrnehmungsverändernden Effekte des Alkoholkonsums ein und erwähnen – wenn auch mit gewisser Distanz –, dass sich das männliche Kräfteressen – der Nachweis männlicher Stärke – über intensiven Alkoholkonsum austragen lasse. Nicht zuletzt im Zusammenhang mit den ‘Prestigeduellen’ entsteht der Eindruck, dass zumindest der intensive Alkoholkonsum nicht die ‘Gemeinschaft’ schlechthin verstärkt, sondern nur die der Männer. (Eisenbach-Stangl et al. 2008, S. 170f.)

Nach Korte (2007, S. 177ff) lassen sich anhand 15 qualitativer Interviews mit Personen im Alter zwischen 20 und 52 Jahren verschiedene Funktionen von Drogenrausch und Motivationen zur Berausung feststellen. Dazu gehören:

- Bewusstseinsweiterung und Erkenntnis
Durch die Erweiterung des Bewusstseins werden laut Interviewpartnern Erfahrungen und Erlebnisse zugänglich, die sich entscheidend auf das weitere Leben und das Selbstkonzept auswirken können, da diese Erkenntnisse häufig nachhaltige Veränderungen herbeiführen.
Der Zugang zum „Unbewussten“ oder zu anderen Bewusstseinssebenen wird durch den Rausch ermöglicht.
- Hedonismus und Lustgewinn
Die Vermittlung eines Wohlgefühls ist eine weitere Funktion, die der Rausch beinhalten kann. Dabei wird der Wunsch nach angenehmem und genussvollem Erleben befriedigt.
- Entspannung und Erholung
Der Rausch wird von den Interviewpersonen als Erholungs- und Entspannungsmittel beschrieben. Beispielsweise wird das „Abschalten vom Alltag“ bzw. das „Loslassen“ ermöglicht, welches als Entspannung empfunden wird.

- Gruppe und Interaktion
Eine wichtige Funktion des Rausches sei laut den befragten Personen die Teilnahme an einer Gemeinschaft bzw. die Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Der Rausch wird in diesem Zusammenhang als kollektives Erlebnis gesehen, wobei Hemmschwellen gesenkt und Barrieren überwunden werden. Das erleichtere die Kommunikation und die Kontaktaufnahme.
- Individuelle Befreiung
Innerhalb dieser Kategorie wird dem Rausch die Möglichkeit zugeschrieben, eine individuelle Befreiung zu vermitteln, die sich vorrangig in dem Gefühl äußert, „besser aus sich herausgehen“ zu können. Ein Gefühl der Enthemmung, von persönlicher Freiheit und innerer Leichtigkeit wird vermittelt, wobei Verhaltensanforderungen seitens der Umwelt an Bedeutung verlieren.
- Grenzerfahrung, Peak Experience und Alltagstranszendenz
Der Rausch kann dazu dienen, Grenzen zu überschreiten bzw. Grenzen hinter sich zu lassen. Es kann die Realität oder der Alltag durch den Rausch überwunden werden.
- Kompensatorische und selbstheilende Funktion
Diverse Interviewpartner/innen nennen als weitere Funktion des Rausches, negative Emotionslagen zu kompensieren und auszugleichen, wobei diese Funktionalisierungen im Sinne der Selbstheilung oder eines Selbstheilungsversuchs gedeutet werden können.
- Kreative Inspiration und erhöhte Produktivität
Diese Funktion wird fast ausschließlich dem Cannabisrausch zugeschrieben und wird im Zusammenhang mit Alkohol nicht genannt.

In den für die vorliegende Studie durchgeführten Interviews machen junge Menschen, die sich Konsumszenen zugehörig fühlen und demzufolge auch Rauscherfahrungen haben, den Hauptteil aus. Die Konsumerfahrungen werden in den Interviews vertieft besprochen und liefern ein tieferes Verständnis über das Phänomen.

Der soziologische Theoriekomplex dient als Überbau und liefert Erklärungen, die über die Ebene der individuellen Konstruktionen hinausgehen und der

Arbeit die Möglichkeit eines zusätzlichen Erklärungs- und Deutungsrahmens liefern.

2.4 Theorien zur Funktion des Substanzenkonsums in der Adoleszenz

Die dritte Annäherung ist mit dem Forschungsvorhaben thematisch eng verknüpft und stellt Theorien zur Entwicklung in der Adoleszenz, insbesondere unter dem Aspekt des Substanzenkonsums als Bewältigungsstrategie, vor.

2.4.1 Kritische Lebensphase Jugend

Aus einem gesundheitswissenschaftlichen Blickpunkt können Jugendliche als gesundheitliche „Seismografen“ gesehen werden: „Sie spiegeln in ihrer Befindlichkeit die sozialen, ökonomischen, ökologischen, kulturellen und politischen Befindlichkeiten der ganzen Gesellschaft wider. Sie zeigen uns spontan und unverstellt, wie ihre Lebenswelt und Umwelt auf sie wirken und wo sie diese Umwelt herausfordert und überfordert“ (Kolip et al. 1995, S. 16). Das bedeutet für bestimmte Lebensbereiche, dass Kinder und Jugendliche heutzutage mit Anforderungen und Belastungen konfrontiert sind, für die sie in vieler Hinsicht keine oder keine ausreichend adäquate Bewältigungsstrategien finden. „Dies ist umso bedeutsamer, als physische, psychische und soziale Bereiche von Gesundheit in komplexer, wechselseitiger Beziehung zueinander stehen und der Zusammenhang zwischen psychischer Gesundheit und Lebenszufriedenheit sich als hochsignifikant erweist“ (Stumpp et al. 2009, S. 94).

2.4.2 Die Konstruktion von Adoleszenz als verantwortungslose Phase

In unserer Gesellschaft wird auffälliges Verhalten von Jugendlichen als normal betrachtet, da es, so die Argumentation, durch die biologische Veränderung des Gehirns während der Pubertät bedingt ist und somit als biologisch unvermeidbar angesehen wird. Allerdings widerlegt die Tatsache, dass problematisches Verhalten bei Jugendlichen nur in westlichen Kulturen vorkommt, diese These. In westlichen Kulturen werden Jugendliche systema-

tisch entmündigt, von Erwachsenen isoliert und damit blockiert, obwohl sie eigentlich sehr leistungsfähig sind. Dabei ist der Aufruhr, den wir heute bei Jugendlichen beobachten, das Ergebnis einer künstlichen Verlängerung der Kindheit über das Einsetzen der Pubertät hinaus. „Im Lauf des letzten Jahrhunderts haben wir unsere Jugend mehr und mehr infantilisiert, indem wir immer ältere Heranwachsende noch wie Kinder behandeln und sie gleichzeitig von den Erwachsenen isolieren. Zudem wird der Verhaltensspielraum von Teenagern massiv durch Gesetze eingeschränkt“ (Epstein 2008, S. 26).

In Hinblick auf den wirtschaftlichen Aspekt profitiert ein sehr großer Wirtschaftszweig von dieser „Verkindlichung“ der Jugend und versucht durch die Ausweitung des Angebots an Konsumprodukten stetig den künstlich geschaffenen Markt zu vergrößern. So wird das Jugendalter in der öffentlichen Wahrnehmung, beispielsweise durch die Werbung, immer weiter nach hinten verschoben. Der Anspruch und der Wunsch nach der ewigen Jugend wird geweckt und es wird versprochen, dass dieser erfüllt wird. Die angebotenen Konsumprodukte sollen jene innere Leere füllen, die bei den Jugendlichen erst durch die Infantilisierung hervorgerufen wird. Verstärkung erhält der Effekt zudem von den entsprechenden Rollenvorbildern, wie sie Popstars oder andere Prominente bieten, und von dem Gruppendruck von Gleichaltrigen, die dem gleichen Einfluss ausgesetzt sind (vgl. Epstein 2008, S. 26).

Passend zu diesen Beobachtungen beschreiben viele Historiker, dass die Jugendjahre während des überwiegenden Teils der Menschheitsgeschichte eine eher friedliche Zeit des Übergangs zum Erwachsensein darstellten. Jugendliche versuchten nicht, sich von den Volljährigen zu distanzieren, sondern bemühten sich vielmehr, selbst erwachsen zu werden. Einige Historiker wie Hugh Cunningham von der University of Kent in England und Marc Kleijwegt von der University of Wisconsin-Madison in den USA weisen darauf hin, dass diese unruhige Phase ein sehr junges Phänomen ist, nicht viel älter als ein Jahrhundert. (Epstein 2008, S. 25)

2.4.3 Überforderung mit 11 Jahren

Die Jugendforschung spricht von einer Verfrühung der Jugendphase: Neun-, Zehn-, Elfjährige zeigen heute Verhaltensweisen, die man früher gemeinhin der klassischen Jugendphase, dem pubertären und nachpubertären Alter von 14 bis

17 Jahren zugeschrieben hat. In ihren Gesten orientieren sie sich oft an älteren Jugendlichen und auch im sexuellen Bereich hat man oft das Gefühl, dass Verhaltensweisen und Entwicklungsstand dieser jüngeren Jugendlichen weit auseinanderklaffen.

Deinet (1992) hält für diese Verfrühung der Jugendphase drei Bedingungsfaktoren für ausschlaggebend:

a) Das moderne, differenzierte Schulsystem trennt Kinder stärker als früher von der Familie und setzt somit einen speziellen Abschnitt des Schülerseins frei. Damit beginnt zumindest zum Teil der Prozess der Ablösung vom Elternhaus als zentraler Aspekt des Aufwachsens und der Selbstwert- und Identitätsfindung im Jugendalter schon bei den Kindern. Das Erziehungsdreieck – Elternhaus, Schule und Kinder – erweitert sich um eine vierte Größe, nämlich um die Kinderöffentlichkeit, durch Konsum und Medien.

b) Es scheinen sich auch die physisch-psychischen Rahmenbedingungen verändert zu haben: So hat sich das Eintreten der Geschlechtsreife im Laufe der letzten Jahrzehnte deutlich nach unten verschoben. Dies lässt darauf schließen, dass das früher einsetzende Streben nach Selbstständigkeit auf den Prozess der biologischen Reifung zurückwirkt und umgekehrt.

c) Des Weiteren macht sich in den letzten 3 Jahrzehnten ein deutlicher Prozess der sozialen und kulturellen Akzeleration schon in der älteren Kindheit bemerkbar. Auf die Kinder stürzt vieles früh und gleichzeitig ein, was sie nach dem traditionellen Modell des Aufwachsens und dem herkömmlichen Erziehungsverständnis erst sukzessiv und in zeitlichen Abständen später erfahren sollten. Das sind vor allem die Anreize aus den Medien- und Konsumwelten, welche sich in der Umgebung der Kinder anhäufen (vgl. Böhnisch 2008, S. 133f.).

2.4.4 Funktionen der Alkoholszenen

2.4.4.1 Bewältigung von Entwicklungsaufgaben

Das Erlernen eines Umgangs mit legalen bzw. illegalen Stoffen kann Jugendliche bei der Bewältigung mehrerer Entwicklungsaufgaben unterstützen. So kann der Substanzenkonsum beispielsweise der Entwicklungsaufgabe des Aufbaus von Freundschaften durch den aufgrund des Substanzenkonsums erleichterten Zugang zu Peer-Gruppen dienen. Weitere

Entwicklungsaufgaben, die durch den Substanzenkonsum erleichtert bzw. bewältigt werden, sind in der folgenden Tabelle ersichtlich.

Entwicklungsaufgaben (Dreher/Dreher 1985)	Funktionen des Substanzenkonsums (Jessor 1986; Silbereisen/Kastner 1985; Hurrelmann/Hesse 1991; Moffitt 1993)
Wissen wer man ist und was man will; (Selbstkonzept, Identität)	Ausdruck des persönlichen Stils, Suche nach grenzüberschreitenden, bewusstseinerweiternden Erfahrungen und Erlebnissen
Aufbau von Freundschaften; Aufnahme intimer Beziehungen	Erleichterung des Zugangs zu Peer-Gruppen Exzessiv ritualisiertes Verhalten Kontaktaufnahme mit gegengeschlechtlichen Peers
Verselbstständigung/Ablösung von den Eltern	Unabhängigkeit von Eltern demonstrieren Bewusste Verletzung elterlicher Kontrolle
Übernahme von Verhaltensweisen Erwachsener	Demonstration, Vorwegnahme des Erwachsenseins
Lebensgestaltung, -planung	Teilhabe an subkulturellem Lebensstil Spaß haben und genießen
Eigenes Wertesystem entwickeln	Gewollte Normverletzung Ausdruck sozialen Protests
Entwicklungsprobleme (Silbereisen/Kastner 1987)	Ersatzziel verwehrter normativer Entwicklungsziele Stress- und Gefühlsregulation

Tabelle 1: Entwicklungsaufgaben und Funktionen des Substanzkonsums (Quelle: Reese, Silbereisen 2001)

Das exzessive Trinken kann aber auch als ein spezifischer Reflex auf den Spagat zwischen Anforderungen, verfügbaren Ressourcen und Bewältigungsmöglichkeiten in riskanter werdenden Übergängen ins Erwachsensein gesehen werden (vgl. Stauber zitiert nach Stumpp et al. 2009, S. 94).

2.4.4.2 Entwicklung einer persönlichen und sozialen Identität

Aus der Sicht von subjektiven Gesundheitstheorien unterliegen gesundheitlich riskante Verhaltensweisen einer anderen Deutung, weil sie eng mit der Identitätsentwicklung und dem Experimentieren mit Grenzen verknüpft sind. So werden Verhaltensweisen trotz ihres objektiv gesundheitsgefährdenden Charakters von Jugendlichen im Kontext der Entwicklung als Stärkung des Kohärenzgefühls erlebt. Aufgrund der vielfältigen Belastungen, Erwartungen, und Zumutungen, die auf Jugendliche wirken, versuchen diese mithilfe von Rauschtrinken in den Lebenswelten Kohärenz herzustellen. Dabei lassen sich unterschiedliche Strategien des Umgangs mit Alkoholkonsum und die von den Jugendlichen entwickelten Bewältigungsmuster als Teil eines „Trial and Error“-Suchprozesses nach adäquaten Widerstandsressourcen verstehen. Dadurch können Identitätsmanagementprozesse so gestaltet werden, dass kohärenzrelevante Fragen nach der Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Sinnhaftigkeit (vgl. Antonovsky 1987) in den konkreten Lebenswelten bearbeitet werden (vgl. Stumpp et al. 2009, S. 94f.).

Laut Stumpp et al. (2008, S. 86) lassen die in ihrer Studie erhobenen Schilderungen der Jugendlichen zu den Kontexten des Trinkens „erstens den Schluss zu, dass es sich dabei um eine symbolisch signifikante Aktivität handelt, die soziale Differenzierungen innerhalb der Gruppe schafft und dabei symbolisches Kapital im Sinne Bourdieus (1992) über die alkoholbezogenen Interaktionen verteilt (vgl. Järvinen/Gundelach 2007). Zweitens wird deutlich, dass durch diese alkoholbezogenen Interaktionen die Gruppenkohärenz hergestellt und durch die gruppenspezifische Kommunikation über Handlungsmuster beim Trinken immer wieder neu konstruiert wird. Damit lassen sich rauschtrinkende Peer-Kontexte drittens verstehen als

Experimentierräume für identitätsrelevante Erfahrungen. Darauf weisen auch die hauptsächlich genannten Gründe der Jugendlichen für den Alkoholkonsum in der Gruppe hin.“

2.4.4.3 Einübung in die Geschlechterrolle und Aufnahme von intimen Beziehungen

Für Eisenbach-Stangl et al. (2008) erfüllen Alkoholszenen eine wichtige Funktion für die Jugendlichen:

Sie dienen als (wichtigste? einzige?) Institution des Übergangs von der Kindheit zum Erwachsensein, als Institution der Initiation in das Mann-Sein und in das Frau-Sein. Hier erproben die Burschen und die Mädchen die eigene Geschlechterrolle mit ihren Geschlechtsgenoss/inn/en und vor deren Augen, aber auch vor den Augen der jeweils anderen. Da es sich um öffentliche Szenen handelt, können erwachsene Zuseher/innen nicht ausgeschlossen werden, doch werden sie ausgegrenzt ... Bei der Einübung in die Geschlechterrollen stehen die jungen Männer im Zentrum der 'Szene', und der Alkoholkonsum ist bei ihrem Auftritt ein wichtiges Requisit und Medium: Mit dem Trinken kann man Stärke beweisen – nicht zuletzt im Vergleich zu anderen. Andere beliebte 'Szenen' für die Akteure wie für ihre jugendlichen Zuseher sind 'Runden zahlen', verschiedene Formen von 'Trinkspielen', die auf dem Wettkampf einzelner Burschen oder ganzer 'Cliques' beruhen, wie auch die Schlägereien, die auf das 'Wett'- und 'Kampfrinken' mit großer Regelmäßigkeit folgen. Mit körperlichen Beeinträchtigungen aller Art wird dabei wohl von den meisten gerechnet, wenn sie nicht sogar dazugehören.

Die jugendlichen Alkoholszenen dienen in zweiter Linie dazu, sich dem anderen Geschlecht zu nähern, und auch hierbei ist der Alkoholkonsum ein wichtiges Hilfsmittel – wie die Jugendlichen vermutlich bei Erwachsenen beobachten konnten. Unter dem Einfluss von Alkohol trauen sich die Burschen, Mädchen anzusprechen, über Autodächer zu laufen, um ihnen zu imponieren, oder sogar erstmals mit einer jungen Frau intim zu werden. Im Extremfall kommt es auch hier zu Gewalttätigkeiten und Übergriffen, in dem junge Frauen verbal oder physisch attackiert werden oder versucht wird, sie unter Alkohol zu setzen, um sie sexuell verfügbar zu machen.

Der männliche Charakter der Berausung ist dabei vorgegeben – er ist sozusagen ‘international’ (zumindest in industrialisierten Ländern) und im Besonderen in der österreichischen ‘Festkultur’ verankert. Und vorgegeben ist auch die Bedeutung des Alkoholkonsums als Zeichen des Erwachsenseins: Nicht anders ist die – unter anderem in den Jugendschutzgesetzen – festgelegte ‘Trinkmündigkeit’ zu verstehen. Doch überschreiten die jungen Männer die von Erwachsenen vorgegebenen Regeln und demonstrieren ihre Eigenständigkeit, wenn sie vor ihrer ‘Trinkmündigkeit’ in aller Öffentlichkeit zum Alkohol greifen und wenn sie dies in einem Ausmaß tun, das die öffentliche Ablehnung von Erwachsenen hervorruft. Anders ausgedrückt: Der (intensive) Alkoholkonsum der jungen Männer (wie Frauen) ist Anpassung und Abweichung, Übernahme von vorgegebenen Genderrollen und deren Verwerfung zugleich.

Intensiver Alkoholkonsum gehört nicht – oder zumindest nicht zentral – zur Geschlechterrolle von jungen Frauen; junge Frauen, die mit den jungen Männern mithalten, werden von den Letzteren als ‘Kumpel’ betrachtet und ihr Trinkverhalten verfällt gelegentlich der Kritik. Der Alkoholkonsum findet jedoch seinen Platz auch im Repertoire der jungen Frauen, wenn es darum geht, sich den jungen Männern zu nähern oder sie anzulocken. Komplementär zu den jungen Männern fürchten sich die jungen Frauen aber auch vor den dabei vorkommenden sexuellen Übergriffen und vor Gewalttätigkeiten. Es handelt sich also um höchst traditionelle Geschlechterrollen, die in den Alkoholszenen erprobt und eingeübt werden. (Eisenbach-Stangl 2008, S. 177f.)

Im Hinblick auf die Frage, inwiefern und wie der Alkoholkonsum von einzelnen Jungen und einzelnen Mädchen zur Profilierung eines (Gender-)Status genutzt wird, verweisen Stumpp et al. bei den Ergebnissen ihrer Forschung auf große Unterschiede innerhalb der Gender-Gruppen:

Auf der einen Seite junge Frauen, die bewusst wenig trinken, um sich als Frauen nicht in (unkontrollierbare) Situationen zu bringen, die sie in nüchternem Zustand meiden würden, oder zu einem Verhalten, das sie in nüchternem Zustand ablehnen würden, weil es nicht mit ihren Ansprüchen an ein gelingendes Mädchen-Sein übereingehen würde. Auf der anderen Seite junge Frauen, die sich durch exzessives Trinken und den hiermit verbundenen Erfahrungsvorsprung einen Status in der

Gruppe verschaffen und denen gerade der Unterschied zum 'normalen Mädchenbild' für ihre subjektive Interpretation von Weiblichkeit dient. Insofern dient auch hier das Trinken – über den Distinktionsgewinn – einem Erarbeiten von Gender-Identität. (Stumpp et al. 2009, S. 90)

2.4.4.4 Alkohol im Kontext von modernen Lebensritualen

Stumpp et al. deuten die Ergebnisse ihrer Forschung aus jugendkultureller Sicht so,

dass Mädchen und Jungen beim Rauschtrinken innerhalb ihrer Gruppenrituale allgemeine Regeln und Codes für ihre individuellen 'Lebensprojekte' und Lebensstile in der Gesellschaft kreieren.

Damit sind in spätmodernen Gesellschaften und in globalisierten Jugendkulturen Rauscherfahrungen Schlüsselsymbole für den 'freien Fluss' in der Phase des Übergangs von der Kindheit zum individuellen Lebensprojekt. Mithin haben sie zentrale Bedeutung sowohl für die eigene Identitätsentwicklung, die in spätmodernen Gesellschaften immer schwieriger, riskanter und auch stark individualisiert zu verlaufen hat, als auch für die soziale Integration als subjektive Erlebnisdimension.

Hier sind Anknüpfungspunkte an Beck (1986) zu sehen, insofern Jugendliche mit kollektiven Ritualisierungen auf die Herausforderungen der Risikogesellschaft reagieren. Die Trinkrituale der Jugendlichen an den Wochenenden und bei bestimmten Events können somit als 'Lebensritual-Projekte' verstanden werden, die individuelle, experimentelle Identitätsprozesse auslösen sowie die Auseinandersetzung mit Lebensstilen und Normen innerhalb der Jugendkultur fördern (vgl. Beccaria/Sande 2003).

Deutlich wird dies auch darin, dass Rauschtrinken vorwiegend in der Öffentlichkeit stattfindet: Dabei kann der Trinkort gesehen werden als die physische Manifestation der kulturellen Bedeutung und der Rolle von Alkohol in der jeweiligen Gesellschaft, mit der sich die Jugendlichen auseinandersetzen. Insofern wird jugendliches Trinken in der Öffentlichkeit missverstanden, wenn es als Antithese zu gesellschaftlich gängigen Normen definiert wird.

Moderne Ritualformen basieren auf demokratischen Ideen der Gleichheit und Ähnlichkeit und andererseits auf individuellem Wettstreit um rares kulturelles

Kapital und gesellschaftlichen Aufstieg, wie sich auch in den Interviews mit Bezug auf Enkulturation, Verantwortlichkeit und Rollenverteilung innerhalb der Gruppen zeigt.

Der Prozess des Rituals gibt der jungen Person in der Phase des Übergangs Möglichkeiten, individuelle Fähigkeiten zu entwickeln und hervorzuheben, die soziales, symbolisches und kulturelles Kapital mit sich bringen. Der Unterschied, der den Unterschied macht, ist die individuelle Praxis, wie die öffentlichen Regeln durch Alkoholkonsum und Rausch gebrochen werden (vgl. Beccaria/Sande 2003). Die Entwicklung und das Praktizieren von Ritualen vermittelt dem Individuum die doppelte Erfahrung einer distinguierten, persönlichen Identität einerseits und der Integration in das Kollektiv und die Gemeinschaft von Gleichen in der Peer-Gruppe andererseits. Dieser Prozess verändert die frühere soziale Identität der Subjekte wie auch die Gruppenstruktur und bringt eine soziale Dynamik von Veränderungen und Möglichkeiten in Gang.

Angesichts einer Globalisierung des Phänomens besteht hier allerdings eine Gefahr, dass Formen von Alkoholkonsum, die in einer Gesellschaft als sozial angemessen gelten und sozial reguliert werden (z.B. Fasching), von anderen Formen überlagert werden, die losgelöst hiervon über keinen immanenten Zusammenhang mit solchen Bedeutungen verfügen.

Die vorliegenden Ergebnisse deuten zwar insofern nicht generell in diese Richtung, als Rauschtrinken von den Jugendlichen hauptsächlich am Wochenende und bei besonderen Events praktiziert wird, also parallel zu den Normen der Erwachsenengesellschaft eine Antithese zum Alltags- und Arbeitsleben darstellt. Allerdings dokumentieren die aufgezeigten Praxen von Jugendlichen auch ein Ringen um neue soziale Regulierungen des Trinkens. Dabei darf nicht übersehen werden, und dies haben unsere Interviews sehr deutlich gezeigt, dass dies nicht immer gelingt – dass es sehr wohl auch Jugendliche gibt, die Alkoholkonsum als Problemlösungsstrategie einsetzen und damit ein erhöhtes Risiko haben, aus den 'normalen', d.h. normativen, ritualisierten und damit auch sozial regulierten Prozessen herauszufallen. (Stumpff et al. 2009, S. 95f.)

2.4.4.5 Trinkmündigkeit

Eisenbach-Stangl et al. sehen die „Trinkmündigkeit“ als Orientierungsmöglichkeit, die es jungen Männern mit 16 Jahren ermöglicht, zu einem

regelmäßigeren und mäßigeren Alkoholgenuss überzugehen. Unterstützt wird diese Veränderung des Trinkverhaltens auch von Partnerinnen, für die sie Verantwortung übernehmen und von denen sie ihrerseits kontrolliert werden.

Intensiveres ('unkontrolliertes') Trinken wird nun stärker mit Scham besetzt, wenn auch die älteren Jugendlichen teils nostalgisch an ihre 'exzessive' Initiationszeit zurückdenken und meinen, sie sei notwendig gewesen, um die eigenen Grenzen auszuloten. Erfolgt der Ausstieg aus den jugendlichen Alkoholszenen hingegen spät, so scheint dies mit der verzögerten Übernahme der Erwachsenenrolle zu korrespondieren: Die Reifeprüfung könnte einen späten, wenn auch nicht letzten Übergang in das Erwachsensein bedeuten, der mit einer 'feuchten' Reise in die Fremde 'in Szene' gesetzt wird. Die (kommerzialiserten) Maturareisen gleichen jedenfalls einem Übergangsfest Adoleszenter mit Überlänge – hinsichtlich des Alkoholkonsums, aber auch hinsichtlich des sexuell und aggressiv getönten Verhaltens, das mit ihm einhergeht. (Eisenbach-Stangl et al. 2008, S. 178)

Nach Egginton et al. (2002) scheint starker Alkoholkonsum eher einherzugehen mit höherer sozialer Eingebundenheit. Demnach kann nicht behauptet werden, dass frühes Konsumeinstiegsalter und starker Konsum als Indikatoren für soziale Benachteiligung gelten.

Martinic und Marsham (2008) vertreten die These, dass jugendliches Rauschtrinken ein Versuch ist, „controlled loss of controll“ zu praktizieren, bei dem nur selten die Grenzen – und wenn, dann nicht mit Absicht – überschritten werden. Dabei sind zwei Ziele für die Jugendlichen von Bedeutung: zum einen, sich zu betrinken, und zum anderen, gleichzeitig in Sicherheit zu sein. Diese Fähigkeit zur Balance hängt stark vom Reifegrad des Umgangs mit Alkohol ab: „The ability to handle one's drink and achieve an acceptable balance between harmful and nonharmful outcomes is influenced by previous life experience alcohol“ (Martinic/Marsham 2008, S. 9).

In Bezug auf das Erlernen des Umgangs mit Alkohol haben Stumpp et al. (2009, S. 56f) subjektive Bewältigungsstrategien auf der Basis der durchgeführten qualitativen Interviews mit Jugendlichen extrahiert:

- Austarieren („Nicht übertreiben“): Trinken innerhalb bestimmter Limits,

die sich an körperlichen Grenzen, sozialen Normen und subjektivem Erleben unter Alkoholeinfluss orientieren.

- Delegation („Aufpassen“): Regelungen der Verantwortungsübernahme und Verantwortungsübertragung innerhalb der Gruppe.
- Umorientierung: Sich nicht mehr durch Alkoholkonsum beweisen müssen.
- Normalisierung („Die Erwachsenen trinken ja auch!“): Reflexion des Verhaltens der Jugendlichen als Verhalten der Erwachsenen.
- Anerkennung durch Alkoholkonsum („Diejenigen, die viel vertragen, sind schon die Kings!“): Exzessiver Alkoholkonsum kann von Jugendlichen funktionalisiert werden, um innerhalb der Gruppe eine besondere Stellung einzunehmen. In diesem Fall zielt das konkrete Verhalten auf Toleranzentwicklung ab.
- Hilfsbedürftigkeit („Ich schaff das nicht alleine“): Jugendliche sind hier mit dem Rauschtrinken in der Gruppe überfordert und benötigen Hilfe von dritter Seite. Keine anderen Bewältigungsstrategien stehen ihnen zur Verfügung.
- Distanzierung: Es geht auch ohne Alkohol.

Diesen Schlüssen weiter nachzugehen und weitere Bestätigungen dafür zu finden, bildet einen inhaltlichen Kern der vorliegenden Arbeit. Auf der Basis des angewandten Forschungsansatz bedeutet das auch, dass über die in den Interviews geführten Gespräche und Reflexionen den Befragten selbst klarer werden könnte, welches die Motoren ihres Tuns sind und wie diese mit ihren Lebensumständen und ihren Entwicklungsmöglichkeiten zusammenhängen.

Die Beschreibungen der Adoleszenz als kritische Lebensphase von Individuen der zweiten Moderne und die Funktionalisierung des Konsums als Bewältigungsstrategie und Unterstützung der Identitätskonstruktion sind als Erklärungsansätze von zentralem Stellenwert und fließen im Forschungsteil ein.

3. Quantitative Forschungsergebnisse zu Alkoholkonsum, Rauschtrinken und Substanzenkonsum

In diesem Kapitel werden überblicksmäßig die Ergebnisse aus unterschiedlichen quantitativen Studien wiedergegeben. Detaillierter besprochen werden die Ergebnisse der Südtiroler HBSC-Studie (Autonome Provinz Bozen 2011) aus dem Jahr 2009.

3.1 Alkoholkonsum in Österreich und Deutschland

In Österreich sowie in anderen europäischen Ländern wie beispielsweise in Deutschland und in der Schweiz ist der Alkoholkonsum der Bevölkerung seit einigen Jahrzehnten rückläufig (Baumgärtner 2009; Ludwig-Boltzmann-Institut für Suchtforschung 2009; Eisenbach-Stangl 2008; Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2011; Gmel et.al. 2009).

In Österreich hat der Alkoholkonsum von 1973 bis 2005 um fast ein Fünftel (19%) abgenommen (Uh. et al. 2009).

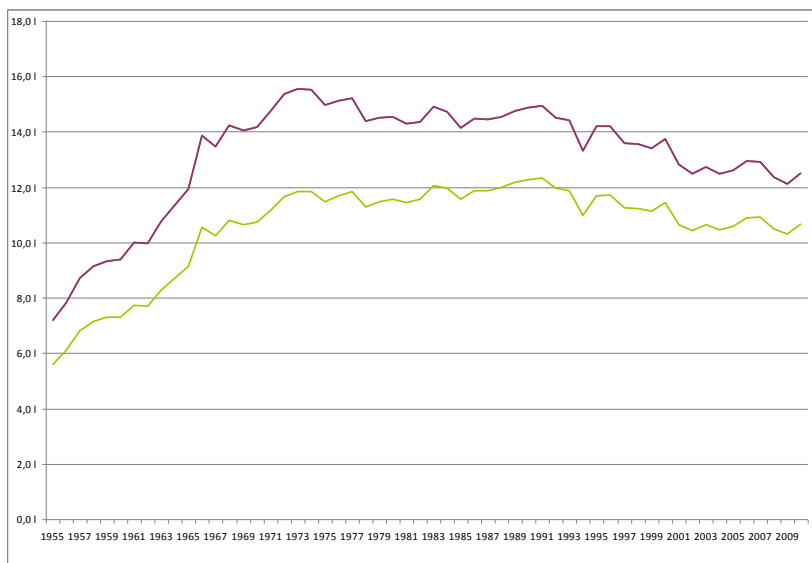


Abbildung 1: Entwicklung des Pro-Kopf-Konsums in Litern reinen Alkohols bei der österreichischen Bevölkerung insgesamt und bei den über 15-Jährigen von 1955 bis 2009 (Quelle: Uhl et al. 2009).

In Österreich steigt, werden drei Erhebungszeitpunkte (1993/94, 2004 und 2008) betrachtet, laut einer Studie des Ludwig-Boltzmann-Instituts (2009) die Anzahl der Personen, die abstinent oder fast abstinent leben, während die Zahl der geringen und mittleren Konsument/inn/en abnimmt. Diese Zunahme scheint zulasten von Personen mit geringem oder auch mittlerem Konsum zu gehen: Bei diesen beiden Konsumgruppen sind Abnahmen zu verzeichnen. Die Zahl an problematischen Konsument/inn/en (plus Alkoholiker/innen) bleibt hingegen konstant. Der durchschnittliche Alkoholkonsum in Österreich insgesamt ist langsam, aber kontinuierlich, rückläufig.

Die Anzahl der täglich Alkoholkonsumierenden nimmt im Vergleich zu früheren Erhebungen ab (von 12,3% im Jahr 1993/94 auf 6,6% im Jahr 2008), wobei dies vor allem auf einen Rückgang des täglichen Alkoholkonsums bei den Männern zurückzuführen ist.

In Bezug auf die Jugendlichen ist der regelmäßige Alkoholkonsum auch unter den 13- und 15-jährigen Schülern im Laufe der 1990er-Jahre in Österreich wie in den anderen westeuropäischen Ländern zurückgegangen, wobei der Alkoholkonsum von Jugendlichen deutlich unter jenem der Erwachsenen liegt: Jugendliche trinken insgesamt seltener und weniger intensiv als Erwachsene.

In Deutschland ist laut letzter Repräsentativerhebung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) aus dem Jahr 2010 der Anteil der 12- bis 17-jährigen Jugendlichen und 18- bis 25-jährigen jungen Erwachsenen, die regelmäßig – d.h. mindestens einmal pro Woche – Alkohol trinken, seit den 1970er-Jahren rückläufig und erreicht im Jahr 2010 den niedrigsten Stand aller bisherigen Untersuchungen.

Das Alter, in dem 12- bis 25-Jährige zum ersten Mal Alkohol trinken oder zum ersten Mal einen Alkoholrausch haben, hat sich seit 2004 um 0,4 Jahre – also um knapp fünf Monate – nach hinten verschoben.

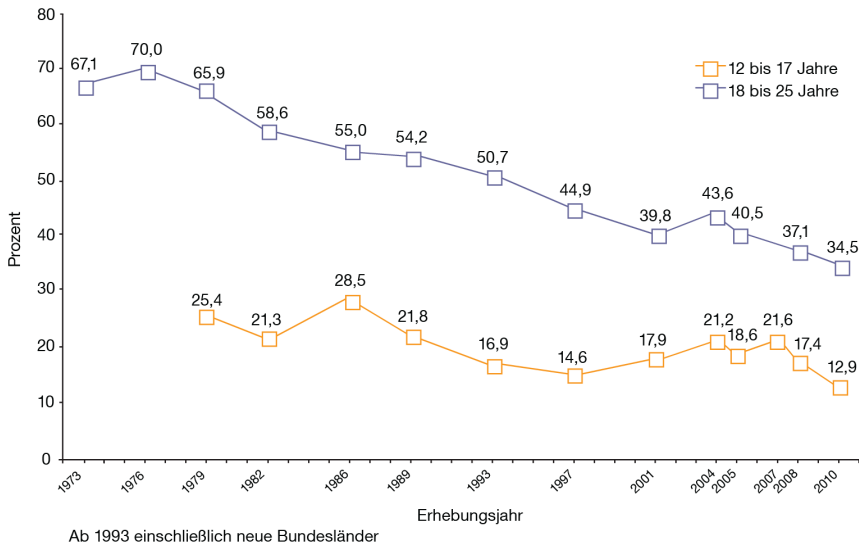


Abbildung 2: Trends des regelmäßigen Alkoholkonsums bei 12- bis 25-Jährigen nach Altersgruppen 1973–2010 (Quelle: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2011).

3.2 Alkoholkonsum in Südtirol

3.2.1 Ergebnisse der HBSC-Studien

Südtirol beteiligt sich an der internationalen HBSC-Studie zur Gesundheit und zum gesundheitsrelevanten Verhalten von 11- bis 15-jährigen Schülerinnen und Schülern, die unter der Schirmherrschaft der Weltgesundheitsorganisation alle vier Jahre durchgeführt wird. Die HBSC-Studien von 2005/2006 und von 2009/2010 erheben u.a. den Konsum von Nikotin, Cannabis und Alkohol der Südtiroler Jugendlichen zwischen 11 und 15 Jahren. Untersucht werden die Verhaltensweisen an sich und ihre Veränderung im Vergleich zur letzten HBSC-Studie 2005/2006, Unterschiede bzgl. Geschlecht, Altersgruppe und Sprachzugehörigkeit, aber auch die Zusammenhänge mit familiären Variablen und schulischen Befindlichkeiten.

Vergleicht man die Häufigkeit des Alkoholkonsums über diese zwei Zeitpunkte hinweg, sinkt diese in allen 3 Altersgruppen von 11, 13 und 15 Jahren. Insgesamt wächst die Gruppe der Jugendlichen, die nie trinken, um 10,3% auf 56,5%. Diese Entwicklung kommt v.a. deswegen zustande, weil sich die

abstinente Gruppe bei den 11- und 13-Jährigen erhöht. Hier scheinen Präventionsmaßnahmen, Jugendschutz und verstärkte Kontrollen zu wirken.

Bei den 15-Jährigen sind diejenigen, die nie trinken, mit 14,3% eindeutig in der Minderheit. Das zeigt u.a. auch, dass hier der Jugendschutz überhaupt nicht greift, vielleicht auch aufgrund der Entwicklungen der letzten Jahre, im Jugendalter gar nicht mehr greifen kann.

Auch hier kann (noch stärker als beim Nikotin) festgestellt werden, dass in der Lebensphase zwischen 11 und 15 Jahren entscheidende Veränderungen im Alkoholtrinkverhalten stattfinden, die auch damit zusammenhängen, dass in vielen jugendlichen Kontexten „trinken lernen“ bzw. „trinken können“ zu einer der Voraussetzungen geworden ist, um an gesellschaftlichen Ereignissen teilhaben zu dürfen.

Bei den Konsumfrequenzen zeigt sich, dass der tägliche Konsum in allen 3 Altersgruppen auch aufgrund der niedrigen Fallzahlen zu vernachlässigen ist.

39,1% der befragten 15-Jährigen trinken einmal pro Woche (vermutlich am Wochenende), 44,4% einmal pro Monat oder seltener.

Bei den befragten 13-Jährigen trinken 5,7% einmal pro Woche, 35,5% einmal im Monat oder seltener. Die Zahl der Nichttrinker/innen steigt in dieser Altersgruppe im Vergleich zur letzten Studie auf 57,4 (14,5% plus) am meisten an.

Auch bei den befragten 11-Jährigen sind die Nichttrinker um 12,7% auf 86,5% angestiegen. Die Gruppe, die in diesem Alter Konsumerfahrungen mit Alkohol angibt, macht das selten und weniger als einmal im Monat (11%), vermutlich zu besonderen Anlässen.

	11 Jahre		13 Jahre		15 Jahre		Summe	
	2005	2009	2005	2009	2005	2009	2005	2009
Täglich	1,3%	0,2%	2,9%	1,4%	3,20%	2,1%	2,4%	1,2%
Jede Woche	2,8%	0,4%	11,9%	5,7%	45,70%	39,1%	17,6%	12,9%
Jeden Monat	2,8%	1,9%	11,7%	8,1%	19,20%	22,2%	10,4%	9,7%
Selten	19,3%	11,0%	30,6%	27,4%	18,90%	22,2%	23,3%	19,8%
Nie	73,8%	86,5%	42,9%	57,4%	13,00%	14,3%	46,3%	56,6%

Tabelle 2: Vergleich der Häufigkeiten des Alkoholkonsums bei Südtiroler Jugendlichen zwischen 11 und 15 Jahren (HBSC 2005/2006 & 2009/2010).

Vergleicht man die Werte der Südtiroler Jugendlichen, die mindestens einmal pro Woche trinken, mit den nationalen italienischen Mittelwerten, so liegen die 11- und 13-Jährigen eindeutig unter dem italienischen Durchschnitt: Unter den Südtiroler 11-Jährigen finden sich statistisch nicht relevante Zahlen (0,7% männlich, und 0,4% weiblich), während der italienische Mittelwert bei 9,93% bei den Burschen und 3,45% bei den Mädchen liegt. Bei den 13-Jährigen sind es in Südtirol 8,7% der Burschen und 5,7% der Mädchen, die italienischen Mittelwerte liegen mit 16,82% bzw. 8,7% doppelt so hoch.

Bei den 15-Jährigen liegen die Konsumwerte in Südtirol hingegen über dem italienischen Durchschnitt. 43,7% der Burschen und 39,3% der Mädchen geben an, zumindest einmal pro Woche Alkohol zu trinken. Der italienische Mittelwert liegt bei den Burschen bei 39,61%, bei den Mädchen bei 23,51% (Cavallo et al. 2010).

Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind in Bezug auf den Alkoholkonsum vergleichsweise gering. Wir finden unter Mädchen und Burschen praktisch gleich viele Alkoholkonsumerfahrene wie Abstinente. Bei den 13-Jährigen sind 54% der Burschen und 60,4% der Mädchen abstinent, bei den 15-Jährigen sind es nur mehr 15,3% der Burschen und 13,5% der Mädchen.

Dieser Umstand kann auch darauf zurückgeführt werden, dass in gleichberechtigten, „gegenderten“ Gesellschaften Mädchen auf gleicher Augenhöhe mit Jungen am öffentlichen Leben teilhaben dürfen.

Zusammenhänge lassen sich bei den vorhandenen Daten bezüglich Alkoholkonsum im innerfamiliären Bereich finden. Bei den Schüler/inne/n, die in der „Skala zum Wohlstand der Familien“ hoch zugeordnet werden, finden wir bei allen Konsumfrequenzen leicht höhere Prozentsätze an Konsumierenden als bei denen mit niedriger Wohlstandsskala.

Unter Schüler/inne/n, die in der „Skala zum Wohlstand der Familien“ niedrig zugeordnet werden, finden sich mit 64,1% um 14% mehr Abstinente als bei denen mit hoher Wohlstandsskala (50,1%).

Unter den befragten Jugendlichen, die sich leicht tun, mit dem Vater und der Mutter zu reden, finden sich mehr Abstinente (64,6% bzw. 58,5%) als bei der Gruppe, die sich schwer tut, mit Vater und Mutter zu sprechen (45,7% bzw. 47,4%).

Bei den Opfern von Mobbing lassen sich keine eindeutigen Korrelationen zwischen erlittener Gewalt und Alkoholkonsum finden.

In der Gruppe der Schüler/innen, die mobben, zeigen sich hingegen deutlich mehr Alkoholkonsumenten (58,5%) als unter denen, die nie mobben (38,8%).

Weitere signifikante Zusammenhänge finden sich bei Stressempfinden und den schulischen Leistungen. In der Gruppe der Schüler/innen, die wegen ihrer schulischen Arbeit keinen Stress empfinden, finden sich mehr als doppelt so viele, die nicht trinken (69,7%), als bei denen mit hohem Stressempfinden (31%). Bei den Konsumfrequenzen finden sich in der Gruppe, deren Mitglieder einmal pro Woche trinken, mehr als dreimal so viele mit hohem Stressempfinden. Das würde die These des Frusttrinkens am Wochenende bestätigen.

Bei den schulischen Leistungen, die nicht auf Eigeneinschätzung beruhen, sondern aufgrund von Lehrer/innenbewertungen ermittelt wurden, zeigen sich ähnliche Unterschiede. Bei der Gruppe von Schüler/innen, die laut ihren Lehrpersonen sehr gute Leistungen erbringen, sind 71,4% alkoholabstinent.

Bei den Schüler/innen, die mit ihren Leistungen unter dem Durchschnitt liegen, sinkt der Anteil der Alkoholabstinenten auf 38,7%. In dieser Gruppe finden wir 27,9%, die „einmal in der Woche“ trinken, während es bei den Schüler/innen mit sehr guten Leistungen 6,6%, bzw. 10,3% bei denen mit guten schulischen Leistungen sind.

Auch hier liegt der Schluss nahe, dass leistungsschwache Schüler/innen über den Alkoholkonsum die eigene psychische Befindlichkeit regulieren. Die Ergebnisse bestärken die These des Frusttrinkens am Wochenende.

3.3 Binge Drinking – „Rauschtrinken“

Die auf Wechsler et al. (1994) zurückgehende Definition „Binge Drinking“ bezeichnet den „Konsum von mindestens 5 Einheiten Alkohol ohne zeitliche Begrenzung“. Da Wechsler et al. eine Einheit mit 0,12 Liter Wein, 0,36 Liter Bier oder 0,04 Liter Spirituosen festlegten, entspricht „Binge Drinking“ hier dem Konsum von rund 60 Gramm Reinalkohol. An dieser letzteren Definition des „Binge Drinking“ orientierten sich die Autoren von ESPAD und zunächst z.B. auch das US-amerikanische National Institute on Alcohol Abuse and Alcoholism (NIAAA). Nachdem die auf Wechsler et al. zurückgehende Definition immer wieder kritisiert wurde, weil beim Konsum von 60 Gramm

Reinalkohol über einen längeren Zeitraum sich oft nicht einmal eine leichte Berauschung einstellt, hat NIAAA (2004) „Binge Drinking“ als jeden Alkoholkonsum definiert, der eine Blutalkoholkonzentration von mindestens 0,8 Promille bewirkt.

Im deutschen Sprachraum wird „Binge Drinking“ oft mit „Kampf- oder Wetttrinken“, „bewusstes Rauschtrinken“, bzw. umgangssprachlich mit „Komasaufen“ oder „Saufen bis zum Umfallen“ gleichgesetzt, was insofern eine problematische Übersetzung bzw. Begriffsverwendung darstellt, als dass mit dem Alkoholkonsum nicht das Ziel der Bewusstlosigkeit von den Jugendlichen angestrebt wird. So gibt laut einer Studie von Starzer et al. (2009) die Mehrheit (79,59%) der Jugendlichen, die mit einer Alkoholintoxikation ins Krankenhaus gebracht worden sind, an, dass sie entweder nur eine leichte Berauschung geplant hätten oder gar keine. Nur 20,41% der Jugendlichen hatten einen Vollrausch geplant. Somit ist der Begriff des „Komasaufens“ nicht geeignet.

Bei der Interpretation der Ergebnisse muss man sich aber unbedingt bewusst sein, dass „Binge Drinking“ im Sinne von ESPAD zwar extremes Rauschtrinken einschließt – mit diesem aber keinesfalls gleichzusetzen ist. In diesem Sinne erläutern Hibell et al. (2004) daher in Zusammenhang mit „Binge Drinking“ auch, dass (die von Wechsler definierte) konsumierte Alkoholmenge bei den meisten Personen dieser Altersgruppe einen Rausch bewirkt haben müsste (vgl. Uhl et al. 2005, S. 17f.).

In diesem Zusammenhang ist kritisch anzumerken, dass keine zeitliche Begrenzung in der Definition von Rauschtrinken enthalten ist und nicht nach der Art der Getränke differenziert wird. Deshalb sind die Ergebnisse von Befragungen dahingehend zu überprüfen, ob das abgefragte Verhalten auch tatsächlich einem exzessiven Alkoholkonsum entspricht, der einen Alkoholrausch bewirkt (vgl. Uhl et al. 2009, S. 90f.).

Das Phänomen des Rauschtrinkens kann nicht nur als Problem in Bezug auf Jugendliche angesehen werden, auch weil laut dem Bericht der EU von 2006 zum Thema Alkohol sich zusammenfassend feststellen lässt, „dass Erwachsene in den EU15 Staaten berichten, durchschnittlich 5 Mal pro Jahr betrunken zu sein, aber 17 Mal Binge-drinking (das Trinken von 5 oder mehr alkoholischen Getränken bei einer Trinkgelegenheit) einräumen“ (Anderson et. al. 2006, S. 4).

Settertobulte et. al (2001, S. 9) stellen bei einem Vergleich der HBSC-Studien von 1994 und 1998 fest, „that, in most participating countries, regular alcohol use among adolescents in west European countries shows a clear downward trend, while in eastern Europe figures for regular alcohol consumers are rising. For episodes of drunkenness, on the other hand, the frequency is increasing among young people in general.“

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Rausch im Zusammenhang mit Alkoholkonsum als Oberbegriff für jegliche Beeinträchtigung gesehen wird, der die Spanne von einer kaum merkbaren, geringfügigen Beeinträchtigung („leichter Schwips“) über eine deutliche merkbare Berausung bis zu einer sehr starken Berausung („Vollrausch“) mit sehr auffälliger Beeinträchtigung sowie Kater und Erinnerungslücken am nächsten Tag umfasst. Allerdings kann die Begriffsdefinition auch enger gefasst werden. Bei Befragungen ist zu beachten, dass das Ausmaß eines Alkoholkonsums sehr subjektiv eingeschätzt wird und somit ein unterschiedliches Verständnis von „Rausch“ zur Folge hat.

3.3.1 Rauschtrinken in Südtirol

Ergebnisse der HBSC-Studien 2005 & 2009

Werden die Jugendlichen befragt, wie oft sie so viel Alkohol getrunken haben, dass sie richtig betrunken waren, so verringert sich die Anzahl der Alkohorräusche von 2005 auf 2009 in allen drei Altersgruppen bei allen vier Antwortmöglichkeiten, während diejenigen, die keine Erfahrungen mit Alkoholrausch haben, zunehmen.

	11 Jahre		13 Jahre		15 Jahre		Summe	
	2005	2009	2005	2009	2005	2009	2005	2009
Nie	92,7%	96,8%	74,6%	87,5%	36,8%	53,6%	71,1%	81,6%
Einmal	4,3%	2,4%	10,8%	7,3%	14,5%	13,1%	9,4%	7,1%
2-3 Mal	1,3%	0,5%	8,4%	3,6%	21,4%	17,2%	9,3%	6,2%
4-10 Mal	0,5%	0,00%	2,9%	0,6%	12,8%	9,0%	4,7%	2,7%
> 10 Mal	1,2%	0,2%	3,3%	1,0%	14,5%	7,2%	5,5%	2,4%

Tabelle 3: Vergleich der Häufigkeiten der Rauschzustände aufgrund von Alkohol bei Südtiroler Jugendlichen (HBSC 2005/2006 & 2009/2010).

Bemerkenswert sind mit einem Minus von 16,8% die beträchtlichen Rückgänge der Rauscherfahrungen in der Altersgruppe der 15-Jährigen und die Halbierung der Risikogruppe mit mehr als 10 Räuschen von 14,5% auf 7,2%. Trotzdem liegen die Südtiroler Jugendlichen mit diesen Werten im Vergleich mit den anderen italienischen Regionen noch ganz vorne (Cavallo et al. 2010). Bei den Mädchen sogar ganz deutlich. Wie bereits weiter oben angeführt, mag neben der leichten Erhältlichkeit, der gleichberechtigte Zugang zum öffentlichen Leben mit ein Grund dafür sein, dass Südtiroler Mädchen hier höhere Konsumwerte aufzeigen als ihre Altersgenossinnen in Kampanien, Kalabrien oder Sizilien.

Bei den 11-Jährigen, die oft im medialen Rampenlicht landen, sind die Fallzahlen der Rauscherfahrenen unter dem statistisch signifikanten Wert von 30.

Unter Mädchen (83,1%) finden sich etwas mehr Rauschunerfahrene als unter Burschen (79,9%). Unter denen, die „mehr als 10 Mal“ berauscht waren, sind weniger als halb so viel Mädchen (1,5%) als Burschen (3,5%).

20,7% der deutschsprachigen Jugendlichen geben an, zumindest einmal in ihrem Leben berauscht gewesen zu sein. Dieser Anteil ist bei den italienischsprachigen Jugendlichen mit 12,1% etwas geringer. Bei den ladinischsprachigen Jugendlichen liegt der Prozentanteil mit 4,2% deutlich niedriger, was wiederum damit zu tun hat, dass die Fallzahl der ausschlaggebenden 15-Jährigen sehr klein ist und eine Aussage fast nicht zulässt.

Die Daten zur Kommunikation mit den Eltern korrelieren, wenn sie mit den Alkoholrauscherfahrungen verknüpft werden, ähnlich wie beim Alkoholkonsum: Unter Jugendlichen, die sich leicht tun, mit dem Vater und der Mutter zu reden, finden sich mehr, die nie berauscht waren (86,1% bzw. 83,5%), als unter denen, die sich schwer tun, mit Vater und Mutter zu sprechen (76,2% bzw. 74,1%).

Wie beim Alkoholkonsum gilt auch für die Rauscherfahrungen: unter denjenigen, die häufig mobben, sind mehr als doppelt so viele Rauscherfahrene zu finden (35,2%) als unter denen, die nie mobben (14,3%).

In der Gruppe der Schüler/innen, die wegen ihrer schulischen Arbeit keinen Stress empfinden, haben 87,1% keine Rauscherfahrungen; dieser Wert fällt auf 61,7% bei denen mit hohem Stressempfinden.

Weiter bestätigt wird die These des Frusttrinkens, wenn man die Korrelationen zwischen Schulleistungen und Alkoholberauschungen betrachtet.

Zählt man die Gruppen der mehr als einmaligen Rauscherfahrungen (also mindestens zwei Mal) zusammen, so erreicht man bei den sehr guten Schüler/innen einen Wert von 3,3%, bei den guten Schüler/innen sind es 8,3%, bei den Schüler/innen unter dem Durchschnitt verzehnfacht sich der Wert im Vergleich zur ersten Gruppe auf 32,7%.

3.4 Statistische Daten und öffentliche Wahrnehmung des Rauschtrinkens bei Jugendlichen im Vergleich

Von den Medien und der allgemeinen Bevölkerung (Koler 2007) wird das Rauschtrinken ebenso wie der Drogenkonsum bei Jugendlichen als ein großes Problem angesehen bzw. eingeschätzt. Anhand von statistischen Daten soll gezeigt werden, ob für diese Meinung ein zahlenmäßiger Niederschlag in der Aufnahme bzw. Behandlung von Jugendlichen in Südtiroler Krankenhäusern aufgrund von Alkohol oder anderen illegalen Substanzen zu finden ist.

3.4.1 Erste-Hilfe-Aufnahmen

Im Jahr 2007 wurden von der Alkohologieambulanz des Krankenhauses Bozen auf der Basis der Einlieferungsprotokolle in die Erste Hilfe alle Fälle, die aufgrund von alkoholrelevanten Problematiken eingeliefert wurden, erfasst (Panzani 2008). Dabei stellte sich heraus, dass 447 (340 männlich, 107 weiblich) Personen aufgrund von exzessivem Konsum von Alkohol und/oder anderer psychoaktiver Substanzen in die Erste Hilfe des Bozner Krankenhauses eingeliefert wurden.

Teilt man diese Personen in 2 Altersgruppen, jene unter und jene über 25 Jahren, so zeigt sich bei der Betrachtung der Häufigkeiten der Aufnahmen, dass die Altersgruppe der über 25-Jährigen einem größeren Risiko für vermehrte Aufnahmeanzahl ausgesetzt sind. So kommen bei mehrmaligen Einlieferungen von 2-5 Mal 12,1% aus der Gruppe der über 25-Jährigen, während es 0,7% der unter 25-Jährigen betrifft. Das bestätigt die These, dass die Einlieferungen der unter 25-Jährigen als sogenannte Trinkunfälle gesehen werden können, die sich in den meisten Fällen nicht mehr wiederholen.

Die Einlieferung in die Erste Hilfe kann bei jüngeren Altersgruppen wie ein negativ konnotiertes Schlüsselerlebnis wirken (vgl. Starzer et al. 2009).

	> 25 Jahre		<=25 Jahre	
Anzahl der Aufnahmen	N	%	N	%
1	249	55,7%	130	29,1%
2-5	54	12,1%	3	0,7%
6-10	6	1,3%	0	0,0%
10-15	2	0,4%	0	0,0%
>15	3	0,7%	0	0,0%

Tabelle 4: Häufigkeiten der Erste-Hilfe-Aufnahmen in Bozen im Jahr 2007 unterteilt in 2 Gruppen: > 25 und < = 25-Jährige (Quelle: Panzani 2008)

Spaltet man die Altersgruppe der unter oder gleich 25-Jährigen in Alter und Geschlecht auf, geht hervor, dass bei den 13- und 14-Jährigen nur jeweils ein Fall der Aufnahme in die Erste Hilfe zu verzeichnen ist, wobei es sich in beiden Fällen um weibliche Jugendliche handelt.

Ab dem Alter von 16 Jahren ist die Mehrheit der in die Erste Hilfe eingelieferten Personen männlich.

Alter	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	Gesamt
Männlich	0	0	3	11	12	10	6	8	13	10	6	13	8	100
Weiblich	1	1	4	3	6	5	1	2	3	3	1	0	3	33
Summe	1	1	7	14	18	15	7	10	16	13	7	13	11	133

Tabelle 5: Aufnahmen in der Ersten Hilfe in Bozen (2007) der unter oder gleich 25-Jährigen nach Alter und Geschlecht (Quelle: Panzani 2008).

3.4.2 Alkoholbedingte Entlassungsdiagnosen in Südtiroler Krankenhäusern

Die Statistik der alkoholbedingten Entlassungsdiagnosen in Krankenhäusern in Südtirol über die Jahre 2003 bis 2009 zeigt keine Zunahme im Zeitverlauf, sondern eine relativ konstante Anzahl von Personen. Aufgrund der vorliegenden Daten kann nicht behauptet werden, dass die Alkoholproblematik nur oder vor allem Jugendliche betrifft oder sogar in Bezug auf Jugendliche zunimmt, denn die Mehrheit der aufgenommenen Personen befindet sich in den Altersklassen zwischen 55 bis 59 Jahren sowie zwischen 60 und 64 Jahren und die Anzahl der Jugendlichen nimmt über die Jahre hinweg, wie bereits festgestellt, nicht zu.

Berechnet man den prozentualen Bevölkerungsanteil der 10- bis 24-Jährigen, die eine alkoholbedingte Entlassungsdiagnose erhalten haben, so resultiert folgende Tabelle:

	Gesamt	Prozentueller Bevölkerungsanteil
2003	164	0,199
2004	175	0,213
2005	165	0,200
2006	150	0,180
2007	181	0,220
2008	109	0,132
2009	120	0,146

Tabelle 6: Prozentueller Bevölkerungsanteil der 10- bis 24-Jährigen mit einer alkoholbedingten Entlassungsdiagnose im Zeitraum 2003 bis 2009 (Quelle: Epidemiologische Beobachtungsstelle-Abteilung Gesundheitswesen der Autonomen Provinz Bozen)

Folglich kommen auf 1000 Personen zwischen 10 und 24 Jahren ungefähr 2 Jugendliche pro Jahr, die eine durch Alkohol bedingte Entlassungsdiagnose erhalten.

Als Vergleich dazu kann die Studie von Starzer et al. (2009), welche die Alkoholintoxikation bei Kindern und Jugendlichen in Oberösterreich unter-

sucht, herangezogen werden. Auch da bleibt die Anzahl der Aufnahmen von Jugendlichen unter 18 Jahren mit einer Diagnose „Psychische und Verhaltensstörungen durch Alkohol“ in oberösterreichischen Krankenhäusern über den Zeitraum von 2001 bis 2008 relativ konstant (vgl. Starzer et al. 2009, S. 82).

Dass Alkohol, der im mitteleuropäisch-alpinen Kulturkreis eine zentrale Rolle im sozialen und kulturellen Leben der meisten Erwachsenen spielt, auch bei Kindern und Jugendlichen, die beginnen ihr Sozialleben nach den Vorgaben der Erwachsenenwelt zu organisieren, Bedeutung hat, ist an und für sich nicht verwunderlich. Dass in der Anfangsphase, solange im Umgang mit Alkohol Erfahrungswissen fehlt, in diesem Lernprozess auch immer wieder ungewollte Räusche passieren können, ist zu erwarten. Handelt es sich nun um Jugendliche, deren übliches Alkoholkonsumverhalten keinen Anlass zur Sorge gibt, bei denen keine ernsten psychosozialen Grundprobleme im Hintergrund stehen und wo anzunehmen ist, dass sich derartige Vorfälle in Zukunft kaum wiederholen werden – was bei immerhin 60% der im Rahmen der Studie erfassten Jugendlichen der Fall war –, so besteht nach der akuten Behandlung der Alkoholintoxikation kein weiterer Behandlungsbedarf (vgl. Starzer et al. 2009, S. 7).

Anlehnend an Starzer et al. (2009) zeigt sich, dass auch in Südtirol der Behandlungsbedarf bei den unter 25-Jährigen mit der kleinsten Anzahl an zu behandelnden Personen am geringsten ist. Von den 2154 Personen, die sich 2009 in Behandlung befanden, waren 66 unter 25 Jahren. Das entspricht 3,06%.

3.5 Tabakkonsum

Eine große Mehrheit der über die HBSC-Studien befragten Schülerinnen und Schüler sind Nichtraucher/innen. Im Vergleich zu der 2005 durchgeführten Studie steigt die Anzahl der Nichtraucher/innen in allen untersuchten Altersklassen.

Eine signifikante Anzahl täglich rauchender Schüler/innen findet sich praktisch nur unter den 15-Jährigen mit 13,8%. Aber auch hier kann ein positiver Abnahmetrend festgestellt werden: 2005 lag der Anteil unter den 15-Jährigen bei 21,1%. Der internationale Abwärtstrend in Bezug auf den Konsum von Tabak, der beispielsweise in der Hamburger Schulbusstudie dokumentiert worden ist, kann somit auch in Südtirol festgestellt werden.

Festzustellen bleibt, dass in der Lebensphase zwischen 11 und 15 Jahren entscheidende Veränderungen in der Einstellung und im Verhalten selbst stattfinden. Auch wenn ein Abnahmetrend vorliegt, so besteht trotzdem noch ein Unterschied von 29,6% zwischen der Nichtrauchergruppe der 11-Jährigen und jener der 15-Jährigen.

Aus den folgenden Tabellen geht hervor, dass sich der Anteil an Jugendlichen, die angaben zu rauchen, in allen drei Altersgruppen von 2005 zu 2009 und in allen vier Antwortmöglichkeiten verringerte.

	11 Jahre		13 Jahre		15 Jahre		Summe	
	2005	2009	2005	2009	2005	2009	2005	2009
Täglich	1,6%	0,00%	5,9%	2,5%	21,1%	13,8%	8,4%	4,6%
Einmal oder öfter pro Woche, aber nicht jeden Tag	1,1%	0,3%	4,4%	3,3%	9,1%	6,2%	4,4%	3,0%
Seltener als einmal pro Woche	3,9%	1,2%	8,5%	6,2%	12,3%	11,1%	7,8%	5,6%
Gar nicht	93,4%	98,5%	81,2%	88,0%	57,5%	68,9%	79,3%	86,8%

Tabelle 7: Vergleich der Häufigkeit des Tabakkonsums bei Südtiroler Jugendlichen zwischen 11 und 15 Jahren (HBSC-Studien 2005 & 2009)

Stellt man die Frage nach Raucherfahrungen im Lebenszeitraum wird ersichtlich, dass gerade bei den 15-Jährigen mehr als die Hälfte zustimmend antwortet (58,1%). Aktuelle Raucher/innen finden sich aber bedeutend weniger (31,1%).

Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind bei den aktuellen Raucher/innen vergleichsweise gering. Wir finden unter Mädchen und Burschen praktisch gleich viele Raucher/innen bzw. Nichtraucher/innen.

Unter den 15-Jährigen finden sich 18,9% Burschen und 20,9% Mädchen, die zumindest einmal pro Woche rauchen. Damit liegen die Burschen etwas unter dem italienischen Durchschnitt (19,08%), die Mädchen etwas darüber (19,42%). Allerdings standen hier nicht allzu große Fallzahlen zur Verfügung (n=123).

Zusammenhänge finden sich bei den vorhandenen Daten bezüglich Rauchverhalten und Kommunikationsverhalten im innerfamiliären Bereich: Unter den befragten Jugendlichen, die sich leicht tun, mit dem Vater und der Mutter zu reden, finden sich mehr Nichtraucher/innen (91% bzw. 88,1%) als bei der Gruppe, die sich schwer tut, mit Vater und Mutter zu sprechen (81,8% bzw. 81,4%). Im Vergleich zu anderen Korrelationen, die gefunden wurden, sind die Unterschiede aber nicht so groß.

Während bei den Opfern von Mobbing keine eindeutigen Zusammenhänge zwischen erlittener Gewalt und Rauchverhalten zu finden sind, sind diese bei den Tätern recht gut ersichtlich: In der Gruppe der Schüler/innen, die mobben, finden wir deutlich mehr Raucher/innen (26,2%) als unter denen, die nie mobben (9,8%).

Ebenso finden sich Zusammenhänge zwischen dem Gefühl, sich der eigenen Schule zugehörig zu fühlen, und dem Rauchverhalten. Während bei der Gruppe der 15-jährigen Schüler/innen, die angeben, sich der Schule zugehörig zu fühlen, 70,5% Nichtraucher/innen zu finden sind, sind es bei der Gruppe, die die Schulzugehörigkeit nicht spürt, 52,2%.

Weitere signifikante Zusammenhänge finden sich bei Stressempfinden und den schulischen Leistungen. In der Gruppe der Schüler/innen, die aufgrund ihrer schulischen Arbeit keinen Stress empfinden, finden sich 90,5% Nichtraucher/innen, während bei der Gruppe jener, die sich aufgrund der schulischen Arbeit sehr gestresst fühlen, der Anteil der Nichtraucher/innen auf 73,9% sinkt.

Die Vermutung liegt nahe, dass bei letzterer Gruppe häufiger Nikotin eingesetzt wird, um den eigenen erhöhten Stresspegel zu regulieren.

Bei den schulischen Leistungen, die nicht auf Eigeneinschätzung beruhen, sondern aufgrund von Lehrer/innenbewertungen ermittelt wurden, werden die Unterschiede noch deutlicher.

Bei der Gruppe der Schüler/innen, die laut ihren Lehrpersonen sehr gute Leistungen erbringen, liegt der Nichtraucher/innenanteil bei 94%. Bei den

Schüler/inne/n, die mit ihren Leistungen unter dem Durchschnitt liegen, sinkt der Nichtraucher/innenanteil auf 62,5%. In dieser Gruppe finden wir 31,3% Raucher/innen, die täglich oder „einmal oder öfter pro Woche“ rauchen, während es bei den Schüler/inne/n mit sehr guten Leistungen 2%, bzw. 3,8% bei denen mit guten schulischen Leistungen sind.

Auch hier liegt der Schluss nahe, dass leistungsschwache Schüler/innen über die Wirksubstanz Nikotin die eigene psychische Befindlichkeit regulieren.

Während die leistungsstarken Schüler/innen positive Anerkennungen über gute Noten erhalten, steigt die leistungsschwache Gruppe auf einen substanz-bezogenen positiven Verstärker um.

3.6 Cannabiskonsum

Auch beim Cannabiskonsum weisen die HBSC-Studien wie beim Tabakkonsum auf einen deutlichen Trend zu einer Konsumabnahme in Südtirol hin. Auf die Frage, ob Jugendliche schon jemals Cannabis geraucht haben, sinkt der Anteil der positiven Beantwortung von 2005 auf 2009 bei den 15-Jährigen bei allen Antwortmöglichkeiten. Die Frage zu einem eventuellen Cannabiskonsum wurde nur den 15-Jährigen gestellt.

85,5% der Befragten geben an, noch nie Cannabis geraucht zu haben. Bei der Befragung 2006 waren es 73,3%. Dabei finden sich etwas mehr Mädchen als Burschen.

	Jungen		Mädchen		Gesamt	
	2005	2009	2005	2009	2005	2009
Nie	73,00%	82,12%	73,60%	88,24%	73,30%	85,50%
1- 2 mal	8,20%	6,93%	9,80%	6,76%	9,10%	6,84%
3- 5 mal	4,40%	4,01%	2,20%	2,06%	3,20%	2,93%
6- 9 mal	2,00%	1,82%	3,50%	0,88%	2,80%	1,30%
10- 19 mal	2,20%	1,82%	2,00%	0,29%	2,10%	0,98%
20- 39 mal	1,50%	1,46%	2,00%	0,88%	1,80%	1,14%

Tabelle 8: Vergleich der Häufigkeiten des Cannabiskonsum bei 15-Jährigen Südtiroler jugendlichen. Vergleich der Prozentwerte nach Geschlecht (HBSC 2005/2006 & 2009/2010)

14,5% der befragten 15-jährigen Schüler/innen, 17,9% der Jungen und 11,8% der Mädchen, geben an, schon einmal in ihrem Leben Cannabis geraucht zu haben.

Dieser Wert verringert sich, wenn die Frage nach Konsumerfahrungen auf die letzten 12 Monate (12,5%) bzw. auf die letzten 30 Tage (4,6%) eingegrenzt wird. In beiden Fällen sind die Burschen (16,1% in den letzten 12 Monaten, 6,6% in den letzten 30 Tagen) stärker vertreten als die Mädchen (9,5% in den letzten 12 Monaten, 3% in den letzten 30 Tagen).

24,8% der italienischsprachigen Jugendlichen geben an, einmal in ihrem Leben Cannabis geraucht zu haben. Dieser Anteil ist bei den deutschsprachigen Jugendlichen mit 12,3% halb so groß, während bei den ladinischsprachigen Jugendlichen die Fallzahl zu niedrig lag, um eine Aussage tätigen zu können.

Zwischen dem familiären Wohlstand und dem Cannabiskonsum in den letzten 30 Tagen wurden keine bedeutenden Zusammenhänge ersichtlich.

Keine eindeutigen Aussagen lassen sich in Zusammenhang mit der Kommunikation mit den Eltern tätigen. Während unter den befragten Jugendlichen, die sich leicht tun, mit dem Vater zu reden, sich etwas mehr finden, die in den letzten 30 Tagen Cannabis geraucht haben (5,1%), als bei der Gruppe, die sich schwer tut (3,5%), finden wir bei den Jugendlichen, die sich leicht tun, mit der Mutter zu sprechen (4,6%), praktisch gleich viele wie bei denen, die sich schwer tun (4,8%). Bemerkenswert ist aber, dass laut den Fallzahlen bedeutend mehr angeben, sich leicht mit der Mutter (n=432) unterhalten zu können, als mit dem Vater (n=241).

Während bei den Opfern von Mobbing keine eindeutigen Zusammenhänge zwischen erlittener Gewalt und Cannabiskonsum zu finden sind, sind diese bei den Tätern recht gut ersichtlich: In der Gruppe der Schüler/innen, die mobben, finden wir deutlich mehr Cannabiserfahrene (38,7%) als unter denen, die nie mobben (12,3%). Ebenso finden sich mehr Mobbingtäter unter denen, die angaben, in den letzten 12 Monaten (35,5%) bzw. 30 Tagen (9,7%) geraucht zu haben, als unter denen, die nicht mobben (12 Monate: 9,7%, 30 Tage: 4,2%). Zusammenhänge finden sich zwischen der Aussage, sich der eigenen Schule zugehörig zu fühlen, und den Cannabiserfahrungen. Während bei der Gruppe der Schüler/innen, die sich der Schule zugehörig fühlen, 13% angeben, Erfahrungen mit Cannabis zu haben, sind es bei der Gruppe, die die

Schulzugehörigkeit nicht empfinden, mit 28,9% mehr als doppelt so viel. Ähnliche Unterschiede im Zusammenhang mit Schulzugehörigkeit finden sich auch zwischen denen, die in den letzten 12 Monaten bzw. 30 Tagen Cannabis geraucht haben oder abstinent waren.

Weitere signifikante Zusammenhänge finden sich bei Stressempfinden und den schulischen Leistungen. In der Gruppe der Schüler/innen, die aufgrund ihrer schulischen Arbeit keinen Stress empfinden, finden sich 82,4%, die nie Cannabis geraucht haben, während bei der Gruppe, deren Mitglieder sich aufgrund der schulischen Arbeit sehr gestresst fühlen, der Anteil auf 73,8% sinkt.

Bei der Gruppe der Schüler/innen, die laut ihren Lehrpersonen sehr gute Leistungen erbringen, haben 90,9% keine Cannabiserfahrungen. Bei den Schüler/innen, die mit ihren Leistungen unter dem Durchschnitt liegen, sinken diejenigen ohne Cannabiserfahrungen auf 53,7%.

Die Unterschiede bestehen auch, wenn man die Konsumerfahrungen in den letzten 12 Monaten und in den letzten 30 Tagen vergleicht. Auch da haben gute Schüler/innen deutlich höhere Abstinenzquoten als Schüler/innen unter dem Durchschnitt.

3.7 Schlussfolgerungen zu den Ergebnissen der HBSC-Studien 2005 und 2009

Vergleicht man die HBSC-Studien aus den Jahren 2005 und 2009, so findet man in den drei befragten Bereichen zum Tabak-, Alkohol- und Cannabiskonsum einen deutlichen Trend zum Konsumrückgang.

Klar ersichtlich wird auch, dass Schüler/innen, die sich der Schule zugehörig fühlen und weniger Stress verspüren sowie gute bis sehr gute Erfolge erbringen, deutlich weniger Alkohol, Tabak und Cannabis konsumieren als ihre Mitschüler/innen, die sich der Schule nicht zugehörig fühlen, hohes Stressempfinden rückmelden und Leistungen unter dem Durchschnitt erbringen.

Ebenso wird ersichtlich, dass eine gelungene Kommunikation mit Vater und Mutter zu niedrigen Konsumwerten beiträgt.

Keine Folgen auf das Konsumverhalten hat laut vorliegenden Werten die Erfahrung gemobbt zu werden. Andererseits zeigen Mobbingtäter/innen in allen drei Substanzbereichen erhöhte Werte.

Die vorliegenden HBSC-Daten können auch so interpretiert werden, dass sich – und das wird von einer Reihe von vorliegenden qualitativen Studien bestätigt – grundsätzlich eine Tendenz zur Polarisierung der Trinkgewohnheiten bei Jugendlichen feststellen lässt: Jene Jugendlichen, die moderat trinken, verringern stetig ihren Konsum. Jener prozentuell kleinere Teil von Jugendlichen, der bereits viel und intensiv trinken, steigert weiterhin seine Trinkhäufigkeit und -menge. Jugendliche trinken so viel aufgrund der Zugehörigkeit zu Alterskohorten. Die Jüngeren trinken weniger, die (etwas) Älteren hingegen häufiger und exzessiver; so kann gesagt werden, dass sich der Alkoholkonsum unter den 15-Jährigen grundlegend gewandelt hat.

Somit ist ein Rückgang des Alkoholkonsums bei den Jüngeren zu beobachten und eine „Radikalisierung“ der Trinkgewohnheiten bei den etwas Älteren.

In der Literatur spricht man von der „Normalisierung“ des Rauschtrinkens. Zwei wesentliche Voraussetzungen sind für die Normalisierung des Rauschtrinkens von entscheidender Bedeutung. Einerseits muss es von der Gesellschaft akzeptiert sein und andererseits muss die Substanz leicht zugänglich sein, was bei Alkohol aufgrund seiner Legalität der Fall ist. Das Phänomen des Rauschtrinkens wird demnach normalisiert, da es zunehmend in der Gesellschaft oder zumindest in Teilen davon akzeptiert wird und die Zugänglichkeit von Alkohol gegeben ist.

Eine zweite mögliche Erklärung muss allerdings auch angeführt werden: Im Verlauf der letzten 5 Jahre könnte sich nicht das Merkmal (die Konsumerfahrung jemals im Leben) verändert haben, sondern das Antwortverhalten: Entweder sind Jugendliche nicht mehr so bereit, ehrlich über ihr Konsumverhalten Auskunft zu geben, oder sie antworten so, wie es von ihnen sozial erwünscht wird. Die nächste HBSC-Studie in 5 Jahren wird zeigen, welche Hypothesen sich durchsetzen (vgl. Koler, Mock 2011, S.73f).

4. Methodisches Vorgehen

4.1 Methodologische Ausgangsüberlegungen

4.1.1 Begründung des methodischen Vorgehen

Der Kern der Dissertationsarbeit besteht aus der Analyse von 19 halbstandardisierten, themenzentrierten Interviews, die mit insgesamt 23 konsum- und rauscherfahrenen jungen Männern und Frauen zwischen 14 und 20 Jahren geführt wurden. 17 Interviews wurden mit Einzelpersonen gemacht, ein Interview mit 4 Männern, ein weiteres mit 2 Frauen.

Allen Interviewten gemeinsam ist die Teilhabe an Nachtszenen und die Erfahrung mit der Substanz Alkohol in jugendlichen Settings. Einige haben auch Erfahrungen mit illegalisierten Substanzen und in harten Drogenszenen. Die aktive Beteiligung an der Alkszene ist insofern der kleinste gemeinsame Nenner des Sample.

Unter dem Begriff Alkoholszene oder Alkszene werden in dieser Arbeit jene öffentlichen oder halböffentlichen Orte verstanden, in denen sich junge Menschen in ihren Bezugsgruppen zusammenfinden, um in mehr oder weniger ritualisierten Verhaltensweisen „gewohnheitsmäßig“ alkoholische Getränke der unterschiedlichsten Art gemeinsam zu konsumieren. Die Substanz Alkohol zu konsumieren ist in diesen Szenen normal. Alkohol gehört dazu, wenn man sich trifft, am Abend ausgeht und feiert. Zentral ist in diesem Sinn der moderate bis rauschhafte, angepasste bis auffällige Konsum in der Gruppe außerhalb von zu Hause.

Zentraler theoretischer Ausgangspunkt für die Anwendung des hier beschriebenen methodischen Designs ist ein subjektorientierter Ansatz, der Jugendliche als aktiv Handelnde definiert und damit anerkennt, dass ihre Praktiken für sie subjektiv sinnvoll sind (vgl. Stumpp et. al. 2009, S. 10).

Die Jugendlichen sind mit ihren Erzählungen der zentrale Ausgangspunkt. In ihren Aussagen finden sich bereits die Schlüssel für die Gründe und Bedeutungen ihres Tuns. Daraus leitet sich – im Sinne der Prinzipien einer rekonstruktiven Sozialforschung (Jakob, von Wensierski 1997) – der grundsätzliche Auftrag ab, diesen subjektiven Sinn, der im Handeln der Subjekte steckt, zu erschließen. Wichtig wird dabei allerdings, dass die

Interviewenden eine empathische Kompetenz besitzen sowie die Fähigkeit, aufmerksam (aktiv) zuhören zu können und zum richtigen Zeitpunkt die passenden Fragen zu stellen.

Die in den Interviews erzählten Lebensgeschichten sind gleichzeitig auch Lerngeschichten. Sie zeigen auf, welche Transformationen junge Menschen in wenigen Jahren machen: Wie sie reifen, sich emotional weiterentwickeln, wie sie mit positiven und negativen sowie traumatischen Erfahrungen umgehen lernen und erfahren, welche Erlebnisse sich günstig auf sie auswirken.

In den Interviews geht es dabei zum Teil auch um fremde Lebenswelten und Deutungssysteme in der eigenen Gesellschaft, über die in der Allgemeinbevölkerung wenig bekannt ist, an deren Beschreibung aber Interesse besteht. Dazu gehören beispielsweise auch jugendliche Subkulturen, ungewöhnliche Trinkmuster und -rituale sowie illegaler Drogenkonsum. Je weniger über solche Welten bekannt ist, desto deutlicher empfiehlt sich ein qualitativ-exploratives Vorgehen, über das es möglich wird, einen Zugang zu erhalten, Phänomene zu verstehen, sie erklärt zu bekommen oder in der Folge deuten zu können. Schlüsselinformanten sind dabei oft wichtiger als Stichproben (vgl. Oswald 2010, S.191).

Der Einsatz qualitativer Methoden, wie sie offene oder biografische Interviews bieten, die in dieser Arbeit verwendet wurden, vermittelt soziale Erfahrungen aus erster Hand und ist für die Forschenden gerade in Bezug zum vorliegenden Forschungsgegenstand außerordentlich erkenntnisträchtig. Es wurde in der Vergangenheit zwar viel über Schäden und Folgen von risikoreichem Substanzenkonsum geforscht, weniger auseinandergesetzt hat man sich aber mit der Bedeutung und den Hintergründen der Verhaltensweisen, v.a. in direkter Auseinandersetzung mit den Betroffenen selbst. Die Erfahrungen in der Feldarbeit waren insofern auch oft aufregend und inspirierend, sei es wegen der Geschichten, die erzählt wurden, sei es wegen der Personen, die man durch die Arbeit kennenlernte.

4.1.2 Das narrative Interview

Das narrative Interview wurde als Methode angewandt, weil die mit ihm hervorgebrachten lebensgeschichtlichen Erzählungen es erlauben, den Blick

auf individuelle Lern- und Bildungsprozesse zu richten, in denen es u.a. auch um Identitäts- und Sinnkonstruktion geht.

Anhand von lebensgeschichtlichen Darstellungen lassen sich Prozesse der Identitätsbildung und -veränderung in Zusammenhang mit biografischen Erfahrungen herausarbeiten.

Anknüpfend an Traditionen interpretativer Sozialforschung zielt das narrationsanalytische Verfahren darauf ab, die Sinnkonstruktion und Handlungen aus der Perspektive der Subjekte zu rekonstruieren. Dabei werden die strukturellen Voraussetzungen, die Regeln und die Konstitutionsbedingungen herausgearbeitet, mit denen Menschen in sozialen Situationen und Interaktionen Wirklichkeit herstellen und sich in dieser behaupten.

Als prozessanalytisches Verfahren vermittelt das narrative Interview einen Einblick in die Geschichte sozialer und biografischer Prozesse, wie eben auch Statuspassagen und Identitätstransformationen durch die Beteiligung an Alkoholszenen und geht damit über die punktuelle Erfassung eines Ereignisses hinaus. Das Verfahren eignet sich in besonderer Weise für die Rekonstruktion komplexer Sachverhalte, in welche die Subjekte als Handelnde verstrickt sind bzw. waren (vgl. Jakob 2010, S. 221).

Über die Interviews wird es möglich, sich den von den Befragten entwickelten spezifischen Ansichten von der Welt, von sich selbst, ihren Werten, Normen und Verhaltensweisen anzunähern. Die erzählten Erfahrungen und Lebensepisoden eröffnen uns Forschenden Einblicke in ansonst verborgen bleibende Jugendszenarien. Auf diese Weise können wir ihr jeweiliges Sein, Denken und Handeln vor dem Horizont ihrer Biografie und Lebenswelt rekonstruieren, um sie so besser zu verstehen (vgl. Friebertshäuser, Langer 2010, S. 437).

Die Analyse von Prozessen und Verlaufsformen markiert eine Besonderheit des narrativen Verfahrens. Ein weiterer Vorteil besteht in der Erfassung sozialer Wirklichkeit aus der Perspektive der handelnden Subjekte. Soziale Phänomene wie der Weg durch die Jugendphase, die Bewältigung von gesellschaftlichen Transformationsprozessen oder eben die individuelle Veränderung junger Menschen durch die Beteiligung an Alkszenen werden aus der Perspektive der Beteiligten betrachtet. Das Forschungsinteresse ist darauf gerichtet, wie die Akteure die soziale Wirklichkeit in ihren Szenen erfahren und an ihrer Herstellung beteiligt sind. Dabei geht es keineswegs um eine

bloße Wiedergabe subjektiver Sichtweisen der jeweiligen interviewten Personen, sondern darum, die Analyse darauf zu fokussieren, Bedeutungen und Sinnmuster zu rekonstruieren, die in den autobiografischen Darstellungen enthalten sind, den Erzählenden selbst jedoch nicht als theoretisches Wissen über die eigene Person und die Motive des eigenen Handelns verfügbar sind, bzw. erst über das Nachfragen im Interview bewusst begreifbar werden (vgl. Jakob 2010, S.222).

4.2 Das methodische Design

4.2.1 Sampling-Strategien und Sampling-Zusammensetzung

Die Kontaktaufnahme mit den Interviewpartner/inne/n erfolgte über verschiedene Wege:

- über Vermittlung von Szenekennern (v.a. Jugendarbeiter/innen in Jugendzentren),
- durch direkte Kontakte, die durch Workshops des Forum Prävention in Schulen und Jugendzentren oder Beratungssituationen zustande gekommen waren und
- durch private Kontakte.

Erstere wurden ermöglicht, weil die Interviewer/innen durch ihr berufliches Aufgabenfeld gut mit Einrichtungen der Südtiroler Jugend- bzw. Nachtszene vernetzt sind.

Die ursprüngliche Annahme, dass die ersten „vermittelten“ Interviewpartner/innen im Sinne des Schneeballverfahrens über ihre Freundeskreise Zugang zu weiteren für ein Interview bereiten Personen führen, hat sich als nicht gangbarer Weg erwiesen. Die Interviewpartner/innen sagten zwar, dass sie andere junge Menschen kennen würden, die auch bereit für ein Interview wären, und dass sie sie darauf ansprechen würden, tatsächlich kam auf diesem Weg aber kein weiterer Kontakt zustande.

Letztlich bestand das Sample aus 23 Personen, 17 männlichen und 6 weiblichen, zwischen 14 und 20 Jahren.

Die Interviewten leben alle in Südtirol und stammen aus dem städtischen sowie dem ländlichen Bereich. 21 sind italienischer oder deutscher Muttersprache, zwei haben einen Migrationshintergrund.

Manche von ihnen sind Jugend- oder Musikszene zuordenbar: (Post-) Hippies, Punks, Skins, Skaters, Snowboarder, Graffiti-Sprüher, Hip Hopper, Reggaefans.

Einige sind überzeugte Diskothekenbesucher, manche bevorzugen Feste oder Veranstaltungen des Jugendzentrums, wieder andere halten sich am liebsten in Bars und Pubs auf.

Zum Teil besuchen die Interviewten eine Oberschule, zum Teil eine Berufsschule oder arbeiten als Lehrlinge. Eine war zum Zeitpunkt des Interviews arbeitslos.

4.2.2 Durchführung der Interviews

Basis für die ersten Interviews war ein thematisch breit gehaltener Interviewleitfaden, der einen Gesprächseinstieg vorsah und über Schlüsselthemen einen Einstieg ermöglichte und die Exploration der für die Arbeit interessanten Aspekte erlaubt.

Im Laufe der Interviews konzentrierten sich die Gespräche von allgemeinen Aussagen über Lebenswelten und Lebensgefühle auf spezifischere Inhalte, die mit der Beteiligung an Alkohol- und Nachtszenen zu tun hatten. Die Befragten wurden über den Zweck des Interviews informiert, das dahinterstehende Anliegen wurde erklärt. Am Anfang der Gespräche wurde die Rolle als Forscher/in transparent gemacht.

Immer wiederkehrende Themen wurden in den Interviews abgefragt. Dazu gehören:

- Mann werden, Frau werden
- In Beziehung treten, Freunde
- Sexuelle Erfahrungen machen
- Anerkennung erfahren
- Sich zugehörig und verbunden fühlen
- Sich zuhause fühlen, angenommen werden
- Grenzen überschreiten, Risiken eingehen und bewältigen

Diese Vertiefung neuer, anderer Aspekte im Rahmen des Interviewprozesses war von Anfang an geplant und ermöglichte es, eine offene, flexible und ausbaubare Hypothesenbildung anzuwenden.

Die Dauer der Interviews reicht von einer halben Stunde bis zu eineinviertel Stunden.

Die Interviews fanden in einer lockeren Atmosphäre statt, die Haltung war bewusst offen, unvoreingenommen, wertungsfrei, nicht moralisierend oder beurteilend. Vielmehr ging es um den Aufbau einer akzeptierenden Grundhaltung, die Basis dafür war, dass zum einen die Interviewten „alles“ erzählen durften, zum anderen die Interviewer/innen so viel wie möglich nachvollziehen bzw. verstehen konnten. Insofern standen die Neugierde und das Forschungsinteresse im Vordergrund und nicht ein pädagogischer oder beratender Anspruch.

Ein nicht geplanter, vielmehr erstaunlicher Nebeneffekt dieses Vorgehens: Viele Interviewte bedankten sich nach dem Interview dafür, dass sie alles erzählen durften ohne zurechtgewiesen, ermahnt oder bewertet zu werden. Den jungen Menschen kam es ungewohnt vor, dass Erwachsene in so einer Art und Weise mit ihnen sprachen, ohne gleich die aktuellen Lebensentwürfe infrage zu stellen oder Lösungen für geschilderte Probleme und schwierige Situationen anzubieten.

Eine zweite Rückmeldung, die öfter gemacht wurde, war, dass die Interviewten nach dem Gespräch über einige ihrer erzählten Handlungen mehr Bewusstsein verspürten, ihnen einiges klarer vorkam und sie besser verstanden, aus welchen Gründen manche Dinge geschehen oder geschehen waren.

Die Vermutung liegt nahe, dass einige Aussagen nie gemacht worden wären, hätte nicht dieses Klima vorgeherrscht. Das Nachdenken und Reflektieren über die eigene Situation wird von einem empathischen Gesprächsstil gefördert. Ohne diesen wären einige Kategorien gar nie entstanden.

Offene Fragen und aktives Zuhören wurden innerhalb der Interviews als Kommunikationstechniken häufig angewandt.

Offene Fragen sind jene, auf die ein einfaches „Ja“ oder „Nein“ als Antwort nicht ausreicht. Offene Fragen machen Mut, zu sprechen und die Situation ausführlich zu schildern. Sie unterstützen die Aufrechterhaltung des

Kontaktes zwischen Interviewtem und Interviewer, weil sie den Interviewten anregen, mehr zu sprechen und so die Kommunikation und die Vertiefung der Themen positiv beeinflusst werden.

Beim aktiven bzw. reflektierenden Zuhören macht der Interviewer überlegte Annahmen über die Bedeutung dessen, was ihm der Interviewte mitteilt, und gibt ihm diese Überlegungen als Feststellung zurück. Reflektierend hat in diesem Zusammenhang zwei Bedeutungen – spiegeln und nachdenken: „spiegeln“ deshalb, weil man dem Klienten Material zurückgibt, das von ihm gekommen ist. Die zweite Bedeutung „nachdenken“ beschreibt zudem die gedankliche Arbeit des Interviewers in Bezug auf das Gehörte, dessen mentale Verarbeitung und dessen Neuformulierung, um zu überprüfen, ob das, was der Sprecher sagen wollte, und das, was der Zuhörende verstanden hat, übereinstimmen.

Aktives Zuhören ist die wirksamste Strategie, um ein empathisches Gesprächsklima zu erzeugen und dem Klienten Verständnis und Akzeptanz entgegenzubringen (vgl. Miller, Rollnick 2004).

Dabei waren nicht nur diese aus der Motivierenden Gesprächsführung entnommenen Techniken hilfreich, sondern auch die mit der Methode verbundene Grundhaltung. Eine offene, respektvolle Haltung an sich erzeugt schon Empathie und Verständnis. In den Interviews entstand dadurch ein positives Gesprächsklima. Die jungen Männer und Frauen fühlten sich ernst genommen und verstanden. Auch wenn sie kritische und risikoreiche Erlebnisse schilderten, wurden diese nicht sofort bewertet oder kritisiert.

Oftmals versetzten sich die Interviewer in die geistige Lage, das von den Interviewten (virtuell) mitgebrachte Fotoalbum gemeinsam betrachten zu dürfen und bei manchen Bildern über ihren Bedeutungsgehalt nachfragen zu können.

Ebenso war es möglich, Verständnisfragen zu stellen, auf Widersprüche und Ungereimtheiten hinzuweisen, Interpretationen anzubieten oder sich Erklärungen geben zu lassen.

Manchmal war es auch notwendig, „dialogischer“ zu arbeiten, eigene oder die Erfahrungen anderer einzubringen und den/die Interviewte/n zum Sprechen zu ermutigen.

Letztlich zeigt jedes Interview einen Ausschnitt aus der Persönlichkeit, mit der es geführt wurde: Die Palette reicht von einsilbigen bis sehr artikulierten, von oberflächlichen bis sehr selbstreflexiven, von für den Themenschwerpunkt wenig bis sehr nützlichen Gesprächen.

Innerhalb eines Interviews, aber auch zwischen den einzelnen Interviews, kam es häufig zu ambivalenten Aussagen. Erst die Kategoriebildung ermöglichte es allgemeine Regeln und Gemeinsamkeiten zu erkennen.

Mit manchen Interviewten war es möglich, erzählgenerierende Interviews zu führen: Die/der Interviewer/in übernahm die Rolle der aufmerksamen Zuhörer:in und überließ die Strukturierung des Gesprächs weitgehend dem/der Interviewten.

4.2.3 Vorgehen bei der Transkription

Die Transkripte spiegeln weder die aufgezeichneten Daten noch die diesen zugrunde liegenden Gesprächssituationen unmittelbar wider. Vielmehr stellen sie eine spezifische wissenschaftliche Konstruktion dar. Die Interaktionsteilnehmer:innen können, anders als in der aufgezeichneten sozialen Situation selbst, im Analyseprozess nicht mehr darüber befinden, ob möglicherweise neu zu definieren ist, was gerade geschehen ist. Das Transkript entzieht dem Gespräch seine Kontextualität bis zu einem gewissen Grad. Auch wenn die vorliegenden Interviews spezifisch auf den untersuchten Forschungsgegenstand fokussiert waren, die Interviewten über die Absicht informiert waren und zum Teil auch in die Analyse- und Deutungsprozesse aktiv eingebunden wurden, sind die Transkriptionen auf bestimmte Weise für den wissenschaftlichen Gebrauch erstellt worden, um als Referenzpunkt innerhalb des Forschungsprozesses und in der Veröffentlichung als exemplarischer, zitierfähiger Beleg zu dienen (vgl. Langer 2010, S. 516).

Die Transkription der aufgezeichneten Interviews ist bei vorliegender Arbeit die Verschriftlichung einer bereits vorher über das mehrmalige Abhören der Audiodateien durchgeführten Selektion und Auswertung.

Wichtig war, dass durch die Transkription ein Entdecken von inhaltlichen Strängen und Mustern möglich wurde. Durch die transkribierten Dateien konnten die inhaltlichen Fährten erst entdeckt, verfolgt und zusammengefügt werden.

Das Transkribieren ist neben dem Anhören der Interviews eine zusätzliche Möglichkeit zur intensiven Auseinandersetzung mit dem Material. Es kann selbst als Erkenntnis- und Bearbeitungsprozess gesehen und genutzt werden. Die Anwendung eines der etablierten Transkriptionssysteme (CA, GAT, HIAT, DIDA usw.) wurde nicht in Erwägung gezogen, zum einen weil keine sprachwissenschaftliche bzw. sozio- und psycholinguistische Fragestellung im Mittelpunkt stand, zum anderen weil ein aufwendiges Notationssystem die Lesbarkeit erschwert und eine Analyse bzw. Kategorienbildung eher behindert als erleichtert hätte.

Der „geglättete Text“ war in seiner Einfachheit und guten Lesbarkeit für das vorliegende Erkenntnisinteresse sogar von Vorteil.

4.2.4 Kategorienbildung

Die Kategorienbildung beginnt nicht erst, wenn die Interviewtranskripte vorliegen. Schon bei der Durchführung der Interviews, bei den Nachbesprechungen und den inhaltlichen Diskussionen, die die Forschungsarbeit begleiteten, wurden erste Entwürfe für Auswertungskategorien entwickelt.

In der vorliegenden Arbeit wurde konkret so vorgegangen, dass die Interviews aufgenommen und zwei Mal angehört wurden.

Beim ersten Mal wurden alle jene Passagen notiert und in der Folge transkribiert, die inhaltlich mit dem Forschungsvorhaben in Verbindung zu bringen sind. Dieser erste Kodierprozess – in der Grounded Theory als „offenes Kodieren“ bezeichnet – mündet in die Entwicklung und Zuordnung von Kategorien, die es ermöglichen, über die erfassten Sinneinheiten zu sprechen, die erfassten Beziehungen zu assoziieren und später auszuformulieren (vgl. Hülst 2010, S. 286).

In die Transkription aufgenommen wurden die Erzählpassagen in Zusammenhang mit Konsumerfahrungen von psychoaktiven Substanzen, v.a. Alkohol, welche für die Befragten selbst relevant waren, wie sie diese Erlebnisse damals und heute deuten und wie sie versuchen, ihr Leben in einen Sinnzusammenhang einzubetten, d.h. in ein Konstrukt, das wir als Biografie definieren.

Ebenso wurden die Passagen aufgenommen, in denen die Interviewten über ihre Eltern, ihre Freunde und das Ausüben von (Risiko-)Sportarten erzählten.

Der zweite Durchgang war insofern vertiefend, als dass die Interviews ein zweites Mal zur Gänze angehört wurden und die einzelnen nach dem ersten Durchgang transkribierten Passagen einer relevanten Kategorie zugeordnet und gekennzeichnet wurden (z.B. Gründe für Alkoholtrinken). Dabei wurden auf dem einzelnen Transkript Kategoriebegriffe notiert, die sich auf inhaltliche Themen oder Aspekte bezogen. Gab es für die Passage noch keine Kategorie, wurde eine neue dazugefügt. Mehrmals auftauchende Themen wurden gruppiert und so entstand mit der Zeit ein recht klares Bild darüber, wie die befragten Personen die Ursachen, Gründe und Bedeutungen ihres Tuns innerhalb der Alkoholszenen reflexiv einschätzten.

Ebenso wurden einzelne beim ersten Anhören vernachlässigte oder als nicht relevant angesehene Passagen durch den zweiten Durchgang in den zu transkribierenden Teil aufgenommen.

Während des Anhörens und Kodierens wurden die auftauchenden Gedanken, Assoziationen zum Gesagten, Ideen, Deutungen und Erklärungsansätze niedergeschrieben. Die sogenannten Memos sollten beim weiteren Schritt der Analyse und Theoriebildung als Hilfe dienen.

Das Zusammenlegen der einzelnen Interviewaussagen der Befragten in die entstandenen Kategorien über den Transkriptionsprozess erzeugte einen dritten Durchgang, weil durch diesen Arbeitsschritt praktisch ein weiteres Anhören notwendig wurde und dadurch vergessene und nicht zugeordnete Aussagen entdeckt wurden.

Die Entwicklung der Auswertungskategorien war demzufolge verbunden mit einer intensiven Auseinandersetzung mit dem erhobenen Material. Das mehrmalige Lesen der Transkripte hatte zur Folge, dass durch den Arbeitsprozess ein handschriftlich gefertigtes sich ergänzendes Glossar entstand, das sich immer weiter verfeinerte und die Analyse begleitete.

Letztlich sind folgende Kategorien und Unterkategorien aus der Analyse der Interviews hervorgegangen:

Methodisches Vorgehen

1. Alkszene
 - 1.1 Gründe für die Beteiligung an Alkszenen
 - 1.1.1 Männliche Spezifika
 - 1.1.1.1 Kennenlernen
 - 1.1.1.2 Sexuelle Erfahrung
 - 1.1.1.3 Sich messen
 - 1.1.1.4 Gewalt
 - 1.1.1.4.1 Gewalt erleben
 - 1.1.1.4.2 Schlägereien
 - 1.1.1.4.3 Strategien bei Gewalt/Schlägereien
 - 1.1.2 Weibliche Spezifika
 - 1.1.2.1 Kennenlernen
 - 1.1.2.2 Sexuelle Erfahrung
 - 1.1.2.3 Umgang mit Jungs
 - 1.1.2.4 Vorsicht
 - 1.1.3 Spaß
 - 1.1.4 Neugierde
 - 1.1.5 Anerkennung
 - 1.1.6 Cool sein
 - 1.1.7 Zugehörigkeit
 - 1.1.8 Gruppendruck
 - 1.1.9 Jugendkultur
 - 1.1.10 Alkohol gehört dazu
 - 1.1.11 Aufgehoben sein
 - 1.1.12 Konsum zu besonderen Anlässen
 - 1.1.13 Zur Ruhe kommen
 - 1.1.14 Alltag ausgleichen
 - 1.1.15 Entgrenzung
 - 1.1.16 Frust
 - 1.2 Trinken lernen
 - 1.3 Rausch-Erfahrung
 - 1.4 Jugendschutz
2. Soziales Umfeld
 - 2.1 Freunde
 - 2.2 Familie
 - 2.3 Schule
 - 2.4 Sport und Risikosport
3. Entwicklungsprozesse
 - 3.1 Selbstregulierung
 - 3.2 Selbstreflexion
 - 3.3 Distanzierung
 - 3.4 Reifer, erwachsen werden
 - 3.5 Übergang Kind-Erwachsene
 - 3.6 Selbstständig werden
 - 3.7 Risikokompetenz
 - 3.8 Abenteuer
 - 3.8.1 Abenteuer über illegales Tun
 - 3.8.2 Hinwegsetzen über Verbote
 - 3.8.3 Sport und Risikosport
 - 3.9 Angleichung der Geschlechter
4. Tabak statt Alkohol
5. Cannabis

Im Unterschied zu sequenziellen Techniken, die nacheinander jede Interviewsequenz für sich interpretieren und die Texte somit als Ganze bestehen lassen, handelt es sich hier um eine Technik, die das Material nach Themen oder Einzelaspekten ordnet und zusammenfasst. Solche Themen und Aspekte werden in der vorliegenden Arbeit als Kategorien bezeichnet.

Die endgültigen Auswertungskategorien wurden nicht vor der Erhebung bestimmt und festgelegt. Vielmehr entwickelten sie sich aus dem erhobenen Material.

Die Kategorien wurden im Verlauf des Analyseprozesses gebildet und im Fortgang der Auswertung sukzessive erweitert und verfeinert.

Dies hängt eng mit dem Anspruch an Offenheit zusammen, den qualitative Forschung auszeichnet.

Eine Variante, in der die Theorieerzeugung aus dem Material heraus im Zentrum steht, ist das Theoretical Coding nach Glaser und Strauss (1967). Dies ist keine spezielle Auswertungstechnik, sondern ein Auswertungsprinzip, das sich kurz als theoretische Konzeptbildung am Material erklären lässt. Ziel des „theoretical coding“ ist, Kategorien und Bezüge zwischen Kategorien zu entdecken und zu bezeichnen. Dabei wird die theoretische Offenheit stärker betont. Es handelt sich weniger um einen Austausch zwischen Material und Vorannahmen, sondern vor allem um Theorieentwicklung aus dem Material (vgl. Schmidt 2010, S. 477).

Durch das offene Kodieren werden die Daten mit dem Ziel „aufgebrochen“, eine begriffliche Einteilung des untersuchten Materials in Form von Konzepten und Kategorien zu entwickeln. Im Analyseschritt des axialen Kodierens werden die logischen und inhaltlichen Beziehungen zwischen den Kategorien (ihre „Achsen“) genauer untersucht und wenn möglich eine hierarchische Anordnung der Kategorien vorgenommen. Laut Strauss (1994) dreht sich diese Form des Kodierens „um die Achse einer Kategorie“. Hier sollen über die Betrachtung des in den Interviews aufgezeichneten Materials hinausgehend die Eigenschaften des Untersuchungsgegenstands und nicht seine sprachlichen oder handlungspraktischen Indikatoren (dies meint „grounded“ = gegenstandsbezogen) genauer herausgearbeitet werden.

„Treibende Kraft des axialen Kodierens ist eine Art Gestaltbildungszwang, eine innere Dynamik der Erkenntnis des Falls, die dazu anleitet, die zerlegten Daten wieder zusammenzufügen“ (Hülst 2010, S. 288).

4.2.5 Auswertung der Interviews

Die mittels der halbstandardisierten Interviews gewonnenen Daten wurden in Anlehnung an die Methode der Grounded Theory ausgewertet. Die Grounded Theory ist ein sozialwissenschaftlicher Ansatz zur Verarbeitung von v.a. qualitativen Daten mit dem Ziel, daraus eine Theorie zu generieren. Sie ist nützlich um soziale Phänomene zu untersuchen. Glaser/Strauss (1998) wollten eine Methode entwickeln, um Theorie aus der Forschung zu generieren, bzw. einen Weg finden, wie es möglich wird – in Alternative zu Validierungsansätzen – aus Daten Theorien zu entwickeln.

Eine charakteristische Besonderheit dieses Ansatzes ist seine Betonung der Verwebung von Datensammlung und Datenanalyse innerhalb des gesamten Forschungsprozesses. Anders als in einem klassisch experimentellen Untersuchungsdesign, in dem Hypothesen zu Beginn der Forschung formuliert und dann mithilfe einer experimentellen Versuchsanordnung an einer zuvor definierten Stichprobe überprüft werden, plädiert die Grounded Theory dafür, während des gesamten Forschungsprozesses Hypothesen zu generieren und die Stichprobe diesen neuen Hypothesen und Fragen entsprechend jeweils so zu erweitern, dass diese Hypothesen in Zweifel gezogen, bekräftigt oder modifiziert werden können. Zu diesem Zweck werden konstante Vergleiche zwischen verschiedenen Daten, Interpretationsvorschlägen und neu zu sammelnden Daten vorgenommen. Im angewandten Ansatz der gegenstandsbegründeten Theoriebildung (Strauß, Corbin 1996) wurde den Daten und dem untersuchten Feld Priorität gegenüber theoretischen Vorannahmen gegeben. Theoretische Annahmen wurden nicht primär an den untersuchten Gegenstand herangetragen und über die erhobenen Daten in der Folge überprüft, sondern in der Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsfeld und der darin vorgefundenen Empirie „entdeckt“, als Ergebnis formuliert und erst in weiterer Folge mit Theoriekonzepten verglichen.

Mit Grounded Theory wird weiters ein Forschungskonzept bezeichnet, in dessen Zentrum die Ausdeutung von vorliegendem oder während seiner Anwendung nach bestimmten Richtlinien eigens empirisch erhobenem Material steht, mit dem Ziel, Theorien über die soziale Wirklichkeit zu entwickeln, die den Kontakt zur Datenbasis nicht verlieren und die einen sozialen Sachverhalt unter Bezug auf seine Bedingungen (die Aktionen und Interaktionen, durch die er konstituiert wird) und die aus ihm sich ergebenden Konsequenzen verständlich machen können (Hülst 2010, S. 281).

„Der Prozess der Theoriebildung, wie Strauss (1991) ihn beschreibt, besteht darin, in mehreren Schritten Begriffe für Phänomene (analytische Kategorien) zu finden, diese Kategorien zueinander in Beziehung zu setzen, zu dimensionalisieren und schließlich in einer Theorie zu integrieren“ (Kelle 2010, S. 113).

Das Forschungsverfahren der Grounded Theory Methodology (GTM) gilt gegenwärtig als das in der Sozialforschung mit Vorliebe eingesetzte Verfahren. Das mag sich daraus erklären, dass die Menschen in der gesellschaftlichen Gegenwart über zunehmende Handlungsspielräume und wohl auch Handlungskompetenzen verfügen, die einerseits aus der wachsenden Pluralität sozialer Strukturen entspringen und andererseits dazu beitragen, diese Vielfalt in permanentem sozialen Wandel zu vergrößern. Der bewegliche Gegenstand erfordert bewegliche Formen seiner Betrachtung. Dies gilt umso mehr, wenn sich im Zentrum des Forschungsprojekts junge Menschen befinden, deren Konsumverhalten auf den ersten Blick bei Erwachsenen Irritationen auslösen und bisweilen unverständlich bis unerklärlich bleiben (vgl. Hülst 2010, S. 281).

Die GTM bietet eine Vielzahl von forschungspraktisch nützlichen Leitlinien und Techniken, die der systematischen Zusammenstellung und Analyse von Daten dienen und die nicht als fixe Anweisungen oder „Kochrezepte“ missverstanden werden sollten. Variationen der Vorgehensweise werden je nach Forschungszweck und Umständen des Vorhabens sowie nach den Erfordernissen des fachwissenschaftlichen Schwerpunktbereichs, in dem die GTM Anwendung findet, erforderlich und sinnvoll sein. Kombinationen mit

anderen Verfahren, auch mit quantitativen, sind grundsätzlich immer möglich.

Das Verfahren besteht in einer, ggf. mehrfach zu durchlaufenden, analytischen Triade:

Analyse des vorliegenden über die Interviews erhobenen und transkribierten Datenmaterials und der Prozess des Kodierens.

Erhebung neuer Daten, theoretisches Sampling, durch jeweilige Resultate angestoßen.

Systematische Theorieentwicklung und Reflexionsprozess des Verfahrens, unterstützt durch Einfälle, die in Memos während der ersten beiden Schritte notiert wurden, durch früher gesammelte Überlegungen und durch die Verbindung mit bereits vorhandenem theoretischen Wissen.

Die einzelnen Schritte der Analyse verlaufen nicht nach einem zwingenden logischen System, sie bewegen sich kreisförmig, sprunghaft, bisweilen rekursiv und immer beweglich, dem jeweiligen Stand des Erkenntnisprozesses gemäß (Hülst 2010, S. 285).

Nicht nur die Konzepte, mit denen in der Wissenschaft die Wirklichkeit geordnet wird, sondern auch Zusammenhänge, Bedingungskonstellationen, Erklärungen, kurz Theorien, sollen aus den Daten heraus entwickelt werden und in den Daten begründet sein (Oswald 2010, S.193).

D.h. nicht, dass es am Anfang keine Fragestellung gab, dazu klarerweise auch Vorwissen und Vorannahmen, die durchaus auch aus einer praktischen Arbeits- und Lebenserfahrung des Autors mit verschiedenen Konsumentengruppen (Freizeitkonsumenten und Abhängigen) geprägt waren. Das ist mit dem Ansatz der GT kompatibel: Die Grounded Theory als Forschungsmethode ist pragmatisch hypothesenfrei. Der Ursprung einer Idee muss nicht in den Daten liegen, doch die Einsicht muss in Bezug zu den Daten gebracht werden.

Auf ein falsches Verständnis über einen unvoreingenommenen Zugang verweist Hans Oswald (2010, S. 198). Die Forderung, man solle unvoreingenommen ins Feld gehen, wenn man Neues entdecken wolle, wird vielfach dahingehend interpretiert, man dürfe über den zu erforschenden Gegenstandsbereich nichts lesen, man dürfe so wenig wie möglich wissen. Dem liegt das Missverständnis zugrunde, dass es unvoreingenommene Forschung

geben könne. Das ist nicht der Fall. Vielmehr gehen wir alle mit Wissen und Erfahrungen, mit Vorannahmen und Vorurteilen ins Feld. Erst eine weit gestreute Lektüre, welche psychologische und soziologische Theorien und in diesem Sinne eine breite theoretische Bildung ebenso einschließt wie alle Informationen über den Gegenstandsbereich im weitesten Sinne, gibt uns die Möglichkeit, kontrolliert und distanziert mit unseren Annahmen und Vorurteilen umzugehen. Dies kann uns dann frei dafür machen, offen für neue Erkenntnisse während der Feldarbeit zu sein und in diesem Sinne eine unvoreingenommene Haltung einzunehmen.

Der in der vorliegende Arbeit gewählte Forschungsansatz stützt sich weiter auf die Grundsätze der biografieanalytischen Forschung. Um die biografischen Strukturen herauszuarbeiten, bedarf es einer sorgfältigen Textanalyse (Jakob 2010, S. 222). Die erhobenen Interviews sind das Material für einen Auswertungsprozess, in dem zunächst aufwendige Einzelfallanalysen durchgeführt werden, die dann den Ausgangspunkt für verallgemeinerbare Aussagen über den untersuchten Gegenstand darstellen. Das Erkenntnisinteresse beschränkt sich nicht auf die Analyse einzelner Fälle, sondern Zielsetzung biografieanalytischer Forschung ist die Herausarbeitung von Prozessstrukturen und theoretischen Kategorien, die ein soziales Phänomen in seinen unterschiedlichen Ausprägungen verstehbar werden lassen.

Während des gesamten Prozesses wurden die Daten ausdifferenziert. So ergaben sich laufend neue Hypothesen, welche es wiederum zu vergleichen und in Beziehung zu anderen Annahmen zu setzen gilt.

Allerdings gab es von Anfang an das Anliegen, die gemachten Erkenntnisse in einem erweiterten Kreis zu diskutieren und auf ihren Gehalt zu prüfen. Aus diesem Grund wurden während des gesamten Forschungsprozesses zu unterschiedlichen Zeitpunkten mit jungen Menschen in verschiedenen Bildungskontexten – Oberschulen, Fachschulen, Universität – Fokusgruppen organisiert, um die laufenden Arbeiten von einer dialogischen Analyse begleiten zu lassen. Zum einen gab es durch die Rückmeldungen von Personen aus den oben genannten Kontexten für viele der vorgestellten Zwischenergebnisse, Hypothesen und Erklärungsansätze Bestätigung, zum anderen gab es auch Anpassungen der durch die Interviews entstandenen Erkenntnisse. In diesem Sinne wurde der sich entwickelnde Erkenntnisprozess formativ

begleitend evaluiert, und das letztlich vorliegende Endergebnis basiert auch auf den im Prozess gewonnenen Feedbacks, Beobachtungen und externen Reflexionen. Hilfreich war dafür auch das Einbeziehen von Studierenden, die im Rahmen ihrer Praktika die laufende Forschungsarbeit einsehen und aus ihrem Hintergrund bewerten bzw. reflektieren konnten.

Vertreten wird also ein Ansatz, der davon ausgeht, dass eine Theoriebildung aus gelebter Erfahrung und dem Wissensaustausch mit anderen Menschen manche Phänomene umfassender verstehen kann als eine quantitative Datenerfassung und die darauf gestützten Hypothesen zur Wirklichkeit (vgl. Koler 2008, S.12).

Qualitative Forschung zielt ebenso wie quantitative Forschung auf Verallgemeinerung. Der Einzelfall interessiert nur, wenn er auf etwas Allgemeines, wenn seine Interpretation zu Erkenntnissen führt, die über ihn hinausreichen. Für die vorliegende Arbeit war es diesbezüglich von großer Wichtigkeit, die einzelnen erzählten biografischen Geschichten zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verknüpfen und verbindende Erklärungen für die vielen geschilderten Erlebnisse, Gedanken und Haltungen zu finden. Dazu war die Kategoriebildung nützlich, aber auch der dialogische Diskurs mit den Fokusgruppen und den an den Interviews und der Transkription beteiligten Fachpersonen und Studierenden.

Ebenso zielt qualitative Forschung auf Erklärung, auf Theorie. Zwar kann die Beschreibung gesellschaftlicher und psychischer Zustände von wissenschaftlichem und praktischem Gewinn sein, aber immer sollte es auch darum gehen, das Beschriebene zu verstehen. Ein wichtiger Aspekt des Verstehens besteht darin, dass wir Ursachen und Folgen, Bedingendes und Bedingtes zueinander in Beziehung setzen können. Dies war eine der größten Herausforderungen der vorliegenden Arbeit und ist in den beiden letzten Kapiteln nachzulesen (vgl. Oswald 2010, S. 185).

Hypothesen und allgemeine Grundannahmen, die aus dem Datenmaterial abgeleitet werden, wurden in einem weiteren Schritt mit vorhandenen theoretischen Erkenntnissen, die derzeit im internationalen Diskurs aktuell sind, verwoben und untermauert. Auch wurden sie mit Theoriekonzepten aus dem Theoriekapitel dieser Arbeit rückgekoppelt. Die Verbindung mit fachspezifischen, theoretischen Konzepten gibt der Arbeit eine zusätzliche Tiefen-

dimension und erlaubt es, die Entdeckungen des aktuellen Forschungsverfahrens in den bestehenden Theoriekomplex zu integrieren. Gleichzeitig wird dadurch eine Theoriebildung verhindert, die an der Oberfläche des Offenkundigen verbleibt.

Es ist geradezu eine der Gefahren der qualitativen Forschung, dass sie zu theorielosen und theoretisch irrelevanten Beschreibungen führt (Oswald 2010, S. 197).

Schlussendlich entstand daraus eine Arbeit, die das Verständnis für die aktuelle Situation zum Thema „Identitätsrelevante Aspekte bei der Beteiligung von Jugendlichen an Konsumszenen, insbesondere Alkoholszenen“ erhöht, und manche Dynamiken in der aktuellen Jugendszene begreifbarer und erklärbarer macht. Diese Erkenntnisse wurden schließlich in Beziehung gesetzt zu einer neu gedachten reflexiven Präventionsarbeit. Die verwendete Vorgangsweise verschiebt den Schwerpunkt von der theoretischen Voreinschätzung zu einer theoretisch wenig geprägten Feldforschungsphase. Die offene Vorgehensweise soll sicherstellen, dass eine theoretische Vorstrukturierung des Forschungsgegenstands zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung durch die erhobenen und ausgewerteten Materialien herausgebildet hat. Das ist aber auf keinen Fall mit einem theorielosen Vorgehen gleichzusetzen. Kontextwissen, im vorliegenden Fall fachliches und theoretisches Wissen über Adoleszenzentwicklung, Jugendkulturen und Alkoholszenen, Erfahrung in anderen verwandten Forschungsprojekten sowie auch persönliche Erfahrung in den aktuellen Alkoholszenen durch teilnehmende Beobachtung, wurden für die Auswahl von Untersuchungspersonen ebenso wie für den Prozess der Theoriebildung nutzbar gemacht. Neue theoretische Kategorien und Modelle ergeben sich aber erst als Ergebnis eines abduktiven Prozesses, in dem Erkenntnisse permanent mit dem empirischen Material kontrastiert werden und eine Theorie Stück für Stück generiert wird. Solcherart gewonnene Erkenntnisse können vorliegende Theoreme und Erklärungsmuster infrage stellen und neue Perspektiven für die Theoriebildung eröffnen, wie es im Schlusskapitel versucht wird (vgl. Jakob 2010, S. 223).

5. Das Erzählte spricht

Ja, ich bin auf der Suche nach vielem, ich bin auf der Suche nach dem Wozu und warum ich das überhaupt mache oder warum ich überhaupt auf der Welt bin [...]1 weil manchmal bin ich so depressiv, dass ich mich umbringen möchte, manchmal wirklich, ich will mich wirklich umbringen, ich will nicht mehr leben. Danach bin ich schon froh, wenn ich es nicht tu, ich denke mir dann, Gott sei Dank nicht, das Leben ist ja so schön, man muss es sich nur schön machen. Melanie (15 J.)

Im Gegensatz zu einer fachlichen, an der klinischen Praxis orientierten Außenperspektive, die den Gebrauch bzw. problematischen Gebrauch von legalen und illegalisierten psychoaktiven Substanzen bei jungen Menschen in erster Linie als deviante bzw. pathologische Verhaltensweise ansieht, wird im Rahmen dieser Arbeit untersucht, inwiefern der Konsum von psychoaktiven Substanzen und Rauscherfahrungen stabilisierende, identitäts- und lebensintegrierende Funktionen einnehmen können. Überhaupt ging es am Anfang darum, der Frage nachzugehen, aus welchen Gründen der Alkohol einen so wichtigen Stellenwert bei der heute jungen Generation einnimmt.

Ausgangspunkt für dieses Forschungsvorhaben sind die mit 23 jungen Männern und Frauen gemachten Interviews, die in der Folge transkribiert und kategorisiert wurden.

In den folgenden Kapiteln werden die relevantesten Kategorien², die sich aus der Transkription und Analyse der Interviews ergeben haben, dargestellt, beschrieben, analysiert und wo möglich in theoretische Bezüge gestellt. Die inhaltlichen Stränge bilden den Kern der Forschungsarbeit. Aus und durch sie werden Verbindungen zu bereits bestehenden Theorien geschaffen und neue Erkenntnisse über das Phänomen generiert.

Durch das mehrmalige Anhören der Interviews und über die Kategorisierung wurde klar ersichtlich, dass die erzählten Lebensgeschichten nicht linear sondern sehr komplex sind.

1 Die [...] stehen für Textauslassungen, die ... für Pausen.

2 Die Kategorienbildung wird im Methoden-Kapitel beschrieben.

In fast allen Kategorien finden sich Widersprüche, ambivalente Aussagen, Haltungen und Positionen.

Dieser Umstand machte am Anfang des Analyseprozesses erhebliche Schwierigkeiten. Was macht man mit einem Material, das sich einer eindeutigen Hypothesenbildung widersetzt? Wie kommt man zu neuen Schlüssen und Erkenntnissen? Wie soll über das gesammelte Material ein wissenschaftlich verankertes Verständnis jugendlicher (Sub-)Kultur entstehen, wenn sich dieses so heterogen und vielschichtig präsentiert?

Erst als der Versuch, eine übergeordneten Eindeutigkeit aus dem gesammelten Material zu erkennen, aufgegeben wurde und Ambivalenz als Oberkategorie gefunden und akzeptiert wurde, entstand, ganz im Sinne der Grounded Theory, ein erkennbarer Diskurs: Für die Befragten ist (noch) vieles unklar, manches im Fluss, nicht eindeutig oder unverständlich, manchmal auch beliebig. Haltungen und Einstellungen wechseln, Gedanken sind sprunghaft.

Auch die Alkoholszenen selbst haben nicht diese eindeutige Wichtigkeit und Identitätsrelevanz, die wir ihnen als Forscher gerne zuschreiben oder zuschreiben möchten. Ambivalenz wurde zum übergeordneten Begriff, der es erlaubte, das Material zu ordnen und zu deuten. Damit einhergehend öffneten sich neue Möglichkeiten, die erzählten Geschichten zu verstehen und in einem erweiterten gesellschaftlichen Kontext einzubetten und zu begreifen. Diese weiterführenden Gedanken sind im nächsten Kapitel zentral und werden zur Grundlage für eine Weiterentwicklung des aktuellen Präventionsdiskurses.

Die weiter unten angeführten Kategorien werden in 3 übergeordneten Kapiteln zusammengefasst und lassen sich in drei Bereiche aufteilen.

Im ersten Teil geht es um alkoholspezifische Themen: um das Trinkenlernen, die Verbotsdynamiken, spezifische männliche und weibliche Erfahrungen, die über die Beteiligung an den Alkoholszenen gemacht werden, um die Rolle der Gruppe, die Wirkungen und Auswirkungen der Substanz und den Umgang mit Rausch. In allen finden sich ambivalente Positionen, die auch aufgezeigt werden. Ebenso wurden, wenn möglich, Bezüge zu theoretischen Hintergründen und quantitativen oder qualitativen Forschungsergebnissen hergestellt.

Im zweiten Teil werden die Aussagen aus den drei in den Interviews oft als

wichtig geschilderten Lebensbereichen Eltern/Familie, Freunde und Schule gesammelt wiedergegeben. Sie lassen einen Eindruck darüber entstehen, welche Beziehungen in welchen Lebens- und Alltagskontexten als wichtig und notwendig bewertet werden.

Im dritten Teil werden die Entwicklungsprozesse, die über die Beteiligung an den Alkoholszenen gemacht werden, beschrieben. Dabei haben sich die aus den Erzählungen herausgearbeiteten Kategorien „Selbstregulierung“, „Selbstreflexion“, „Distanzierung“ und „reifer/erwachsen werden“ zu zentralen Bezugspunkten verdichtet. In diesem Teil wird aufgezeigt, welche Dynamiken und Bedeutungen im Kern mit den Alkoholszenen verbunden sind und aus welchen Gründen die anfangs für den Forscherblick auch verstörenden Ambivalenzen im ersten Kapitel dieses Teils ihre Berechtigung haben.

In allen 3 Kapiteln sind die ausgewählten Aussagen der Interviewten Dreh- und Angelpunkt des Textes. Sie zeigen in synthetisierter Form auf, was gesammelt und beforscht wurde. Dafür war eine intensive, konzentrierte und umfassende Analysearbeit notwendig. Die vorliegenden Aussagen sind Extrakte von inhaltlichen Strängen: Sie stehen zum einen für oft wiederkehrende Aussagen, zum anderen für gängige und verbreitete Meinungen. Manchmal werden sie aber auch zu Essenzen, wenn sie in wenigen Sätzen ein Lebensgefühl oder eine Meinung wiedergeben.

Das Material so zu kürzen war ein langwieriger Prozess, manchmal auch schwierig, fast schmerzhaft. Die Konzentration auf wesentliche Aussagen brachte das Risiko mit sich, dass Aspekte und Differenzierungen verloren gehen.

Um diesem zu entgehen, wurden die gesammelten Interviewpassagen in einem ersten Schritt in jeder einzelnen Kategorie hinsichtlich ihres Inhaltes und ihrer Aussage geordnet. Daraufhin wurde jene Aussage gesucht, welche exemplarisch für eine Position stehen kann. Wenn diese gefunden wurde, konnte sie in den hier vorliegenden Text aufgenommen werden, als Vertretung für eine Reihe gleicher oder ähnlicher Gedanken bzw. Einstellungen. Weiter verfahren wurde in diesem Sinne mit dem nächsten

Gedankenstrang innerhalb der Kategorie, bis zum Schluss das Material innerhalb einer jeden Kategorie aufgebraucht war.

In einigen Fällen war es möglich, ähnliche Kategorien zu einer übergeordneten zusammenzufassen.

Einige wenige Kategorien, wie beispielsweise „Cannabis“, wurden nicht mehr weiterbearbeitet, weil sie zu weit vom Forschungsgegenstand entfernt lagen.

Insgesamt war diese Methode nützlich, um die Komplexität des Materials zu reduzieren, gleichzeitig aber so wenig inhaltliche Verluste wie möglich zu produzieren. Andererseits bedeutet ein solcher Auswertungsprozess auch, dass selektive Entscheidungen getroffen werden, die potenziell aber auch anders ausfallen könnten. Die untersuchte Wirklichkeit ist so komplex, dass sie auch andere analytische Akzente zuließe. Die hier angewendete analytische Entscheidung sollte angesichts dieser Komplexität nicht objektivistisch, sondern reflexiv aufgefasst werden (Kelle 2010).

Letztlich bleibt es ein komplexes Problem, ob die theoretischen Bezüge „lediglich“ im Material entdeckt werden oder ob der Forscher das Material so geschickt nutzt, dass es seine Theorie erschafft. Emerson et. al. (2010, S. 167) legen den Schwerpunkt auf den Forscheraspekt, wenn sie schreiben: „Thus, it is more accurate to say that the ethnographer creates rather than discovers theory.“ Tatsächlich besteht eine grundlegende und nicht abstreitbare Verbindung zwischen dem Forscher und der von ihm untersuchten Realität. Die hier vorliegenden mit dem Material in Beziehung gesetzten theoretischen Konzepte sind demzufolge eine mögliche Darstellungsvariante, allerdings mit dem Qualitätscharakter, sich an qualitativen Forschungsstandards zu orientieren, wie sie im Kapitel zum methodischen Vorgehen beschrieben sind. Eine unbestreitbare Qualität der Grounded Theory bleibt allerdings, dass man sich nicht verfrüht auf Hypothesen versteift und für diese die Belege sucht. In der vorliegenden Arbeit wäre das zentrale Element der Ambivalenz ohne dieses Vorgehen nicht aufgetaucht. Vielmehr wären nur die „passenden“ Aussagen aus den einzelnen Kategorien verwendet worden.

Was aber auf jeden Fall bestehen bleibt, ist die Möglichkeit, dass uns die im Text aufgenommenen Aussagen mitten hinein ins Geschehen – in die Welt

von jungen Frauen und Männern – versetzen. Diese Auszüge lassen die Subjekte direkt zu Wort kommen. Die hier aufgenommenen Texte bringen unmissverständlich, direkt und unverblümt zum Ausdruck, was die jungen Männer und Frauen denken und fühlen. Es ist das Material der beteiligten Interviewten, das die Kategorien und inhaltlichen Stränge freigegeben hat. Das ist auch der Hauptgrund, um dieses Kapitel so zu benennen: Das Material, das Erzählte spricht.

Der Prozess der Theoriebildung, wie Strauss (1991) ihn beschreibt, besteht nach Kelle (2010, S. 113) darin, in mehreren Schritten Begriffe für Phänomene (analytische Kategorien) zu finden, diese Kategorien zueinander in Beziehung zu setzen, zu dimensionalisieren und schließlich in einer Theorie zu integrieren. In dem vorliegenden Projekt beziehen sich die zentralen Kategorien auf Erfahrungen, Einstellungen und Verhaltensweisen, die junge Menschen zwischen 14 und 20 Jahren in Zusammenhang mit ihrem Alkoholkonsum entwickeln, z.B. „trinken lernen“ oder „Gründe für die Beteiligung an Alkoholszenen“.

Die Dimensionalisierung der Pro und Kontras, Zwischenpositionen, vertiefenden Details, Differenzierungen usw. geschah innerhalb jeder Kategorie durch die Herausarbeitung der unterschiedlichen Teilaspekte. Die Entwicklung von Unterkategorien wurde weitergeführt, solange es das Material erlaubte.

Diese Differenzierung hatte letztlich auch die Entdeckung und Bildung der neuen, aus dem Material generierten Oberkategorie Ambivalenz zur Folge.

Die Kategorien zu ordnen und zu synthetisieren war ein aufwändiger Prozess. Trotzdem reicht eine ordnende Systematisierung nicht aus, um aus dem gesammelten Material eine nachvollziehbare (Theorie-)Geschichte herauszukristallisieren, die dem Leser/der Leserin eine übergeordnete, vorstellbare Idee und ein tieferes, greifbares Verständnis für das untersuchte Phänomen – junge Männer und Frauen, die sich in Alkoholszenen bewegen – liefert. Ab einem gewissen Zeitpunkt war es notwendig, sich von der reinen Bearbeitung des Materials abzuwenden und eine theoretische Rahmung zu entwickeln. Diese theoretische Integration entwickelte sich insbesondere im Kapitel zu den Entwicklungsprozessen und wird im Schlusskapitel weitergeführt.

5.1 Alkohol in Jugendszenen

5.1.1 Trinken lernen

Am Anfang steht das Trinkenerlernen. Irgendwann in der Phase des Heranwachsens, meistens zwischen 13 und 15 Jahren, kommt für jeden jungen Mann, für jede junge Frau der Moment, wo die Substanz Alkohol in seine/ihre Nähe kommt. Einen Umgang mit der psychoaktiven Substanz Alkohol, aber nicht nur mit dieser, zu erlernen, gehört in westlichen Gesellschaften zu einer der im Leben zu meisternden Entwicklungsaufgaben (Freitag, Hurrelmann 1999). Richtig Alkohol trinken zu erlernen ist nicht so einfach und mit einigen Fehlleistungen und Fehleinschätzungen verbunden.

Die ersten zwei, drei Mal, bei denen man trinkt, hat man es sicher nicht unter Kontrolle, weil du nicht weißt, wie viel du verträgst, du trinkst einfach und trinkst und immer schnell, darum merkt man nicht, wie schnell die Wirkung von Alkohol einsetzt, dann trinkst du und trinkst, es geht dir immer noch gut und nach einer halben Stunde schlägt er ein und du bist fertig. Das ist bei den ersten paar Mal, danach hat man das schon unter Kontrolle, dann weißt du, wie viel du trinken kannst und du trinkst langsamer, dann geht es dir auch nicht so schlecht. Jodok (15 J.)

Bei manchen sind die ersten Kontakte bereits verbunden mit heftigen Trinkereignissen, Kontrollverlust und Nachwehen am Tag darauf. Die Substanz Alkohol ist für Jugendliche in dieser Phase eine große Unbekannte. Man weiß weder etwas über die Wirkung auf den eigenen Körper und die eigene Psyche, noch über die eigenen Toleranzgrenzen. Auch geht es in den meisten Fällen nicht um einen gepflegten Konsum, sondern um ein Trinken bis zum Gefühl der Berauschung.

Zuerst weiß man nicht, wie viel man verträgt und wenn man es ausprobiert hat, dann weiß man die Grenze ... [also die eigenen Grenzen kennenlernen?] Ja. Matti (15 J.)

[Ist das Konsumverhalten mit 14 Jahren dasselbe wie jetzt mit 18 Jahren oder hat es sich im Laufe der Zeit verändert?] Es hat sich verändert, weil ich jetzt weiß, wann ich aufhören muss. Jana (18 J.)

Ja, am Anfang, da hat es mir ganz gut gefallen, da hab ich mir gedacht, da habe ich mir nur gedacht, ja noch ein bisschen, und dann wurde es immer mehr und mir wurde immer schlechter und schlechter und hab dann doch ein, zwei Mal noch etwas getrunken und dann war es vorbei und mir war schlecht, und am nächsten Tag, als ich aufgewacht bin, hatte ich Kopfschmerzen. Marie (14 J.)

Alkohol trinken muss erlernt werden. Dies geschieht im Peer-Kontext ohne große Beteiligung von Erwachsenen. Es braucht eine mehrmalige Trinkerfahrung, bis sich ein individuelles Wissen und eine gewisse Konsumkompetenz, über wie man trinkt und was und wie viel man verträgt, einschreibt. Damit verbunden ist auch eine Neubewertung des Zuviel-Trinkens. Das sogenannte, medial immer hervorgehobene Rauschtrinken scheint eher mit einer mangelnden Erfahrung der Anfänger zu tun zu haben als mit einer tatsächlichen Suche nach Extremen.

Also früher, sagen wir mal vor 2 Jahren, da habe ich angefangen zu trinken, und da habe ich immer mehr getrunken, also da wusste ich oft nicht mehr, was ich getan habe. Langsam, langsam habe ich dann immer weniger getrunken [...] und dann wieder mehr, weil es wärmer geworden ist [...] ich achte also darauf, wie viel ich trinke. [Sagst du, das Trinken muss man lernen?] Ja sicher, denn am Anfang weiß man wirklich nicht, wie weit man gehen kann und vor allem, wie viel man verträgt [...] nicht jeder verträgt Alkohol und ich glaube, ich kann keinen Cocktail trinken, weil dann geht es mir danach schlecht. Das schlägt mir brutal auf den Magen [...] Zucker und alles gemischt, das tut weh [...] immer Wasser zu jedem Bier trinken, immer das Doppelte an Wasser, das hilft auch, damit es einem besser geht. Pauli (15 J.)

[...] Das ist eigentlich die Erfahrung, irgendwann sagst du halt, du trinkst jetzt mal nichts mehr. [Also es taucht ein Gefühl auf, wo du sagst, das kenne ich bereits.] Ja. [Also hast du das Trinken bis zu einem gewissen Punkt erlernt, trainiert?] Ja.

[Glaubst du, dass das wichtig ist?] Ja. [Warum?] Sonst geht es einem immer wieder gleich. Stefan (17 J.)

[Beobachtest du eine Veränderung vom ersten Konsum und wie es jetzt aussieht?] Ja, schon eher [...] einfach so, ich trink halt nicht mehr so viel, dass ich wirklich nichts mehr weiß, was auch ein, zwei Mal passiert ist [...] man geht halt mehr aus, als wie immer nur hier und schauen irgendwo Alkohol zu bekommen, auf jeden Fall gehst du jetzt halt rüber und du weißt, was du kaufst und was du magst. Angie (15 J.)

[Und im Laufe des Jahres hast du gelernt, das besser zu managen.] Ja, mir kommt vor, als wäre es schon seit ein paar Jahren so, aber ich habe gesehen, man lernt relativ viel. Melanie (15 J.)

Allerdings kann es auch passieren, dass man sich trotz aller Erfahrung manchmal betrinkt: entweder weil man sich gezielt dafür entscheidet oder weil man aus einem bestimmten Grund die Kontrolle verliert. Dieser Aspekt wird im Kapitel Rausch weiter vertieft.

[Das heißt du übertrittst auch jetzt noch ab und zu die Grenze?] Ja. [Wie erklärst du dir das?] ...damit, dass einfach ein wenig zu viele Leute Getränke für mich bezahlen, oft ist es einfach zu viel... [Willst du damit sagen, dass du wüsstest, wo deine Grenzen sind, und du überschreitest sie bewusst oder ist es doch noch nicht so klar, wo die Grenze der Verträglichkeit ist?] Oft ist es nicht so hundertprozentig klar und oft schon... da es oft ganz schnell über mich kommt ... Marie (14 J.)

5.1.2 Zugang zu Alkohol, Jugendschutz und der Reiz des Verbotenen

Wie kommen Jugendliche unter 16 Jahren zu alkoholischen Getränken, wenn sie diese laut 2012 geltendem Gesetz³ weder im Geschäft kaufen können, noch in Lokalen oder bei Festen nicht ausgeschenkt bekommen dürfen? In vielen

3 Anfang 2013 wurde in Italien das Verkaufsverbot für alkoholische Getränke jeder Art auf 18 Jahre erhöht.

der Interviews wurde auch diese Frage thematisiert. Im Großen und Ganzen ist es kein großes Problem, Zugang zu Alkohol zu erhalten. Manche finden eine Bar, ein Pub oder ein Geschäft, deren Inhaber den Jugendschutz nicht so genau nehmen. Andere lassen sich den Alkohol von Älteren besorgen.

[Ihr seid ja alle noch nicht 16, wie besorgt ihr euch den Alkohol?] Ja also in gewissen Pubs, wo wir oft ausgehen, bekommst du den Alkohol [...] mehr oder weniger überall eigentlich [...] sie fragen eigentlich generell nicht, wie alt du bist [...] wenn einer, der 16 ist, den Ausweis zeigt, und sagt, dass die anderen zu ihm gehören und alle gleich alt sind, dann reicht das schon aus. Und wenn man nur so in die Stadt geht und nicht vor hat in einen Pub zu gehen, dann geht man in einen Supermarkt und kauft sich halt etwas zum Trinken. [Und die Kassiererin fragt dann auch nicht?] Die Kassiererin im Supermarkt hat bisher immer gefragt, und darum ist es wichtig, dass jemand dabei ist, der alt genug ist, denn sonst bekommst du dort gar nichts [...] [Aber insgesamt ist es für euch kein Problem, Alkohol zu bekommen?] Nicht wirklich, nein. Jodok (15 J.)

Wir dürfen das ja nicht, weil wir noch nicht 16 sind, aber wir bekommen es trotzdem, weil wir halt immer dort sind. Melanie (15 J.)

Interessant ist, dass das Verbot im Sinne des Jugendschutzes (Kein Alkohol unter 16) in den Rückmeldungen, mit einigen Änderungsoptionen für ein niedrigeres Zugangsalter, viel Zustimmung erhält, obwohl es in der Regel von den Jugendlichen selbst nicht eingehalten wird.

[Und was haltest du von dem Verbot dann eigentlich?] Ja, ich find es schon richtig, aber Bier oder Wein könnte man auch ab 15, 14 geben, das sind jetzt nicht Getränke, die brutal gefährlich sind. Jodok (15 J.)

[Baristen schauen also mehr?] Ja. Haben aber, glaube ich, zuvor genügend Probleme bekommen, sodass sie langsam mehr aufpassen. Das ist gut, richtig gut. Supermarkt auch keine Chance, da fragen sie dich auch noch mit 19, 20 nach dem Ausweis. Pauli (15 J.)

[Wie seid ihr zum Alkohol gekommen, obwohl ihr noch nicht 16 wart?] Alkohol hat man eigentlich schon bekommen. [In den Geschäften und in den Bars?] Ja, und sonst haben es halt die Kollegen geholt [...] [Findest du das richtig?] Eigentlich nicht, es sollte schon strenger kontrolliert werden [Warum findest du es richtig, dass heute so kontrolliert wird?] Es ist eigentlich ein Blödsinn, so früh anzufangen [...] Ja, irgendwie kommt man immer zu Alkohol, sage ich [...] Stefan (17 J.)

Andererseits entsteht, laut anderen Aussagen, gerade durch das bestehende Verbot auch der Reiz, es überschreiten zu wollen. Hier bestätigt sich in gewisser Weise die Reaktanztheorie von Brehm (1966), dass trotz einer vorhandenen Einschränkung der bedrohten Handlung, in diesem Fall des „Alkoholtrinkens“, bestanden wird, und das, obwohl das Verbot an sich als gerechtfertigt betrachtet wird. Das Verbot macht das Trinken cool, es schmeckt noch besser. Interessant wird es auch, weil das Verbot die Möglichkeit schafft, sich – durch die Übertretung – vor anderen beweisen zu können oder es zu umgehen, wenn keine Kontrollen gegeben sind.

[Jugendschutz – War das Trinken früher ein Hindernis?] [...] weil es verboten ist, schmeckt es besser, es ist cool, da kommt viel zusammen glaube ich. [War es einfach, sich etwas zu trinken zu besorgen?] Nicht immer, oft schon, oft nicht. [Wo war es schwieriger?] In Bars hat man keine Chance gehabt, da hätte ich nie etwas bekommen, mehr bei „Standln“ (gemeint sind Kioske, Anm.d.Verf.) oder so, da ist es leichter. Pauli (15 J.)

Mir fällt halt immer auf, wenn zum Beispiel an einer Tür steht „betreten verboten“, dann ist die irgendwo immer interessanter, als wenn jetzt daneben die gleiche Tür ist, allerdings ohne Schild. Ich glaube für Jugendliche ist das Interessante immer das Verbotene, das man nicht darf, das auch die Eltern zu Hause verboten haben, damit man auch mal sagen kann, ha, ich war stärker als meine Eltern oder man auch den Kollegen etwas beweisen kann. Das ist nicht das Richtige, ich glaube, man sollte auch einem Kind sagen, du kannst Alkohol trinken, kein Problem, aber schau halt, dass du nicht zu viel trinkst, dass du für dich verantwortlich bist. Philipp (16 J.)

Allerdings kommt es nach einem gewissen Zeitraum auch zu einer Abnutzung des Verbotsreizes. Die Aussagen lassen sich gut mit Moffitts (1993) Theorie des auf die Jugendphase begrenzten antisozialen Verhaltens verknüpfen, die besagt, dass zwar ein Großteil der Jugendlichen in ihrer Adoleszenz kriminelle oder verbotene Handlungen begeht, dass allerdings die meisten dieser Jugendlichen diese Verhaltensweisen nach der Pubertät spontan wieder aufgeben und dass nur in rund 10% der Fälle sich eine überdauernde kriminelle Persönlichkeitsstruktur entwickelt. Mit dem Heranwachsen bildet sich eine eigene Meinung, die die Funktion des Verbots nachvollziehen und verstehen kann. Auch werden mit der Zeit andere Aspekte des Lebens als wichtiger angesehen.

Ja, dann probiert man halt und sonst, etwas Illegales zu machen, da ist immer der Reiz. [War das bei dir auch so?] Ja logisch. [Ist das jetzt auch noch so?] Ach, jetzt interessiert es mich nicht. [Also ist dieser Reiz für dich jetzt Vergangenheit?] Eigentlich schon. Matti (15 J.)

Ja, mich reizt es jetzt nicht mehr (Cosmas), [...] [weil es verboten ist?] [...] Das Leben ist zu kurz, um sich mit Verboten herumzuschlagen (Sascha) [...] zur Jugendzeit gehört es dazu, etwas zu tun, das nicht legal ist [...] etwas tun, das einfach Spaß macht, auch wenn es möglicherweise illegale Sachen sind. Cosmas und Co. (Christoph 17 J.)

Ebenso lösen Verbote für einige Interviewte auf der Gefühlsebene eine Reihe von positiven Reaktionen aus. Ob das nur für „Sensationseeker“ gilt oder allgemein Jugendliche sich leichter und gerne auf spannende Reize einlassen, kann über die Interviews nicht näher bestimmt werden. Tatsache ist aber, dass Verbote an sich diese zusätzliche Dynamik des Übertretungsreizes auslösen und so leicht die von manchen Jugendlichen erwünschten Effekte liefern. Der Kick, das Verbot zu übertreten, wird geradezu gesucht, um starke Gefühle zu verspüren: den Reiz des Ausprobierens, die Anspannung, den Adrenalinstoß, die Angst vor dem Erwischtwerden. Damit produzieren die Verbote eine geradezu paradoxe Situation: von Erwachsenen eingeführt, um den Verhaltensspielraum von Jugendlichen – manchmal auch massiv – einzugrenzen,

liefern sie bei manchen Zielgruppen einen Grund mehr, sich auf die Überschreitung des Nichterlaubten einzulassen. Dazu finden sich in den Interviews Aussagen, die sich nicht nur auf den Alkoholbereich beziehen, sondern auch auf andere illegale Handlungen.

Logisch, das ist immer der gewisse Kick, der dabei ist, weil wenn du etwas tust, das nicht erlaubt ist, laut Gesetz, hast du immer mehr Spaß dabei. Jodok (15 J.)

Es macht keinen Spaß, wenn du in deinem Zimmer ein Graffiti machst, das ist wegen dem Adrenalin, dass sie dich nicht erwischen und dass du doch etwas Schönes in so kurzer Zeit machst. [...] Mit 14, 15 Jahren will man einfach Sachen ausprobieren, gerade jene Sachen, die verboten sind [...] Wieso geht man hin und bemalt einen Zug? Wenn es legal gewesen wäre, wäre ich bestimmt nicht hingegangen und hätte einen Zug bemalt... das Verbotene reizt umso mehr, weil man es probieren möchte – wieso ist es verboten, was macht das? ... [Ist das bei Marihuana und beim Alkohol auch so?] Bei mir war es wirklich einfach der Reiz, dass ich es probieren wollte, ich weiß nicht, wie es bei anderen ist... Marvin (20 J.)

Wir haben aus Spaß sogar vor der Carabinieri-Station xxx...[Haben sie euch nicht erwischt?] Nein, aber fast ... [Und warum habt ihr das getan? Bestand ein bestimmter Reiz darin?] Ja genau... das macht eben den Unterschied aus... sonst ist es langweilig... [also gehst du gerne ins Verbotene?] Ja... Lucki (15 J.)

Ich habe in der alten Schule alle Scheiben eingeschossen [...], oder mich auf der Hauptstraße niedergelegt, dann erzähle du mir nichts von illegalen Sachen, oder zu 10 mit der „Ape“ (Motordreirad, Anm. d. Verf.) gefahren, das ist genial. Cosmas und Co. (Christoph 17 J.)

Aber auch wenn die Verbote greifen, werden Alternativen gesucht und gefunden. Gibt es Alterskontrollen beim Eingang, so bleibt man einfach draußen und unterhält sich dort. Wird die Abgabe von Alkohol effizient kontrolliert, lässt man ihn von anderen besorgen.

Also viele kommen nicht hinein, und ich bin dann oft eine, die draußen bleiben muss, aber draußen trifft man dann oft die Leute und bleibt dann halt bei denen,

oder die anderen kommen wieder heraus. [Also du bist da ganz flexibel, mit wem du dich unterhältst.] Ja. Marie (14 J.)

[..also, dass man versucht die 16-Jährigen so streng wie möglich auszuschließen, findest du das gut?] Ja. [und wo glaubst du gehen die dann hin?] Ja, die gehen irgendwo anders hin, also das ist mir schon klar, [...] [wo werden die dann hingehen?] ...die werden sich wahrscheinlich irgendwo im Supermarkt Alkohol kaufen und irgendjemand, denn irgendwelche ältere Kollegen kennen sie immer, wird ihnen Alkohol besorgen und dann setzen sie sich irgendwo hin und trinken ihn dann halt dort, das ist sicher so. Caro (18 J.)

5.1.3 Gründe für die Beteiligung an Alkoholszenen

5.1.3.1 Männliche Spezifika

Aus den Interviews ergaben sich eine Serie von genderspezifischen Kategorien. Auf den folgenden Seiten werden diejenigen, die sich auf die jungen Männer beziehen, vorgestellt und besprochen.

a) Mädchen kennenlernen

Wie können männliche Jugendliche neue Bekanntschaften machen und Mädchen kennenlernen? Dieses Frage kam im Rahmen der Interviews früher oder später jedes Mal zur Sprache. Die Meinungen und Erfahrungen über die Rolle des Alkohols waren dabei unterschiedlich und vielschichtig. Die bei Eisenbach-Stangl et. al. (2008) klare und eindeutige Unterstützung der Alkoholszene und des Alkoholkonsums bei der Einübung einer männlichen Geschlechtsrolle trifft aber nur zum Teil zu. Es existieren viele ambivalente Haltungen bezüglich des eigenen Mannseins und des eigenen Alkoholkonsums.

In einigen Berichten spielt Alkohol hinsichtlich des Kennenlernens von Mädchen keine bzw. eine untergeordnete Rolle. Es braucht keinen Alkohol, um ein Mädchen anzusprechen. Die jungen Männer erleben sich als selbstsicher, locker und „mutig“ genug, brauchen keine Unterstützung, um durch Substanzen enthemmter zu werden, und geben an, auch mit Abweisungen gut umgehen zu können.

[...] aber saufen, nur um eine anzusprechen, habe ich noch nie getan [...] Bei mir ist das noch nie gewesen, also das erste Mal sicher nicht. [Das heißt, das erste Mal hast du eine angesprochen, ohne jetzt sich angetrunken zu haben, einfach nur so.] Ja, warum nicht, passiert ja nichts [warum glaubst du, dass andere das nötig haben oder glauben, es nötig zu haben?] Vielleicht glauben sie, dass sie es nicht schaffen oder so. Matti (15 J.)

Mir kommt vor, ich tu mich generell leicht mit Mädchen zu reden, zu ihnen zu gehen. [...] Ich sehe das als Vorteil. Philipp (16 J.)

Ich bin dann nicht so der Typ, der schüchtern ist und kein Wort sagt, aber auch nicht einer, der dann die ganze Zeit mit ihr redet, schon eher lockerer, aber dann auch wieder nicht so und oft auch wieder ganz offen. [Wenn du jetzt eine siehst, die dir gefällt und die du besser kennenlernen möchtest, sprichst du sie dann an?] Ja, schon. [Spielt da Alkohol eine Rolle?] Das sagen mehrere, aber meiner Meinung nach ist das ein Blödsinn. Josi (15 J.)

In anderen Interviews hingegen finden sich Aussagen, die die Vorteile des Alkoholkonsums – insgesamt oder unter besonderen Umständen – benennen. Die Hemmschwelle sinkt. Die Schamgefühle und die Schüchternheit sind nicht mehr so stark. Man überwindet sich leichter, sich einem Mädchen zu nähern, es anzusprechen, mit ihr zu tanzen.

Man überwindet sich einfach leichter, jemand anzusprechen oder anzutanzten, ein Mädchen kennenzulernen, sagen wir so [...] Wenn Musik ist und sie tanzt, dann gehst du halt zu ihr und [...] fragst, ob du mit ihr tanzen darfst. Dann tanzt du sie an, dann redest du mit ihr [...] [das geht, wenn du ein bisschen Alkohol getrunken hast, leichter?] Ja, obwohl es eigentlich total das Gleiche wäre. Pauli (15 J.)

Es [das Trinken, Anm. d. Verf.] kann dir auch recht nützlich sein, weil die Hemmschwelle ist dann etwas niedriger, dann getraust du dich viel mehr, dann bringt das sicher etwas. Leonhard (17 J.)

[Man trinkt, weil es leicht ist, ein Mädchen anzusprechen?] Ja, das ist sicher, das stimmt schon. Wenn du angetrunken bist, dann getraust du dich viel mehr, weil du

einfach nicht ganz bei Bewusstsein bist, sozusagen [...] du schämst dich nicht [...] wenn du auch sonst ein extrem schüchterner Mensch bist, bist du, wenn du besoffen bist, offener, also erzählst du jedem alles. [Und das funktioniert?] Wenn sie total nüchtern sind natürlich nicht. Jodok (15 J.)

Weiters finden sich eine Reihe von Zwischenaussagen, die zwei konträre Aspekte beleuchten: Wenn der Wirkung des Alkohols auch eine gewisse Lockerung zugeschrieben wird, seien die Ergebnisse beim Kennenlernen nicht die gewünschten, weil nicht die „richtigen Bekanntschaften“ gemacht werden. Man lernt nicht jene Mädchen kennen, mit denen nachher ein ernstere Freundschaft möglich wird.

Ja, aber solche, die ich eigentlich nie ansprechen wollte... Eine, die ich sonst nie angeschaut habe. Matti (15 J.)

Man merkt schon, dass man lockerer wird, wenn man etwas getrunken hat, und dass alles leichter geht... aber ich weiß nicht, wenn ich ein Mädchen anspreche, wenn ich getrunken habe, dann ist das nie dasselbe, wie wenn ich ein Mädchen nüchtern anspreche... [Wo ist der Unterschied für dich?] ...[...]dass es, wenn ich getrunken habe und ein Mädchen anspreche, nie eine ernste Freundschaft werden kann, das ist einfach ein „Geklödel“ und mehr nicht... wenn ich nüchtern bin und nichts getrunken habe und dann ein Mädchen kennenlernen, dann ist es meistens so, dass es eine ernste Freundschaft wird oder manchmal mehr... Philipp (16 J.)

Weiters wird erzählt, dass das Trinken von Alkohol vor allem am Anfang als hilfreich für die ersten Kennenlernversuche angesehen wird. Wenn man einmal weiß, wie es geht, Bekanntschaften zu machen, kommt man auch ohne aus.

Also beim ersten Mal musste ich schon etwas trinken und mittlerweile geht es mit dem schon besser, aber ich sage es ja immer wieder, es muss nur ein bisschen sein, damit man über der Schwelle ist und dann kann man ja sagen, ich lasse es jetzt. Leonhard (17 J.)

b) Sexuelle Erfahrung

Unter Alkoholeinfluss ist es leichter, sexuelle Erfahrungen zu machen. Dabei geht es auch um One-Night-Stands. Diese Meinung wird in einem großen Teil der Interviews geteilt. Unter Alkoholeinfluss sind dabei aber beide Geschlechter.

Das passiert nicht selten, ja. [Für Erwachsene unverständlich: bei euch geht das so schnell. Kann es passieren, dass du in einer Nacht jemanden kennlernst und dann „habt ihr was miteinander“, am nächsten Tag ist dann alles wieder vorbei?] Ja, passiert öfters. Jodok (15 J.)

[Und mit den Frauen?] Wenn man trinkt, dann ist man einfach – man tut mehr [...] wenn man trinkt, dann ist man halt ein wenig, wie sagt man... [Enthemmt, oder?] Ja, man tut mehr und man getraut sich mehr. [Glaubst du, das würde ohne Alkohol gleich gut gehen, oder dass man es nur am Anfang braucht?] Am besten geht es, wenn die Mädchen voll sind. Ja, bei ein paar Mädchen musst du schauen, dass du sie los wirst, das ist brutal [...] da hast du sie einfach „picken“ (kleben, Anm. d. Verf.), da haben sie den Zwang, etwas mit einem zu haben [...] Cosmas und Co. (Mr. X)

[Was ist das Lustige, was macht der Alkohol?] Der macht eigentlich bescheuert, man versteht ja nichts mehr danach [...], halt nichts mehr, aber halt, man getraut sich mehr, das ist ein Punkt, wegen den Mädchen und alles [...] das ist sicher ein großer Punkt, warum man es tut [...] Pauli (15 J.)

Ja, es passiert schon auch, dass man ohne Alkohol etwas miteinander hatte, aber es passiert sonst schon auch oft, wenn man zu viel getrunken hatte [...] man redet und dann passiert es halt. Josi (15 J.)

Allerdings sind die Erzählungen zu den sexuellen Erfahrungen unter Alkoholeinfluss manchmal auch mit negativen Wertungen verbunden, weil sie eine Reihe von unangenehmen Folgen mit sich ziehen können. Es kann vorkommen, dass man für das Mädchen, mit dem man sich einlässt, nicht so viel empfindet. Das kann im Nachhinein den eigenen Gefühlshaushalt und den der jungen Frauen belasten.

Auch das Risiko, dass das Mädchen schwanger wird, oder Geschlechtskrankheiten werden als negative Konsequenzen angeführt.

[Gefühlsprobleme – man geht aus und „hat etwas“ mit einem Mädchen] [...] Also zuerst ist es schön, und dann ist es blöd sozusagen. [...] Ja, weil du etwas mit diesem Mädchen getan hast, was auch immer, und danach wird dir klar, was du da eigentlich getan hast und dann ist es nicht mehr lustig [...] Also das hängt davon ab, jetzt, wenn du das Mädchen schon länger magst und so, dann passt es ja, aber wenn du eigentlich ein anderes Mädchen möchtest und die andere nur so gesehen hast, dann ist es blöd [...] Jodok (15 J.)

[One-Night-Stands.] Ein Mal ist es mir passiert, da ist etwas gelaufen, aber ich habe sie danach nie wieder gesehen, ich weiß da nicht, was sie da gedacht hat. [Wie ist es dir danach gegangen?] Ja, gemischte Gefühle eigentlich... irgendwie ist es trotzdem immer etwas Ernstes, wenn man mit einem Mädchen etwas hat und irgendwie ist dann auch Alkohol im Spiel, wie auch das Heitersein, das Sich-blöd-Benehmen und Spaßhaben [Möchtest du das noch mal erleben oder hat dir diese Erfahrung gereicht?] Es kann immer wieder passieren, dass man ein Mädchen kennenlernt und auch, dass man etwas mit ihr hat, wenn man Alkohol getrunken hat, aber ich glaube, dass es wirklich auch schöner ist, wenn man keinen Alkohol getrunken hat und wenn man auch etwas Ernstes von dieser Person möchte... Ich glaube, dann ist es am schönsten... Philipp (16 J.)

[Was kann da passieren in einer Nacht, an einem Abend?] Ja, da kann schon viel passieren, glaube ich, wenn man mal besoffen ist, dann tut man Sachen, deren man sich nicht einmal bewusst ist. [Das heißt, es kann sein, dass du innerhalb eines Abends mit einem Mädchen schläfst?] Kann auch sein, ja. Ja, ist mir schon passiert, habe aber immer Glück gehabt, sagen wir mal so, [...] dass sie nicht schwanger geworden ist [...] Ein Freund von mir zum Beispiel, der ist gleich alt wie ich und hat vor eineinhalb Jahren ein Kind bekommen, oder halt seine Freundin. [Wenn du dann so betrunken bist, denkt man dann gar nicht mehr an die Verhütung?] Nein, ich glaube nicht. Und am nächsten Tag [...] oft schaut du blöd drein, oft ist es dir egal [...] je nachdem. Oft weiß man nicht einmal, was man getan hat [...] wenn du

richtig besoffen warst, dann weiß man es am nächsten Tag nicht mehr. Das ist dann weniger gut. Pauli (15 J.)

Unter den Männern finden sich aber auch Aussagen, die eine sexuelle Erfahrung unter Alkoholeinfluss explizit ablehnen.

Ich selbst würde es nicht mögen, nur wegen einem Abendausflug, nein, das müsste ich jetzt nicht haben. [Das wäre für dich nichts.] Nein. Leonhard (17 J.)

[Ist dir schon mal passiert, dass du so betrunken warst, dass du mit einem Mädchen einfach so etwas hattest?] Nein, das wollte ich auch nie, wenn ich betrunken war... Matti (15 J.)

Ebenso verliert bei manchen der Alkohol an Einfluss, wenn sie in einer Beziehung sind.

Also wenn du eine Freundin hast, dann geht man nicht aus saufen. [Also würde das für dich jetzt nicht gut zusammenpassen?] Nein, mit der Freundin sicher nicht. Matti (15 J.)

c) Sich messen

Es gibt einige wenige Aussagen über die alte „archetypisch männliche“ Verhaltensweise, sich über den Alkoholkonsum zu vergleichen und zu messen. Die Fähigkeit, mehr Alkohol trinken zu können als ein anderer, würde in einer traditionellen sehr permissiven Alkoholkultur⁴ heißen, der „männlichere Mann“ zu sein. In den Interviews kommen allerdings nur mehr abgeschwächte oder verneinende Positionen vor: Ganz scheint der alte Code nicht mehr zu greifen oder nur noch bei jungen Männern am Anfang ihres „selbst organisierten“ Initiationsweges. Sich über die eigene „Trinkfestigkeit“ zu beweisen scheint dann als Möglichkeit in Betracht zu kommen, wenn es für junge

4 „permissive cultures“: „The cultural attitude toward ingesting beverage alcohol is permissive, but negative toward drunkenness and other drinking pathologies.“
„over-permissive cultures“: „The cultural attitude is permissive toward drinking, to behaviours which occur when intoxicated, and to drinking pathologies.“ (Pittman 1967, S.5)

Burschen keine anderen adäquaten Verhaltensweisen gibt, die es ihnen erlauben sich zu vergleichen und zu messen. Ganz im Sinne von: wenn nach vorne keine neuen Visionen entstehen, aktiviert sich der Retroeffekt und man greift auf alte konventionelle Muster zurück.⁵

[Ist es wichtig mithalten zu können als Junge?] Theoretisch gesehen schon, aber es ist immer auch relativ, zwischendurch siehst du es so, ja, der trinkt noch eines, dann trink ich auch noch eines, wenn du es wirklich nicht mehr schaffst, dann sagst du, dass du eigentlich nicht mehr willst und dann trinkst du auch nichts, allerdings zwischendurch ist es so, der trinkt noch eines, dir geht es schlecht, trinkst aber auch noch eines, weil du willst beweisen, dass du mehr verträgst. Ist irgendwie so ein Wettlauf, der am meisten macht. Jodok (15 J.)

[Geht es hier auch darum, wer mehr hebt?] Nein, vielleicht kurze Zeit mal gewesen, aber dann nicht mehr [...] so manchmal auf einer Fete, wo sie gesagt haben, „dai, dai, dai“ und so halt, nicht, aber eigentlich nicht mehr, nein. [Wer mehr hebt, bekommt mehr Anerkennung?] Eigentlich müsste es umgekehrt sein. [Das ist eine Form von Sich-messen-Können, du hast gesagt, früher war das bei dir so] Ja, ab und zu, aber nicht richtig, wir haben eigentlich immer eher gemütlich getan. Pauli (15 J.)

d) Gewalt

Die unter Alkoholeinfluss zunehmende Gewaltbereitschaft unter jungen Männern ist eines der am meisten diskutierten Phänomene in der öffentlichen und medialen Diskussion, wenn es um das Thema Jugend und Alkohol geht.⁶

Die Aussagen der Interviews und die zu diesem Thema entstandenen Kategorien⁷ werden in diesem Kapitel zusammengefasst wiedergegeben und erlauben es, eine differenzierte Sichtweise darzustellen.

5 Siehe dazu das Interview in der „Zeit“ Nr. 37 vom 8.9.2011 mit dem Design-Professor Lutz Fügner: „Die Deutschen fahren Kitsch“.

6 Eine Sammlung von – zum Teil sehr sensationsgeladenen Medienberichten – zum Thema Jugendgewalt ist in der Bibliothek des Forum Prävention einsehbar. Exemplarisch für die Art von Berichterstattung ist etwa der Artikel von Matthias Bartsch u.a. „Exempel des Bösen“ im Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ (2/2008). Der Spiegel wählte damals für seinen Aufmacher den Titel: „Junge Männer. Die gefährlichste Spezies der Welt“.

7 Die Kategorien sind „Gewalt erleben“, „Schlägereien“ und „Strategien bei Gewalt/Schlägereien“.

Einige männliche Interviewte lehnen Gewaltausübung grundsätzlich ab, mit oder ohne Alkohol. Sie erleben sich selbst als nicht aggressiv und auch unter Alkoholeinfluss noch kontrolliert. Sie erzählen auch, welche Strategien sie innerhalb der Alkoholszenen anwenden, um Gewalterfahrungen auszuweichen.

Mit Leuten hatte ich eigentlich noch nie viel Stress beim Ausgehen, ich bin eigentlich kein aggressiver Mensch, ich habe viele Kollegen, aber eigentlich wenig Stress mit anderen. Josi (15 J.)

[...] das ist bei mir jetzt nicht der Fall, ich habe mich noch recht gut unter Kontrolle. Also ich bin jetzt nicht der Typ, wenn ich viel trinke oder ein bisschen etwas trinke, dass ich aufgase oder zusammenschlagen will oder sonst etwas, also ich werde eher stiller. Leonhard (17 J.)

[Schlägereien?] Damit habe ich nie etwas zu tun gehabt [...] habe nie angefangen, bin nie dabei gewesen. [Wenn man auch ganz fest besoffen ist und die Hemmungen sind weg, dann werden die Leute auch aggressiver.] Ja, sicher. [Wie gehst du damit um?] Ich lass ihn gehen, ich mein, wenn jetzt einer herkommt und tanzt und einer besoffen ist und halt herumfällt und um sich stoßt und mich trifft, dann denk ich mir halt, ja, geh weiter [...] schau, dass du weiterkommst, halt [...] probier immer mehr auszustellen, als wie jetzt mit dem anfangen zu streiten, weil es eh keinen Sinn macht. Pauli (15 J.)

Andererseits finden sich in den Interviews auch Aussagen über gelebte Gewaltausübung und -erfahrungen. Diesbezüglich sind Alkoholszenen in modernen Gesellschaften eine der wenigen verbliebenen Orte, wo das Gewaltverbot (noch) nicht ganz greift und es (in erster Linie) Männern ermöglicht, eine Extremform von Körperlichkeit auszuleben bzw. zu lernen, wie mit Aggressionen und Provokationen umgegangen werden kann. Auch die Rivalitäten und Konflikte zwischen Dörfern oder subkulturellen Gruppen, die über Schlägereien ausgetragen werden, kommen hier zur Sprache.

[Bist du schon öfters in Streitereien verwickelt worden?] Ja, man fühlt sich provoziert und man provoziert andererseits auch, dann kommt es zu Schlägereien usw. Marvin (20 J.)

Unser Dorf ist halt mit einem anderen Dorf verfeindet. [Ein Dorf mag das andere nicht.] Ja. Einmal haben die einen von uns krankenhausreif geschlagen, dann haben wir schon zurückgeschlagen [...] [Was gibt es da für einen Grund dahinter?] Das weiß ich nicht. Vielleicht ist irgendwann mal was Blödes passiert. [Vergeltung?] Ja. [Und was habt ihr Jungen damit zu tun?] Das ist halt unter den Jugendlichen. [Also wird das von einer jugendlichen Generation auf die nächste übertragen?] Ja, schon eher. [Oder war bei euch der Anfang?] Nein. [Was ist das für ein Gefühl, mit diesem Dorf befeindet zu sein?] Ja, nicht gut. Stefan (17 J.)

Irgendwann schaust du nicht mehr, wohin du schlägst, du versuchst nur mehr dich zu verteidigen, du schaust auf die Kollegen, aber wir sind alle drei zusammengestanden, [...] und mein Kolleg schreit plötzlich, schau, dass du einen guten Stand bekommst, und ich stehe nur ganz normal, und in dem Moment habe ich Hände auf meinen Schultern und der schwingt sich zur Seite, und fasst drei zugleich, natürlich, da musst du schauen, dass du zurecht kommst, [...] Lucki (15 J.)

Derselbe Interviewte sagt aber auch, dass es manchmal darum geht, Gewalthandlungen zu verhindern. Auch diese Kompetenz zur Deeskalation kann man sich in diesem Kontext aneignen.

[...]aber das eine oder andere Mal schaffst du es auszustellen, hältst ihn zurück und sagst, er soll sich zusammennehmen, denn das muss nicht sein. Lucki (15 J.)

5.1.3.2 Weibliche Spezifika

Aus den Interviews ergaben sich ebenso genderspezifische Kategorien bezogen auf die jungen Frauen. Auf den folgenden Seiten werden diese vorgestellt und besprochen.

a) Kennenlernen

Die Frage nach dem Kennenlernen spielt bei den Mädchen eine genauso wichtige Rolle wie bei den jungen Männern. Auch hier wird die Rolle des Alkohols unterschiedlich be- und gewertet.

In einigen Berichten erachten die jungen Frauen den Alkohol als hilfreich, um im Kontakt mit dem anderen Geschlecht die eigene Schüchternheit zu

überwinden. Es wird leichter, Buben anzusprechen und mit ihnen zu tanzen. Der Alkohol verleiht ein Gefühl der Leichtigkeit, er macht mutiger und besser gelaunt.

[...] ja es fällt schon leichter, jemand anzusprechen [wenn man getrunken hat, Anm. d.Verf.], kommt mir vor... oft in den nächsten Tagen weiß ich es nicht mehr, bis es mir jemand erzählt... manchmal würde ich ihn nicht mal mehr wiedererkennen... [Wo ist der Unterschied, ob du ein wenig angetrunken oder nüchtern bist?] Dass man einfach besser gelaunt ist [...] man hat auch mehr Lust, kommt mir vor [...] [Was meinst du mit besser gelaunt, dass es dir gut geht oder dass du mutiger bist?] Mutiger. [Wärst du nüchtern zu wenig mutig?] Ja, ich denke schon. Marie (14 J.)

[...]dann trinken wir eben Alkohol, obwohl wir es noch gar nicht dürfen, weil wir noch nicht 16 sind, [...] danach tanzen wir die ganze Zeit mit den Jungs, das gefällt uns sehr. [Ist das eine Art Abenteuer, das man da hat?] Mhm. [Ist das etwas Spannendes, wobei man nicht genau weiß, was passieren wird?] Ja, wir warten immer, dass irgendwas passiert, weil wir nicht wissen, was wir tun könnten. [Es gibt dem Leben ein bisschen eine Kick?] Ja, mhm [...] Ich weiß nicht, meine Kolleginnen tun sich extrem schwer, sie getrauen sich fast nicht hin zu einem Jungen. Dann sage ich, jetzt reiß dich mal zusammen, lass dich gehen, das geht von alleine, ich habe es auch so gelernt. Ich habe mich gehen lassen, mhm. [Das ist auch ein bisschen sich selbst kennenlernen, wenn man das macht.] Mhm, ja, ja. Melanie (15 J.)

In anderen Interviews betonen die Interviewten die eigenen Fähigkeiten, auch ohne alkoholischen Support den jungen Männern begegnen zu können. Sie erleben sich als nicht schüchtern und offen genug, um auch ohne Alkohol Spaß zu haben und sich zu trauen, dem anderen Geschlecht zu begegnen.

[Mut angetrunken, um jemanden anzusprechen?] Nein, das ist bei mir eigentlich nie so [...] ich traue mich schon, etwas zu sagen, ich bin nicht eine, die ruhig ist [...] das bin ich auch nie gewesen, die, welche sich nie getraut hat, zu jemandem hinzugehen [...] so schüchtern war ich eigentlich nie, das wüsste ich nicht [...] Angie (15 J.)

[...] weil wenn ich mich nicht öffnen könnte, wenn ich nicht so wäre wie ich bin, dann würde ich vielleicht auch Alkohol trinken, um mit Menschen in Kontakt zu kommen, aber da ich nicht so bin und da ich auch ohne Alkohol Spaß haben kann, zumindest meinen Spaß [...] Ich kann auch nicht sagen, warum Leute Alkohol trinken, das weiß ich nicht. Caro (18 J.)

Schließlich finden sich auch Zwischenpositionen, die in sich die Ambivalenz erkennen lassen. Unter dem Einfluss des Alkohols werden Handlungen gesetzt, die man nüchtern nicht machen würde, bzw. machen möchte: Man traut sich auf Fremde zuzugehen, mit ihnen zu tanzen, sich auf riskante Dinge einzulassen.

Dadurch wird aber auch aufgezeigt, wie unsicher man ohne die Substanz eigentlich ist, dass es um eine falsche Selbstsicherheit geht und der Alkohol nur die eigene Unzulänglichkeit aufzeigt.

Ja, man weiß halt, wie man ist, wenn man getrunken hat, was man sich mit Alkohol getraut, und was ohne [...] [Kann es auch positive Effekte haben?] Ja, das kann es sicher, man geht halt auch zu den Leuten hin und tanzt, wo man sonst eigentlich nicht zu einem Fremden hingeht, um mit dem zu tanzen [...] man lernt auch mehr Leute kennen. Angie (15 J.)

Weil ich mich nicht getraut hätte, wahrscheinlich... [Findest du es dann in dem Moment positiv, ein wenig Alkohol zu trinken?] Nein eigentlich nicht, weil man dann die Feigheit sieht ... [Also du würdest dir wünschen selbstsicherer zu sein, damit du den Alkohol nicht benötigen würdest, oder?] Ja. [Glaubst du, dass das bis zu einem gewissen Punkt ein Entwicklungsprozess ist?] Ja, sicher [Dass du eine bestimmte Zeit Alkohol brauchst?] Nein, brauchen nicht, aber eben, um die Erfahrungen zu machen [Welche Erfahrungen genau?] Ja mit Alkohol umzugehen..., ich weiß nicht. Jana (18 J.)

b) Sexuelle Erfahrung

Auch bei den Mädchen finden sich Aussagen, die sexuelle Erfahrungen in Zusammenhang mit Alkohol zum Thema machen. Auch hier geht es wie bei den Burschen um die Überwindung der Hemmschwelle und der eigenen

Schüchternheit. Allerdings kommt ein weiterer Aspekt dazu: Die Betäubung durch Alkohol ist „hilfreich“, um den Verlust eines als möglich gedachten Partners und den damit zusammenhängenden Schmerz am nächsten Tag besser verkraften zu können. Damit die Verlustgefühle nicht zu hart durchbrechen, scheint es besser zu sein, von Anfang an in einem „gedämpften“ Zustand mit dem Jungen zusammen zu sein.

[Wie gehst du mit solchen Situationen um, passiert dir das auch ständig?] Ja, passiert ist mir das schon auch, aber es ist nicht so, dass man sich am Tag danach nicht mehr anschaut...es ist halt passiert, nachher kann man es nicht mehr ändern, aber es ist nicht so, als würde ich ihn nicht mehr ansehen oder als würde ich sagen „Nein, das müssen wir vergessen“... es ist passiert und fertig... [Ist es dabei ein Unterschied, ob du Alkohol getrunken hast oder nicht?] Ja. [Warum?] Hätte ich keinen Alkohol getrunken, wäre es nie passiert [Weil du dich nicht getraut hättest oder weil du es nicht gewollt hättest?] Weil ich mich nicht getraut hätte, wahrscheinlich... Jana (18 J.)

Es gibt da schon so eigene Typen, die etwas haben und dich anmachen und dann „hast“ du etwas mit denen und am nächsten Tag wissen sie nichts mehr davon, das tut dann weh und dann denke ich mir, lieber bin ich da auch total betrunken und „habe mit ihm etwas“ und wir wissen beide nichts mehr davon, weil das tut nur weh [...] ich denke mir, es war grausig, es war nicht schön und manchmal denke ich auch, dass es toll war, dass es mir gefallen hat und er weiß von nichts [...] und das tut mir dann weh. [Also du weißt nicht, ob er das nur macht, weil er betrunken ist und was am nächsten Tag dann ist] Ja, genau. Melanie (15 J.)

Ausschließlich junge Frauen berichten darüber, dass sie im Rückblick die sexuellen Erlebnisse bereuen, weil sie sich unter Druck gefühlt hatten oder der Junge nicht der Richtige war. Mädchen scheinen stärker das Bedürfnis zu empfinden, den „Richtigen“ zu finden. Noch mehr als um sexuelle Erlebnisse geht es um die Suche nach der wahren Liebe. Dass diese nicht „über Nacht“ gefunden werden kann, ist eine der Erkenntnisse, die sich mit dem Heranwachsen erst bilden. Dieser Aspekt taucht auch bei den Burschen auf, allerdings nicht so stark wie bei den Mädchen.

Ich möchte mindestens ein Jahr zusammen sein, bis ich das [Sex, Anm. d. Verf.] habe, aber das geht für die Buben ja nicht, da reicht es ihnen [...], das muss sein, weil sonst geht es nicht, logisch will ich ihn dann nicht verlieren, dann tu ich das, was er will, obwohl ich das nicht einmal mag, aber ich will ihn halt nicht verlieren, dann ist es mir wichtig, ihn nicht zu verlieren, da bin ich mir nicht mehr wichtig [...] wenn ich Nein sage, dann ist er wütend, dann redet er nicht mehr mit mir, aber jetzt habe ich das Problem ja nicht, ich bin ja Single. Melanie (15 J.)

[One-Night-Stands] Ja, das würde ich auch rückgängig machen [Warum?] Du hättest halt mehr davon, [...] wenn du einen richtigen Freund hast, dann denkst du dir schon oft, es wäre gescheiter gewesen, wenn ich auf den gewartet hätte. [Also waren es immer negative, nicht schöne Erfahrungen?] Ja. [Nicht das, was du dir erwartet hast.] Ja eben [...] ja es ist halt doch so, dann hast du wieder zu streiten mit diesen Leuten, dann verstehst du dich wieder, dann kommt ihr wieder zusammen, dann ist doch wieder nur dasselbe, dann lässt du es doch sein, dann bist du halt auch enttäuscht. Angie (15 J.)

Bei Burschen und Mädchen finden sich aber auch Aussagen, wo über sexuelle Erfahrungen reiner Körperlichkeit berichtet wird. In diesen Fällen passt es dann auch, wenn am nächsten Tag alles zu Ende ist. Aber auch hier gibt es einen bedeutenden Unterschied: Mädchen müssen immer (noch) um ihren Ruf fürchten, wenn sie freizügig ihre Sexualität ausleben.

[Und wenn beide am nächsten Tag Tschüss sagen, dann passt das?] Ja, dann ist es okay, dann haben wir es uns beide ausgemacht, gut das war's und wird nicht mehr passieren und wir bleiben Kollegen, dann bin ich einverstanden, aber wenn es dann so klingt, als wenn ich eine Nutte wäre und zu jedem hingehen würde, Sex hätte und danach gehen würde, das finde ich total sinnlos. Melanie (15 J.)

c) Mit Jungs umgehen lernen

Der Umgang mit den jungen Männern muss erprobt und erlernt werden. Zum einen ist es ein Abenteuer, sich mit den Burschen einzulassen, zum anderen müssen die jungen Frauen auch vorsichtig sein und Strategien entwickeln, dass es nicht zu Übergriffen kommt. Die Mädchen erlernen Nähe und Distanz

auszuloten, nicht jedem zu vertrauen, klare Stopp-Signale auszusenden und Nein zu sagen.

[Wie ist das für dich?] Ja, ich weiß nicht, ich denke mir, ich weiß schon, was ich tu, ich habe schon die Courage dazu, zu einem hinzugehen und zu sagen, stopp, das mag ich nicht, ich habe den Mut dazu. Ich habe auch kein Problem damit, einem eine zu knallen. Ich bin so. Ich sage den Jungen immer alles ins Gesicht [...]

Mir gefällt das, die Jungs anzumachen, aber nicht näher zu lassen. Das gefällt mir einfach. Ich spiele mit ihnen und dann wollen sie alle auf mich losgehen, mich vergewaltigen oder was weiß ich, mit mir schmusen [...] dann sage ich immer Nein. Und das ist so witzig, das gefällt mir. [Mit den Jungen spielen.] Ja.

Ich habe schon gelernt zu schauen, was ich jetzt wirklich tu, was ich will, weil wenn ich etwas nicht will, dann tu ich es auch nicht. [Und die Geschichten, dass dann in der Früh entweder du oder der andere schlecht aussteigen, da willst du lieber, dass das nicht mehr passiert] Nein, das mag ich nicht. Ich spüre, wenn mich jemand wirklich mag und wenn das nicht so ist, dann sage ich von Anfang an Nein danke, nicht mit mir, such dir eine andere. Melanie (15 J.)

[...] es ist als Mädchen auch einfach, wenn ich auf einer Fete bin und mich unterhalte, dann wird es dir direkt angeboten, da muss man nicht einmal fragen, aber da muss man auch aufpassen, weil vertrauen kann man auch nicht jedem. Noemi (19 J.)

Bei schwer angetrunkenen Burschen wird die Vorsicht bzw. Ablehnung nochmals besonders groß.

Ja also, wenn er so ein bisschen angeheitert war, dann war es mir eigentlich noch egal, weil da, wenn er wirklich nett war, oder so auf mich zugegangen ist [...] gezeigt hat, dass er Interesse hat, also, dann war ich auch schon offen auch so zu reden, aber wenn er total „stotzbetrunken“ auf mich zugekommen wäre und mich angerempelt hätte und gefragt hätte, ja, willst du mit mir schmusen, oder so, dann hätte ich gesagt, Tschüss, danke. Caro (18 J.)

5.1.3.3 Angleichung der Geschlechter

Neben den in den beiden oberen Kapiteln angeführten geschlechtsspezifischen Unterschieden finden sich in den Interviews auch Aussagen, die eine Angleichung der Geschlechter im Trinkverhalten beobachten. Mädchen und Burschen trinken auf die gleiche Art und Weise. Es gibt keine großen Unterschiede bei den Trinkstilen.

Interessant ist nur, dass die Aussagen alle von jungen Männern stammen.

[Trinken die Mädchen nicht?] Doch, also das heißt es immer nur, dass die Mädchen irgendwie brav sind und nichts trinken und die Jungen sind immer die, die voll „gib ihm“ tun, aber das kommt mir vor, ist bei Mädchen und Jungen nur das Gleiche, weil du siehst das, wenn du am Samstag ausgehst. Jodok (15 J.)

Ja das ist halt bei allen so, das macht eigentlich keinen Unterschied, ob Mädchen oder Junge [...] Da machen eigentlich alle mit. [Die Mädchen genau gleich wie die Jungen?] Ja. [Auch in der Menge?] Ja. [und wie wirkt das auf dich?] Für mich ist das eigentlich normal. Stefan (17 J.)

Es betrifft beide, aber meiner Meinung nach sind in letzter Zeit der Großteil Mädchen, und sie sind immer jünger, die anfangen zu rauchen und zu trinken. [Also, wenn ich dich richtig verstanden habe, sind es mehr Mädchen als Jungen, oder wird die Zahl der Mädchen nur größer?] Die Zahl der Mädchen steigt meiner Meinung nach [und sie sind immer jünger] Ja. Chicco (17 J.)

Dass es unter Mädchen und Burschen praktisch gleich viele Alkoholkonsum-erfahrene wie Abstinente gibt, ermittelt auch die HBSC-Studie für Südtirol und die Südtiroler Jugendstudie 2009 (Autonome Provinz Bozen, 2009, 2011). Ebenso gibt es Korrespondenzen zu Uhl (2003), der neben der Akzeleration (Kinder kommen früher in die Pubertät) und der Globalisierung der Trinkkulturen der Emanzipation eine prägende Rolle bei der Entwicklung des Alkoholkonsums bei Kindern und Jugendlichen in unserer Gesellschaft zuschreibt, d.h. Frauen nehmen immer aktiver am öffentlichen Leben teil und die Substanzkonsumgewohnheiten der Männer und Frauen gleichen sich aneinander an. Beim Alkohol bedeutet das, da der Gesamtkonsum seit

Jahrzehnten sinkt, eine Zunahme des Alkoholkonsums bei Frauen bei gleichzeitiger Abnahme des Alkoholkonsums bei Männern.

5.1.3.4 Die Rolle der Gruppe

Unter der Kategorie „Gruppendruck“ wurden sehr viel Aussagen gesammelt. Es ist eine jener Kategorien, bei der die ambivalenten Einstellungen sehr stark zum Vorschein kommen.

Die gerne vertretene These von der Macht der Gruppe auf die Verhaltensweise des Einzelnen findet sich demzufolge auch in den Aussagen einiger Interviewter. Wer in einer Gruppe, wo es normal ist, Alkohol zu trinken, nichts trinkt, wird leicht ausgeschlossen oder als „Loser“ bezeichnet. Die Normalisierung des Trinkens in einer Gruppe hat auch zur Folge, dass nach anfänglichen Anpassungsschwierigkeiten der Alkohol und dessen Wirkung schmecken. Wenn man sich in der Gruppe trifft, ist es sozusagen selbstverständlich etwas zu trinken.

Weitere Motive wie Gruppenzugehörigkeit, Mitläufertum, Neugierde und Anerkennung kommen dazu und verstärken die Bereitschaft zum Miteinander-Trinken. Wenn alle zusammen die Wirkung spüren, gut aufgelegt sind und offener werden, dann möchte das ein jeder sein, der gerade mit dabei ist.

[Als du mit 14 angefangen hast zu trinken, welche Motive waren dahinter?] „Mitläufertum“ viel und auch neue Sachen kennenzulernen. Leonhard (17 J.)

Also am Anfang ist es Gruppenzwang und irgendwann schmeckt es dir, und dann findest du, es gehört jetzt dazu. Also ohne ist es nicht mehr lustig [...] Am Anfang schmeckt es einem natürlich nicht [...] später, wenn du es öfters trinkst und so, schmeckt es dir auch [...] oder es gefällt dir. [Das letzte Mal hast du gesagt, wenn man dabei ist und nichts trinkt, ist man der Loser in der Gruppe.] Ja, das hängt jetzt davon ab, ob du mit deinen guten Kollegen bist, dann bist du logisch kein Loser, wenn du nichts trinkst, aber am Anfang, wenn du die Leute noch nicht kennst und ausgehst, damit du welche kennlernst, und dann trinkst du nichts, dann bist du sozusagen ein bisschen ein Komischer. [...] Niemand will etwas mit mir zu tun haben, wenn ich nichts trinke. [...] Es ist halt, dass sich das irgendwie eingebürgert

hat, dass man einfach etwas trinkt beim Ausgehen und wer das nicht tut, ist nicht cool. Jodok (15 J.)

[Glaubst du, dass das Dazugehören eine Rolle spielt?] Ja... es gibt oft schon viele Leute, die nichts trinken, aber die meisten trinken halt dann volle und irgendwie, wenn man nicht so angetrunken ist, dann kommt man sich halt doch [...] nein da fehlt etwas. [Was fehlt?] dass man besser aufgelegt, halt,...dass man nicht so schüchtern ist... [Ja aber wenn wir jetzt reden von der Zugehörigkeit zur Gruppe?] Ja, wenn sie jetzt alle herumspinnen, und du stehst irgendwie nur daneben und weißt nicht, wie du darauf reagieren solltest. [Also, wenn du jetzt nicht trinken würdest, dann würdest du dich etwas fehl am Platz fühlen, nicht zugehörig?] Nein eigentlich nicht, aber oft ist es toller, wenn alle ein bisschen angetrunken sind, kommt mir vor. [Und wie siehst du es mit der Anerkennung in der Gruppe?] Ja man redet mehr miteinander, man ist viel offener, kommt mir vor... Marie (14 J.)

[...] Ich würde es eher aus Gruppenzwang tun [...] ich musste nicht trinken, aber um dazuzugehören würde ich es tun. [Anerkennung?] Ja, in dem Moment schon. Jana (18 J.)

Bei den jungen Frauen bilden die vielen angebotenen, von anderen gezahlten Getränke einen weiteren Aspekt, der ihr Trinkverhalten beeinflusst und indirekt mit dem Druck der Gruppe zu tun hat. Es fällt schwerer Nein zu sagen, wenn man in der Gruppe unterwegs ist und immer wieder Getränke spendiert bekommt.

[Was ist das Motiv oder warum konsumiert ihr beim Ausgehen?] Ja, weil viele Leute ein Getränk oder eine Runde spendieren... da kann man nicht Nein sagen...Marie (14 J.)

[Spielt es eine Rolle, dass man in der Gruppe ist, ob man etwas trinkt, oder auch mehr trinkt?] Ja, doch, weil wenn ich mit mehreren bin, dann trinke ich mehr, als wenn nur ich und meine Freundin sind. [Und auf was führst du das zurück?] Ja, weil du viel gezahlt bekommst [...] [Spielt auch die Gruppenzugehörigkeit eine gewisse Rolle?] Nein, in dem Moment für mich nicht. Jana (18 J.)

Allerdings finden sich auch Aussagen, in denen die Mädchen die Buben zum Trinken motivieren. Zum einen scheinen es auch Mädchen interessant zu finden, die Buben zum Weitertrinken anzuspornen. Zum anderen scheinen Buben, die mehr Alkohol vertragen als andere, bei bestimmten Mädchen an Beliebtheit zu gewinnen.

Das Mädchen, bei dem wir waren, hatte ziemlich viel Alkohol zu Hause, und der ist dann auf dem Tisch gelandet, und wenn du zu ihr Nein sagst, dann gibt sie den ganzen Tag nicht auf und sagt trink, trink und trink, bis du irgendwann trinkst und das ist dann halt so weitergegangen. Cosmas und Co. (Mr. X)

[Du hast gesagt, die Mädchen schauen zu [beim Wetttrinken Anm. d. Verf.], was merkst du genau?] Die schauen, wer der Gewinner ist, und der Gewinner ist dann beliebt. Jodok (15 J.)

Es finden sich in der Kategorie „Gruppendruck“ aber auch genauso viele Aussagen, die der Gruppe diese Macht, das eigene Trinkverhalten zu beeinflussen, nicht zusprechen. Darunter finden sich jene, die sich bewusst den Gruppendynamiken verweigern und deswegen erst recht nicht trinken. Andere verbinden mit dem Trinken nicht die Erfahrung, mehr Anerkennung zu erhalten, oder sie wollen sich nicht auf solche Spiele einlassen, um beliebter zu sein.

Andere wieder verbinden ihr Trinken nicht mit dem Gruppendruck, sondern mit einem eigenen Antrieb, einem Reiz oder einer Neugierde, der sie dafür empfänglich macht.

Wenn die anderen wollen, dass ich saufe, dann tu ich das nicht. Matti (15 J.)

[Erfährst du eine gewisse Anerkennung, wenn du mittrinkst?] Nein, sie mögen mich auch, wenn ich nüchtern bin. Jana (18 J.)

[Trinken um Anerkennung, um dazuzugehören, war das auch mal ein Thema?] Nein, eigentlich nicht, ich war nie jemand, der ausgeschlossen wurde oder wenig Kollegen hatte, ich war auch nie jemand, der unbedingt dazugehören wollte,

entweder die Leute mögen mich so wie ich bin und sonst sollen sie es lassen.
Angie (15 J.)

[Empfindest du Gruppenzwang?] Nein, überhaupt nicht. [...] Bei mir war es hauptsächlich der Reiz, weder Gruppenzwang noch sonst irgendwas... nur der Reiz es auszuprobieren. Marvin (20 J.)

Es kann aber auch vorkommen, dass das Zuvieltrinken den Status innerhalb der Gruppe negativ beeinflusst. So viel trinken, dass man die Kontrolle verliert und nicht mehr akzeptierbare Dinge macht, schmälert auf Dauer den Gruppenstatus.

Anerkennung spielt sicher in der Gruppe immer eine Rolle, dass man sich behauptet... ja, ich weiß nicht ... es ist sicher, dass man, wenn man irgendetwas angestellt hat, was weiß ich, dass man in der Gruppe schlechter dargestellt wird, bei einigen Blödsinnen mitmacht ... zum Beispiel, wenn man zu viel trinkt und ein wenig rumblödelnd und die Kollegen die Person dann am nächsten Tag ein bisschen aufziehen, ist es logisch, dass man, wenn man nächstes Mal wieder ausgeht, die Anerkennung ... wie soll ich sagen ... wieder ein bisschen schlechter ist... [Warum schlechter?] Weil sie ein anderes Bild von der Person haben... weil sie sehen, der hatte letztes Mal zu viel, der hat sich nicht unter Kontrolle... Philipp (16 J.)

Erstaunlicherweise findet sich zwischen diesen zwei beschriebenen entgegengesetzten Positionen noch eine weitere „übergeordnete“ Haltung. In genügend Aussagen wird festgestellt, dass es in trinkenden Gruppen auch respektiert und akzeptiert wird, wenn jemand dabei ist, der nicht, wenig oder nur leichte Sachen trinkt, sich also nicht an die Gruppennormen hält. Das ist weder ein Ausschlussgrund, noch wird die Person zu einem Verhalten gedrängt. Die Akzeptanz der „Andersartigkeit“ wird innerhalb der Gruppe höher, wenn man schon Teil der Gruppe ist, sozusagen schon länger dazu gehört, bekannt ist und nicht neu dazu kommt.

[Hat es, wenn man nicht so viel trinkt, auch einen Ausschlusscharakter?] Nein, [...] überhaupt nicht. [Aber du trinkst ein bisschen?] Ja, also wenn wir irgendwohin gehen, dann trinke ich auf jeden Fall etwas, aber ich trinke nur Bier [...]

Ja ich weiß nicht, ich muss sagen, mir schmeckt das Zeug eigentlich nicht so. [Ist das respektiert von den Kollegen?] Ja, eigentlich schon. Cosmas und Co. (Sascha 17 J.)

Wenn jemand sagt „ich gehe zwar mit euch aus, aber ich möchte mich nicht betrinken“, dann ist das vollkommen okay... [Dann wird das auch von den Kollegen akzeptiert?] Ja, auch wenn jemand sagt „nein ich rauche keine Zigarette und auch nicht sonst irgendetwas“, dann ist das in Ordnung... Gruppenzwang ist gleich null...Lucki (15 J.)

[Wenn du z.B. einen neuen Freund mitnehmen würdest und der würde von Anfang an sagen, nein, Alkohol interessiert mich nicht, was glaubst du, wie würden die anderen reagieren?] Ganz egal, von denen gibt es viele bei uns, die keinen Schluck Alkohol trinken, weil er ihnen nicht schmeckt. [Dann wird derjenige trotzdem akzeptiert?] Ja, auch fast noch mehr als die anderen. [Gruppendruck?] Nein, bei uns nicht. Pauli (15 J.)

Das Material bringt allerdings auch einen weiteren wichtigen Aspekt zum Vorschein. In einigen Aussagen wird die Meinung vertreten, dass zuerst einmal die Personen mit ihren Verhaltensweisen und Vorlieben schon da sind. In einem zweiten Moment wird die zum eigenen „Style“ passende Gruppe gefunden oder bildet sich um einen. In diesem Sinne geht es nicht um die Suche nach Anerkennung, sondern um das Gefühl, unter Gleichgesinnten zu sein. Zuerst sind die Vorlieben da, die Gruppe bildet sich nachher um die Person. Die Jugendlichen entscheiden sich letztlich selber dazu, dabei zu sein. Sie bringen eine gewisse Bereitschaft mit, die Regeln und eben das Mit-einander-Trinken zu akzeptieren.

Dür et al. (2003) kommen zu einem ähnlichen Schluss, allerdings beim Thema Rauchen. Dür vertritt die Position, dass angesichts der von ihm zitierten Forschungsliteratur, die das Gruppendrucktheorem ins Kreuzfeuer der Kritik nimmt, es bedeutsamer ist, zu fragen, nach welchen Gesichtspunkten Jugendliche sich ihre Peer-Gruppe auswählen bzw. wie innerhalb einer Peer-Gruppe soziale Identitäten entwickelt werden.

[Aber es ist eine Sache in der Gruppe, oder?] Ja, meiner Meinung nach bildet sich die Gruppe erst danach, ich habe immer gesehen, ob du eine Sache machst, Sport, ein Hobby, ob du Drogen nimmst, rauchst, dann kommt die Gruppe, wenn du in eine Gruppe gehst, dann bildet sich die Gruppe um dich herum. Denn als ich Fußball spielte, hatte ich Freunde vom Fußball, jetzt fahre ich Ski und Snowboard und habe Freunde, die auch Ski und Snowboard fahren, und diejenigen, die sich einen Joint drehen, umgeben sich mit Leuten, die Joints drehen. Chicco (17 J.)

Ich trinke nicht, weil die anderen trinken, sondern weil ich Lust habe [...] wenn sie etwas trinken, ist mir auch recht, wir haben schon trotzdem unseren Spaß. [Spielt Anerkennung eine gewisse Rolle, oder ist das auch kein Thema?] Nein, glaube ich nicht. Josi (15 J.)

Ein weiterer wichtiger Grund, ob oder wie weit man den Vorstellungen und Vorgaben der Gruppe entsprechen will, ist die Erfahrung und das Älterwerden innerhalb der Szene. Im Rahmen einer Emanzipierungsdynamik ist gut erkennbar, wie innerhalb weniger Jahre ein Reifeprozess einsetzt, der eben auch dadurch entsteht, dass man als Teil dieser Alkoholszene verschiedene Stadien eines Entwicklungsprozesses durchläuft: Auf die Neugierde folgt die Gruppe und eine Vorstellung von Normalität und Gewohnheit, die sich an der Gruppe orientiert, bis sich schließlich eine persönliche Haltung entwickelt, die auch mit einer zunehmenden Distanzierung von der Gruppe in Verbindung gebracht wird.

[Warum ist dir Alkohol so wichtig, aus welchen Gründen, was macht er?] Ja, das erste Mal, wenn man ausgeht, trinkt man etwas, dann wird das immer mehr zur Gewohnheit, weil die anderen trinken etwas, dann willst du nicht der Asoziale sein, der nichts trinkt, dann wird das Gruppenzwang, irgendwann ist das dann Gewohnheit und du tust das einfach jeden Samstag, also immer wenn man ausgeht, das muss jetzt nicht jeden Samstag sein. Also am Anfang ist es Gruppenzwang und irgendwann schmeckt es dir und du sagst, ja, das gehört jetzt eigentlich dazu [...] Jodok (15 J.)

[Spielt die Gruppe deiner Meinung nach keine Rolle?] [...] Doch sicher, man wird immer von seinem Umfeld beeinflusst, meiner Meinung nach [...] wenn ich zum Beispiel in Afrika, oder sonst irgendwo leben würde, wo Alkohol nicht konsumiert wird, würde ich keinen Alkohol trinken, aber [...] ich glaube, dass Gruppendruck, wenn du in einer Gruppe bist, musst du das tun, das ist, zumindest bei mir, nicht [...] Ich habe Freunde, die trinken, Freunde, die nicht trinken, Freunde, die rauchen oder nicht rauchen, Freunde, die weder trinken noch rauchen und diese werden nicht verarscht oder so [...] im Gegenteil, ich sage ihm oft, super, du hast dich von diesen Sachen ferngehalten, ich schaffe das nicht. [Welche Sachen zum Beispiel?] Mit dem Rauchen aufzuhören, oder am Samstag nicht zu trinken, zu sagen, nein, ich trinke weder ein Bier noch einen Radler, null, nichts, weil ich das nicht will [...] Ja, zum Beispiel [...] zu einem Freund, wenn der nicht raucht [...] sage ich dann oft super, ich schaffe es nicht, oder will es im Moment nicht [...] aber es ist nicht so, dass er gezwungen wird, diese Sache zu tun, im Gegenteil [...] [Es gibt keine Gruppenzugehörigkeit, die sich auf den Konsum bezieht?] Nein [...] vielleicht bei den Jüngeren, weil ich sehe es bei meinem Bruder. [Wie alt ist dein Bruder?] Er ist 15. Er erzählt mir oft, dass er ein Trottel ist, weil er dieses und jenes nicht macht [...] möglicherweise habe ich das auch getan, als ich jünger war, vielleicht habe ich auch gesagt, sieh dir den an, der geht nicht aus, der ist ein Trottel [...] meiner Meinung nach denkt man mit der Zeit anders über bestimmte Dinge, vielleicht sagt man dann, dass der andere intelligent war, man selbst hingegen dumm. Bono (18 J.)

5.1.3.5 Angenehme Gefühle hervorrufen

Häufig kommen Aussagen, die das Dasein und Konsumieren in der Gruppe mit angenehmen emotionalen Empfindungen verknüpfen. Unter anderem wird das Trinken mit dem gemütlichen Ausklingen des Tages oder der Woche verbunden. Es dient der Entspannung nach einem anstrengenden Schul- oder Arbeitstag oder gehört mit zu Belohnungsritualen des Wochenendes.

Das kann an öffentlichen Orten wie Bars oder Pubs stattfinden, wo man sich mit Freunden trifft, redet und etwas konsumiert. Es können aber auch Treffpunkte sein, die nur die Gruppe kennt: Plätze in Parks oder im Wald, abgelegene Orte, private Wohnungen, Garagen oder Keller.

Was mir gut passt, das ist in einem Lokal, in einem Pub, in einer Bar, irgendwo, wo ich drinnen bin, wo auch ein bisschen etwas los ist. [Im Jugendzentrum würdest du dich nicht so wohl fühlen?] Nein, das hängt davon ab, wenn es ein Jugendzentrum ist, wie eine Bar, so wie früher im „Jungle“ [ein Jugendzentrum in Meran. Anm. d. Verf.] und du mit deinen Kollegen immer dort bist, dann hat das denselben Effekt. Jodok (15 J.)

[Wenn du jetzt mit den Kollegen etwas trinken gehst, was ist das dann für ein Gefühl?] Ja, es ist irgendwie schon angenehm, überhaupt wenn viele Leute da sind, dann ist es schon gemütlich, so in einer Gruppe, dann redet man halt auch. Josi (15 J.)

Alkohol eher in geringen Maßen, also eher selten, also zu besonderen Anlässen, wenn jemand Geburtstag hat oder so, dann eskaliert es leichter, aber so jedes Wochenende eher nicht und auch Marihuana und Cannabis wird nicht regelmäßig jeden Tag oder jedes Wochenende, sondern vielleicht zwei, drei Mal im Monat [konsumiert, Anm. d. Verf.], ich würde es nicht Sucht nennen, sondern, dass man sich einfach anders fühlt, dass man sich gestärkt fühlt, wenn man das tut. Marvin (20 J.)

... es gibt da einen versteckten Platz, wenn du es nicht weißt, dann kommst du nicht einmal leicht da hin. Dort fahren wir hinunter, hocken uns gemütlich hin, reden miteinander, lassen ein bisschen Musik gehen und es passt [...] gemütlich den Tag ausklingen lassen. Der eine nimmt Zigaretten mit, der andere [...] wenn irgendetwas vorgefallen ist, könnte es länger dauern, du nimmst Zigaretten mit oder Bier, es ist nicht um sich zu betrinken, genau das Gegenteil, man nimmt etwas mit, damit man etwas zu trinken hat, so halt, dann sitzt du unten, redest miteinander und irgendwann später passt es und dann geht man nach Hause. Lucki (15 J.)

Samstag ist für mich mein verdienter Tag für die ganze Woche Schule gehen. Dann denke ich mir, kann ich es mir gut gehen lassen, am Nachmittag etwas trinken, oder wir gehen essen mit den Eltern, dann richte ich mich irgendwann her, dann gehe

ich mit der Freundin aus, einmal mit der Freundin, einmal mit Kollegen, wen man halt trifft [...] Ja, dauert oft halt länger, oft bis vier, oft auch nur bis eins. Jana (18 J.)

5.1.3.6 Frust bekämpfen

Psychoaktive Substanzen dienen hauptsächlich zur Steuerung der psychologischen Befindlichkeit. Diese gängige Hypothese aus der Suchtforschung (Uchtenhagen, Zieglgänsberger 2000) findet in den Aussagen der Interviewten Bestätigung: Bei Problemen, Überforderung, schlechten Gefühlen und nach ungunstigen Erfahrungen wird Alkohol als Lösungsstrategie eingesetzt; man trinkt bis man es nicht mehr schafft oder nicht mehr an die Probleme denken muss. Zu den Belastungen zählen Leistungsdruck, Schulfrust und Schulversagen, Beziehungsschwierigkeiten, Streit in der Familie, stressende Eltern, Konflikte mit dem Freund oder der Freundin und Liebeskummer.

Im öffentlichen Diskurs ist dieser Erklärungsansatz weit verbreitet.⁸ Im weitesten Sinne bestätigt sich hier auch die Selbstbehandlungshypothese von Khantzian (1985), dass psychoaktive Substanzen zur Problemlinderung eingesetzt werden, auch wenn es bei den befragten Jugendlichen nicht so weit gekommen ist, dass sich eine sekundäre Substanzabhängigkeit entwickelt hat.

Zwischendurch gibt es einen Tag, an dem es dir einfach schlecht geht, wie gesagt, Beziehungsprobleme, mit den Eltern, in der Schule, alles Mögliche und dann sagst du, heute trinke ich mal, bis ich es nicht mehr schaffe zu stehen. Solche Tage gibt es schon auch. Jodok (15 J.)

Von denen, die ich kenne, die weitermachen, sagen es dir getrost [...] zumindest am Wochenende will ich nicht an mein Probleme denken, und dann [...] trinken sie und drehen sich Joints. Chicco (17 J.)

8 Zusammenhänge lassen sich auch zur HBSC-Studie (Autonome Provinz Bozen, 2011) herstellen: In der Gruppe der Schüler/innen, die wegen ihrer schulischen Arbeit keinen Stress empfinden, finden sich mehr als doppelt so viele, die nicht trinken (69,7%) als bei denen mit hohem Stressempfinden (31%). Zählt man alle zusammen, die mehr als eine einmalige Rauscherfahrung hatten, so erreicht man bei den sehr guten Schüler/innen einen Wert von 3,3%, bei den guten Schüler/innen sind es 8,3%; bei den Schüler/innen unter dem Durchschnitt verzehnfacht sich der Wert im Vergleich zur ersten Gruppe auf 32,7%.

[Warum Alkohol trinken?] Frust von der Schule, weil es eine Überforderung sein könnte, zum Beispiel ab der 2. Klasse Englisch lernen, es wird zu viel von den Leuten verlangt, die Eltern wissen selbst nicht mehr, wie sie in der Jugendzeit waren und verlangen von ihren Kinder Gehorsam, Disziplin. Cosmas und Co. (Christoph 17 J.)

Die einzige Situation, in der ich trinke ist, wenn ich mit meinem Vater streite und nun habe ich mir überlegt, dass ich nicht mehr trinken will [...] also trinke ich nur dann, wenn mein Vater mit mir streitet, und so, wenn ich nicht mehr trinken möchte, dann höre ich auf, mit meinem Vater zu streiten [...] es ist nur so, dass nicht einmal so, also, das letzte Mal, als ich mit meinem Vater stritt, war gestern, und auch vorgestern, der Tag davor und davor. [Also trinkst du immer?] Ja. Salvatore (17 J.)

[Hast du schon mal aus Frust getrunken?] Ja, wenn ich mit dem Freund zu streiten hatte [...] einfach so, damit ich halt vergesse, was davor war [...] irgendjemand geht immer mit. Angie (15 J.)

Allerdings kommt durch die Interviews auch ein anderer Aspekt zum Vorschein: Es besteht auch Kenntnis über die geringe Wirksamkeit der auf Alkohol fokussierten Lösungsstrategie. Das „Frustsaufen“ hilft nicht bei der Lösung von Problemen, am Ende werden sie oft noch größer. Es braucht wenn schon andere Strategien.

Also, wenn ich jetzt mit meiner Freundin gestritten habe, oder was auch immer, sie hat Schluss gemacht, ich habe Schluss gemacht und mir geht es schlecht, dann sage ich schon, heute geht es mir schlecht, jetzt trinke ich meinen Kummer weg, also Frustsaufen sozusagen. [Und dann geht es dir besser?] Nein. Jodok (15 J.)

[Frusttrinken?] ...es war so, in meinem Kopf schwirren oft solche Gedanken herum, aber mein Verstand kommt dann daher und schlägt diese Gedanken wieder weg, weil er sagt „was bringt es dir eigentlich, wenn du jetzt besoffen bist, du hast danach noch mehr Probleme“ und dann ist es besser, man reagiert sich irgendwo anders ab oder man lenkt sich mit etwas anderem ab... [Und hast du dich unter Kontrolle, dass du auch wirklich etwas anderes tust?] Ja. Philipp (16 J.)

[Wenn es dir einmal nicht gut geht, könntest du dir dann vorstellen Alkohol zu trinken?] Ja. [Ist das schon mal passiert?] Ja, das ist schon mal passiert. Gebracht hat es aber doch nichts. Jana (18 J.)

In anderen Aussagen wird Frusttrinken als Strategie eindeutig abgelehnt. Hier verliert die Substanz, zumindest bezogen auf ihre Wirksamkeit auf das Auflösen von negativen Gefühlen, ihre weiter oben im Kapitel beschriebene Funktion. Es besteht Kenntnis darüber, dass durch das Trinken die eigenen Sorgen nicht kleiner werden. Es geht als nicht nur, oder nicht immer, um intrapsychische Regulation.

[Reagierst du dann auch mit Alkohol oder mit Rauchen?] Nein das nicht. Zorn musste ich noch nie mit Alkohol oder Rauchen kompensieren. Also nicht, dass ich Frustsaufen gegangen wäre, das bin ich noch nie. Cosmas und Co. (Christoph 17 J.)

[Gab es schon Momente, wo du oder deine Kollegen schon einmal aus Frust getrunken haben?] Nein, eigentlich nie ... trinken sicher nie. Josi (15 J.)

[Wenn du jetzt Probleme hättest, könntest du dir vorstellen, jetzt auch mal auszugehen und zu sagen, so, jetzt saufe ich, weil mir geht es einfach scheiße?] Ich denke nicht, ich würde es vielleicht sagen, aber ich denke nicht, dass ich es schaffen würde, weil ich würde mir Gedanken machen, wie es danach weitergehen würde, wenn einem richtig schlecht ist, oder man sogar ins Krankenhaus kommt, das möchte ich nicht. Marie (14 J.)

...und ich tu diese Sachen, um Spaß zu haben. Also es geht mir nicht darum, meine Sorgen zu lösen. Noemi (19 J.)

Ebenso kamen andere Lösungsstrategien zur Sprache, etwa Sport betreiben, das Problem direkt angehen, sich ablenken bzw. abreagieren oder nachdenken und verstehen.

Also wenn ich Stress habe, dann gehe ich fliegen. Matti (15 J.)

[...] also ich habe verstanden, dass diese Reaktion [trinken aus Frust] keine Lösung des Problems mit sich bringt, [...] es bleibt immer da und wartet auf dich [...] also ist es besser, das Problem in Angriff zu nehmen und zu sagen, ja, es geht mir schlecht, aber früher oder später geht das wieder vorbei. Bono (18 J.)

[Manche sagen, wenn alles schief läuft, brauchen sie das.] Ja, das ist schlecht, ich glaube, das ist sicher nicht gut. Weil wenn man dann wieder zurückkommt, dann ist alles noch viel stärker. Das habe ich nie getan, da bin ich eher mal zu Hause geblieben oder ich bin mal alleine essen gegangen und habe nachgedacht, warum das überhaupt passiert, ich meine, das passiert nicht einfach so. Pauli (15 J.)

5.1.3.7 Allgemeine Gründe für den Alkoholkonsum

a) Alkohol gehört dazu

Der kontrollierte Konsum von legalen – bei einem kleineren Teil der Befragten auch von illegalisierten – Substanzen wird als Bestandteil der eigenen Freizeitgestaltung angesehen. Alkohol gehört dazu, beim Ausgehen, beim Treffen mit Freunden, es ist normal ihn zu trinken, zumindest ein wenig.

Wenn man ausgeht, gehört es irgendwie dazu etwas zu trinken, es muss jetzt nicht immer brutal viel sein. Jodok (15 J.)

Sagen wir mal so, Trinken ist keine Sache, die man immer macht [...] bei uns hängt es immer vom Abend ab. Es gibt jene Abende, an denen man den einen oder anderen Cocktail trinkt oder auch das eine oder andere Bier, dann gibt es auch jene Abende, an denen man weniger trinkt, nur ein Bier, oder wenn ich mit dem Auto fahre, dann trinke ich auch gar nichts, also hängt es immer vom Abend ab, aber Alkohol wird normalerweise immer konsumiert. Bono (18 J.)

In einigen Berichten kommen auch Rückmeldungen, in denen unter „normal“ das Trinken von größeren Mengen Alkohol verstanden wird.

Ja, der Konsum ist eigentlich schon ein wenig höher... also man trinkt schon mehreres, viel. Ja das ist halt bei allen so, das macht eigentlich keinen Unterschied, ob Mädchen oder Junge [...] [Und das gehört bei euch einfach dazu, dass ihr mehr trinkt miteinander?] Ja, das ist eigentlich normal. Stefan (17 J.)

[Wie kommt es dazu, dass du mit deinen Kollegen etwas trinkst?] Beim Ausgehen ist es einfach so, für die Stimmung sozusagen ... man geht irgendwo hin, dann trinkt man einen mit den Kollegen, dann kommt der nächste und man trinkt wieder einen ... und so halt, bis man irgendwann halt ein wenig zu viel hat. Josi (15 J.)

Da muss man schon dazusagen, dass Saufen heute Jugendkultur ist, in der Disco, bei Hausfeten, überall wird nur getrunken. Cosmas und Co. (Cosmas, 20 J.)

„Nicht normal“ scheint es, nichts zu trinken. Das bestätigen auch die quantitativen Forschungsergebnisse. Laut Südtiroler HBSC-Studie (Autonome Provinz Bozen, 2011) sind die 15-Jährigen, die nie trinken, mit 14,3% eindeutig in der Minderheit.

Die Tendenz zur Polarisierung lässt sich in diesem Sinne in den Erzählungen der Interviewten nicht wiederfinden. Weder verringern diejenigen, die moderat trinken, ihren Konsum, noch steigern diejenigen, die viel und intensiv trinken, Trinkhäufigkeit und -menge. Eher scheinen sich alle nach mehr oder weniger intensiven Rauscherfahrungen zu kontrollierten Konsumenten zu entwickeln.

Ich muss ausgehen, da sind die Kollegen, wir haben Spaß, und die Mutter sagt dann, ihr tut doch nur rauchen und saufen, ja Entschuldigung, aber manchmal gehört das halt auch dazu [...] kein Mensch hockt daheim brav in einem Eck, also ich kenn keinen Mensch, keinen einzigen, aber sie (die Erwachsenen) meinen das so. Melanie (15 J.)

Nein, also gar nicht ist von mir aus gesehen nicht normal, also jetzt bei einem Mal ausgehen schon, aber nie, das habe ich noch nie gesehen. Matti (15 J.)

Auch kommen Rückmeldungen, die das Trinken mit besonderen Anlässen koppeln, es mit einer gewissen Feier oder Einladung verbinden, mit Geburtstagen, Einweihungen, Partys. Auch hier ist „nichts trinken“ als Alternative selten angesagt. Es findet sich in keinem Interview der Hinweis, dass ein Trend hin zum Überhaupt-nichts-Trinken erkennbar wäre, außer für gewisse Momente oder definierte Zeiträume, sozusagen als „time out“.

Das ist bei uns nicht so [...] entweder wir haben etwas zu feiern, [...] Geburtstag [...] aber einfach so sinnlos sich besaufen, tut bei uns eigentlich niemand. Angie (15 J.),

... ich brauche nicht täglich Alkohol, ich habe kein Problem damit auszugehen, ohne irgendetwas Alkoholisches zu trinken... ich habe auch sonst Spaß und wegen ab und zu... einmal hat jemand Geburtstag, einmal steigt eine Party... einmal das neue Motorrad einweihen... [Zu besonderen Anlässen?] Ja, es ist nicht so, dass man sagt „morgen ist Samstag, ich muss mich betrinken“ ... [...] Lucki (15 J.)

Manchmal machen sich die Leute aus, so heute gehen wir trinken oder ...heute gehen wir „Festa“ machen, heute gehen wir uns betrinken. Marvin (20 J.)

b) Spaß

Mit Alkohol kann man sich besser unterhalten, Spaß oder „mehr Spaß“ haben. Diese Aussage kommt in jeder Statistik, in vielen Studien und Medienberichten als eine der zentralen Begründungen für jugendliches Trinkverhalten vor.⁹

Auch bei den Interviews mit den jungen Männern und Frauen in dieser Forschungsarbeit war der „Spaß mit Alkohol“ ein zentrales genderübergreifendes Gesprächsthema. Mit Alkohol ist man besser gelaunt, lustiger und hat in der Gruppe und beim Feiern mehr Spaß.

[Was macht den Unterschied aus, damit du trinkst oder nicht trinkst?] Ja, man ist dann einfach besser gelaunt, kommt mir vor [...] manchmal ist es lustiger, wenn alle ein wenig angetrunken sind, dann hat man einfach viel mehr Spaß... Marie (14 J.)

[Welches Motiv hast du, wenn du ausgehst und trinkst?] ... Ja, um Spaß zu haben. Wenn man trinkt, hat man immer mehr Spaß als nüchterner. Matti (15 J.)

[Warum wird dann getrunken, einfach um Spaß zu haben?] Ja, einfach so um Spaß zu haben und halt mal feiern zu gehen. Angie (15 J.)

9 Siehe dazu beispielsweise die vom Landesinstitut für Statistik der Autonomen Provinz Bozen herausgegebenen Jugendstudien 2004 und 2009.

Allerdings sind die Dinge auch für diese Kategorie nicht so richtig eindeutig. Es gibt nicht die einfache Formel „Alkohol=Spaß“, so wie sie für den jugendlichen Kontext oft, auch aus wissenschaftlichen Quellen, verkündet wird. Die aus den Erzählungen konstruierte Wirklichkeit ist komplexer. Es finden sich bei den Rückmeldungen viele Nuancen, Differenzierungen, Abschwächungen und zum Teil auch Ablehnungen.

Exemplarisch für die auch in punkto Spaß bestehende Ambivalenz ist die folgende Interviewpassage eines 15-jährigen Burschen.

Es ist schon cool. Es macht wirklich Spaß, oder wenn du ein Bier trinkst und Musik hast und Mädchen und etwas zu reden, ist das einfach super [...] braucht man nicht mehr. Das tu ich gern. Ja, schon fast jeden Tag ein Abenteuer, aber es geht natürlich auch ohne Alkohol [...] ich meine jeden Tag sind wir nicht dort und trinken uns einen an, bis wir umfallen, sondern wir sind auch oft da und haben gar nichts und haben trotzdem „ewigen“ Spaß. [Du sagst, du hast die gleichen Erfahrungen auch ohne Alkohol gemacht?] Ja sicher [...] Ich war immer schon einer, der immer wenig, wenig, wenig getrunken hat [...] wenig hingegen zu anderen. Pauli (15 J.)

Ein wichtiger Aspekt ist die Dosierung: Spaß mit Alkohol kann heißen wenig und dosiert zu trinken. Es kann damit aber auch gemeint sein, sich bis zum Rausch zu betrinken.

[...] es kann auch zwischendurch ganz wenig sein, dass man grad so ein bisschen „angestochen“ ist und dass man seinen Spaß hat. Jodok (15 J.)

Sonst so Sachen, wie Kirchtag in xxx [...], das war dann schon lustig, da ist es schon aufgegangen, man war selbst auch betrunken, aber das macht einfach irgendwie Spaß, das ist dann schon lustig. Noemi (19 J.)

Ein weiterer Aspekt ist das eigene situative Empfinden. Fühlt man sich schlecht oder ist die Stimmung in der Gruppe atmosphärisch schlecht, wird mit Alkohol die Befindlichkeit nach „oben“ gesteuert.

[Und wie sieht so ein Ausgehabend aus im Detail?] Zuerst einmal schauen, wer alles da ist, kommt darauf an, wie scheiße es ist, desto mehr hast du getrunken...

Das Erzählte spricht

[Was ändert sich dann, wenn du getrunken hast, wenn der Abend scheiße ist?] Ja, du wirst irgendwie im Kopf leichter und dir ist es gleichgültiger, du hast mehr Spaß. Jana (18 J.)

Wenn dann auch noch eine schlechte Musik läuft, dann wird auch viel mehr getrunken, das ist ja ganz logisch [...] man versucht halt trotzdem Spaß zu haben und wenn eine schlechte Musik ist und die Leute schlecht drauf sind, dann wird auch kein Spaß sein. Dann wird mehr getrunken und dann wird es immer lustiger. Pauli (15 J.)

In einigen Rückmeldungen wird die Kombination „Alkohol und Spaß“ auch abgelehnt, weil sie als nicht passend zum eigenen Erleben empfunden wird.

[Welcher Typ bist du?] Ja bei einer Auto- oder Motorradeinweihung geht es schon in Ordnung... [Wie ist aber dein Konsumverhalten?] Direkt ein Blackout hatte ich nur einmal, für ungefähr zwei Stunden... [Also bist du nicht der Typ, der sich total volllaufen lässt?] Nein, komplett nicht. Lucki (15 J.)

... hingegen danach war es eine längere Zeit so, dass ich oft in die Disco gegangen und sogar das Freigetränk nicht getrunken habe, weil sich mir einfach die Frage stellte, warum ich unbedingt immer trinken müsse, um mich zu amüsieren, also folgte eine Zeit, in der ich fast komplett mit dieser Sache aufgehört habe [...] Bono (18 J.)

[Spaß beim Ausgehen?] Ja [...] und mir ist es dann meistens eher schlechter gegangen. Cosmas und Co. (Sascha 17 J.)

c) Neugierde

Neugierde ist ein weiteres Motiv, das geschlechterunabhängig häufig genannt wurde. Neugierde spielt v.a. in der Anfangsphase eine wichtige Rolle, wo sich Jugendliche der Szene nähern oder in neue Gruppen aufgenommen werden. Man will selber spüren und ausprobieren, wie Alkohol schmeckt und welche Wirkung er hat.

[Motive?] Einfach ausprobieren, wie es schmeckt, wie man reagiert, man hört immer wieder „du trinkst ein Bier und dann bist du schon besoffen“ ... einfach, ja selber ausprobieren [Neugierde?] Ja, genau...Philipp (16 J.)

... [was meinst du mit „eine andere Lust?“] Ja, wie soll ich die beschreiben, man ist schon auch nervös und neugierig, aber es ist einfach ... das wäre jetzt angenehm zu probieren, dass man weiß, wie es ist ... schon auch Neugierde, aber auch etwas anderes ... das kommt einfach so ... Josi (15 J.)

[Was war damals das Motiv?] ...ja ich bin damals eben das erste Mal ausgegangen... ich war wahnsinnig neugierig und habe mir gedacht „schnell einmal ein wenig probieren“, aber dann war es doch ein wenig zu viel... Marie (14 J.)

[Spielte Neugierde auch eine gewisse Rolle?] Ja, das auf alle Fälle... Weil sie viel erzählt haben und man dann auch die Erfahrung machen möchte und wenn man dann mit ihnen zusammen ist und die Eltern nicht da sind, dann nutzt man es eben aus... Jana (18 J.)

Neugierde ist stärker als die Scheu. Manchmal ist sie auch stärker als die Warnungen, die Erwachsene setzen. Auch wenn Jugendliche den Erwachsenen glauben, dass überhöhter Konsum nicht gut tut, wollen sie die Erfahrungen dennoch selbst machen und erspüren.

Ich weiß, wie es bei mir war: die Leute sagen, „mach das nicht“ und ich wollte es tun, weil ich wissen wollte, wie das ist und wieso sie mir das verbieten... [Wer riet dir zum Beispiel dazu, das nicht zu machen?] Mein Onkel, er ist 10 Jahre älter als ich ... mit ihm habe ich oft geredet und er sagte „ich habe es probiert, aber probier du es ja nicht“ – gerade deswegen will man es probieren, weil man sehen will, was das mit dir macht. Marvin (20 J.)

In einigen Aussagen vermischt sich jugendliche Neugierde mit Mutproben, die in der Gruppe gemacht werden.

[Als du das erste Mal getrunken hast, was war da deine Motivation?] Ich wollte einfach wissen, wie das ist ... [Neugierde?] Ja, Neugierde, wie schmeckt das und so ... da war ich eh noch kleiner ... da haben wir eine Schnapsflasche bei der Oma daheim gefunden, dann sind wir in den Wald hinauf, es ist dann eher etwas blöd hergegangen, weil wir wussten nicht, welcher Schnaps in der Flasche war, und dann haben wir herausgefunden, dass es ein Treber war, da waren wir 12 [...] dann hat uns die Polizei erwischt [...] aber es ist eigentlich alles noch gut ausgegangen. Josi (15 J.)

5.1.3.8 Rausch und Entgrenzung

[Was bedeutet für dich sich zu betrinken?] Es bedeutet für mich, dass die Realität unter Anführungszeichen sich „auflöst“, wenn du trinkst, jedenfalls siehst du sie eher nach deiner Vorstellung, wenn du trinkst bist du jedenfalls viel offener gegenüber anderen Personen [...] du bist viel offener, dir fallen Blödsinne ein, die du anstellen könntest [...] du bist witziger. Bono (18 J.)

Alkohol trinken bis zu einem Zustand der Berausung ist ein in den Interviews viel besprochenes Thema. Wie werden die Rauscherfahrungen bewertet? Welche Bedeutung wird ihnen zugeschrieben? Gibt es so etwas wie eine Reflexion der gemachten Erfahrungen, die zu einer weiteren Entwicklung führt?

Die gesammelten Aussagen lassen viele Facetten zum Vorschein kommen. So scheint es einigen Interviewten wichtig, eine gewisse Kontrolle trotz Berausung behalten zu können: Einerseits ist der Rausch an gewisse Zeiten, z.B. die Wochenenden oder unregelmäßige Abstände gebunden, andererseits sollte auch das mit Rauschzuständen verbundene Risiko kalkulierbar bleiben. Weiters sind die Rauscherfahrungen verbunden mit bestimmten Orten: Bars, Pubs, Partys, Feste.

Alkohol trinken wir nur am Wochenende, wir sind noch nie an dem Punkt angekommen, an dem wir uns am Morgen oder am Nachmittag betrinken mussten. Immer nur am Wochenende [...] Wir betrinken uns, wir treffen uns alle in derselben

Bar und trinken, dann gehen wir in die Disco, es ist nicht so, dass wir total betrunken sind, denn es lohnt sich nicht. Edi (18 J.)

Ich habe meinen Rausch gehabt, ich habe meinen Joint geraucht, was weiß ich, ich habe draußen geschlafen, ohne meinen Eltern etwas zu sagen, aber immer in Grenzen, ich habe riskiert, okay, aber nichts, mit dem man sich jetzt umbringen könnte. Bono (18 J.)

Auch bildet sich aus den Berauschungserlebnissen – bei manchen bald, bei anderen nach einer bestimmten Zeit – ein gewisser Lerneffekt, der so ähnlich wie beim Alkoholtrinken selbst zu einem Wissen über die eigenen Rauschgrenzen und einem kompetenteren Umgang führt. Man beginnt zu wissen, wie weit man gehen darf, weil man „drüber war“, sich übergeben musste, es einem schlecht ging oder man nicht mehr wusste, was man tat.

Ab meinem 16. Geburtstag, als ich mich übergeben musste, wusste ich, wo die Grenze ist... [Und seitdem kennst du deine Grenzen?] Ja, es kommt schon noch vor, dass es mir manchmal total schlecht geht, aber nie so viel, dass es gar nicht mehr gehen würde. Jana (18 J.)

[Wann hast du das erste Mal Alkohol getrunken?] ... Im November... da kannte ich noch nicht meine Grenzen, dann war es ein wenig zu viel und mir ging es echt schlecht... ich musste mich übergeben, aber ich habe daraus gelernt und meine Grenzen erfahren... sobald ich es ein wenig spüre, nicht mehr zu viel und so schnell wie möglich aufhören zu trinken... Marie (14 J.)

[Hat diese Erfahrung in dir etwas bewirkt?] Ich muss sagen, seit diesem Zeitpunkt habe ich mir vorgenommen, dass es nicht mehr so weit kommt und ich habe mir auch vorgenommen, dass ich nie wirklich betrunken sein möchte, dass man es wirklich nicht mehr checkt und so... das habe ich mir vorgenommen... Ich sehe einfach keinen Sinn dahinter, mich volllaufen zu lassen... gemütlich eines trinken gehen, Spaß haben, ein Bierchen genießen ist ja in Ordnung, aber jetzt wirklich so viel trinken, dass man nichts mehr checkt, das ist nichts, ich sehe dabei einfach keinen Sinn. Philipp (16 J.)

Diese Aussagen unterstützen die These von Martinic und Marsham (2008), dass jugendliches Rauschtrinken einen Versuch, „controlled loss of control“ zu praktizieren, darstellt. Dabei sind zwei Ziele für die Jugendlichen von Bedeutung: zum einen sich zu betrinken und zum anderen gleichzeitig in Sicherheit zu sein. Diese Fähigkeit zur Balance hängt stark vom Kompetenzerwerb und Reifegrad des Umgangs mit Alkohol ab, was auch durch die vorliegenden Interviews bestätigt wird.

Trotz Erfahrungswerten kann es aber geschehen, dass es zu weiteren Entgrenzungen kommt. Auch hier kommt die Ambivalenz wieder zum Ausdruck: zum einen die Vermeidung von weiteren Berausungen bzw. die Suche nach kontrollierten Rauscherfahrungen, zum anderen der Kontrollverlust.

[Was hat die Erfahrung in dir ausgelöst?] Das tu ich nie mehr, hab ich mir gedacht, aber das tut man ja doch nicht. Leonhard (17 J.)

[Und ein Vollrausch interessiert dich auch nicht] Nein. [Richtig dosieren interessiert dich.] Ja, das ist mir wichtig [Und wenn du einmal zu viel hattest, dann hast du dich vercheckt.] Ja, am nächsten Tag weiß ich es, am nächsten Tag erzählen mir die Kollegen, was ich getan habe. [Aber ist das für dich ein Unfall?] Ja. [Dass du zu viel bekommen hast?] Hm.. es sind die Getränke, von denen du immer mehr willst, du kannst keine Ruhe geben, zum Beispiel beim Flieger [...] Melanie (15 J.)

Einige Aussagen bewerten die Rauscherfahrungen im Nachhinein eher negativ. Man benimmt sich daneben, sagt Dinge oder macht Sachen, die man nachher bereut. Letztlich kann das auch dem eigenen Ansehen in der Gruppe schaden.

[Du sagst, es darf nicht sein, warum nicht?] Weil ich das nicht will, wenn ich wenig trinke, dann geht es mir am nächsten Tag gut, ich weiß, was ich gesagt habe und alles andere, das passt mir besser. [Also wäre es für dich schlimm, wenn du von deinen Kollegen am nächsten Tag hören würdest, was du anscheinend alles gesagt hast?] Nicht angenehm, sagen wir mal so, und zu oft auch schlimm. Leonhard (17 J.)

... Ja, es war schon komisch, am nächsten Tag erzählen sie dir dann alles und du denkst, nein, das habe ich sicher nie getan [...] beim Tanzen so blöd getan oder so. Angie (15 J.)

Keine Ambivalenzen tauchen hingegen auf, wenn es um das Komasaufen geht. Dieser Begriff wird unisono abgelehnt, im Sinne, dass die Alkohol-überdosierung nicht gesucht wird, sondern, falls es passiert, es nicht mit dieser Absicht geschah. Keiner will gezielt trinken bis zum Umfallen oder sich freiwillig ins Koma trinken, um nachher in die Erste-Hilfe-Station des Krankenhauses eingeliefert zu werden.

Manchmal spielen aber Dynamiken in der Gruppe oder persönlich belastende Probleme eine gewichtige Rolle.

Ich glaube, dass keiner im Koma liegen will. [...] Ich glaube, es kann nie ein cooles Gefühl sein, sich den Magen auspumpen zu lassen... der Begriff Komasaufen ist, glaube ich, von den Medien erfunden worden, um die Jugendlichen da wieder einmal schlecht zu machen, um zu sagen, die Jugendlichen sind alles Säufer, sie nehmen Drogen und hin und her. Ich glaube, dass wenn Komasaufen ist, dann der Gruppendruck mitspielt, dass da auch Probleme mitspielen können, dass einer sagt, ja heute ist mir alles scheißegal, heute ist alles schief gegangen, heute lass ich mich volllaufen, dann geht es über die Grenze. Philipp (16 J.)

... aber da habe ich das nicht gewollt, sie haben mir puren Alkohol mit Fruchtsaft eingeschenkt und danach ging es mir sehr schlecht. [Wusstest du nicht, dass es so viel war?] Nein, denn ich hatte bereits einiges getrunken, also habe ich es nicht mehr geschmeckt. [...] Viele meiner Freunde haben mich noch nie betrunken gesehen. Ich habe gesehen, dass ich mich viel zwischen 14 und 16 betrunken habe und dann habe ich schließlich aufgehört. Chicco (17 J.)

[Zum Begriff „Komasaufen“: Glaubst du, dass jemand sagt, so heute gehe ich mich ins Koma saufen?] Vielleicht sagen sie nicht, dass sie sich ins Koma saufen, aber sie sehen wahrscheinlich nicht die Grenzen, wann es zu viel ist ... es passiert fast jedes Wochenende, dass Leute nicht mehr wissen, was alles passiert ist, dann wachen sie einmal auf und wissen am nächsten Tag nicht, wo sie sind und so, das passiert oft,

aber ich glaube nicht, dass es ein Ziel ist, das man so viel trinken will, dass man im Krankenhaus landet. Marvin (20 J.)

[Komasaufen?] Ja, ich habe es einmal mitbekommen und seit damals ist fertig bei mir [...] Ja, da haben sie richtig gesoffen und konnten dann nicht mehr aufstehen, haben sich übergeben und nein, das tu ich sicher nie. Marie (14 J.)

In den Interviews finden sich keine Hinweise für die Sensationensuchtheorie von Zuckermann (1979), d.h. es gibt keine Aussagen, die über ein stabiles Bedürfnis nach neuen und ungewöhnlichen Reizen berichten, bei gleichzeitiger Bereitschaft, dafür soziale und physische Risiken in Kauf zu nehmen. Auch für die von Stumpp et al. (2009) vertretene These, dass Jugendliche vielfältigen Belastungen ausgesetzt sind und sie deshalb mit Hilfe von Rauschtrinken versuchen in ihren Lebenswelten Kohärenz herzustellen, konnte keine Bestätigung gefunden werden.

5.2 Soziales Umfeld

5.2.1 Freunde

In praktisch allen Interviews kommt irgendwann das Thema der Freunde und der Kollegen zur Sprache. Freunde begleiten den/die Einzelne/n in der Freizeit und unterstützen ihn/sie bei den alltäglichen Problemen, etwa zu Hause in der Familie oder in der Schule. In den Gesprächen kommt immer wieder zum Ausdruck, dass Freundschaften von hoher Wichtigkeit sind.

Also, ein Kolleg ist für mich jemand, den ich schon lange kenne [...] zu dem ich ein gutes Verhältnis habe, mit dem ich gut klarkomme, mit dem ich meine Probleme besprechen kann. Jodok (15 J.)

[Du hast gesagt, dass deine Freunde sehr wichtig waren.] Ja, denn in den dunkelsten Momenten, als ich Probleme in der Familie hatte und so, haben meine Freunde mir immer geholfen. Wahre Freunde, die immer an deiner Seite sind, sind selten. Die Freunde und fertig. Chicco (17 J.)

Also meine Kollegen sind im Moment wirklich das Einzige, das mich wirklich glücklich macht [...] weil sonst bin ich einfach nur den ganzen Tag frustriert, wegen daheim und weil ich einfach keine Arbeit finde. Noemi (19 J.)

Ja, die Freunde habe ich immer gebraucht, aber das was ich jetzt tue, habe ich früher mit meinen Freunden natürlich nicht getan, aber die Freunde waren immer ein wichtiger Teil und [...] ich habe einen großen Freundeskreis. Caro (18 J.)

Freunde erlauben es, dass ein Gefühl der Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit entsteht. Unter Freunden erlebt man sich angenommen und akzeptiert. Man kann so sein, wie man ist.

[Also fühlst du dich in der Gruppe aufgehoben?] [...] Gegen mich würden sie nie gehen, weil das gehe ich auch nicht. [Also habt ihr ein gutes Zusammengehörigkeitsgefühl?] Ja. Matti (15 J.)

Es geht aus diesem Kreis nicht hinaus. [Also fühlst du dich aufgehoben?] Ja, doch. Ich lege für sie die Hand ins Feuer und sie für mich, das getraue ich mich zu wetten. Lucki (15 J.)

Jetzt im Moment habe ich schon ein Zugehörigkeitsgefühl, wie ich es noch nie gehabt habe, weil ich richtig akzeptiert werde. Noemi (19 J.)

Freunde respektieren den/die Einzelne/n und nehmen ihn/sie, wie er/sie ist. Freunde unterstützen eine/n, gerade in jenen Bereichen, wo er/sie sich schwach fühlt. Man kann reden, es wird zugehört, man wird verstanden und fühlt sich respektiert.

[Was hast du gesucht?] Etwas anderes, Leute, die mir zuhören, die auch verstehen, was ich sage, oder zumindest zuhören, das ist auch schon mal viel [...] hier im Kollegenkreis ist ein gegenseitiger brutaler Respekt, da wird selten jemand bei den Eiern genommen. Cosmas und Co., (Christoph 17 J.)

[Was wünschst du dir für die nächsten Jahre?] Ich bleib in meinen Kreisen, jetzt für die nächste Zeit halt sicher noch. [...] Ich habe auch mit Leuten mit derselben

Einstellung zu streiten gehabt, aber sobald man sieht, dass es jetzt kurz vor dem Durchbrennen ist, dann redet man danach weiter, geht eine rauchen, macht eine Pause und gut, oder man redet ein anderes Mal darüber. Und auch wenn sonst etwas fehlt, Probleme daheim, da, in der Schule, dort, Arbeit [...] mit ihnen kannst du wirklich über alles reden. Lucki (15 J.)

Ich bin sehr offen, und ich habe auch Kollegen, die mich sehr drängen, wenn sie merken, dass mir einer gefällt, dann heißt es gleich jetzt geh, geh, geh [...] ich war früher extrem schüchtern [...] hätte mich nie zu einem hingetraut, ich bin nicht so die Aufreißerin, die zu einem hingeht und „hallo“ sagt... da haben mich meine Kollegen schon immer gedrängt, oder ich habe ihn gefragt, ob diese ihm gefällt, das ist schon viel von den Kollegen ausgegangen. Caro (18 J.)

Mit den Freunden fühlt man sich verbunden, durch sie wird Gemeinsamkeit erlebt. Die gleichen Einstellungen fördern den Zusammenhalt.

[...] die Musik, die wir selbst machen, ist eine Sache, die uns alle brutal verbindet [...] also da gehen wir alle auf, also da merkt man richtig, wie viel Spaß wir haben an uns selber und auch an der Gruppe, dass wir zusammengehören, einfach die Gemeinsamkeiten und so [...] [Entsteht Zugehörigkeit und Gemeinsamkeit?] Genau [...] wo man einfach merkt, da gehöre ich hin, da will ich sein [...] Caro (18 J.)

Zusammenhalt ist wichtig. Stefan (17 J.)

Obwohl innerhalb der Szenen Alkohol ein wichtiger Bestandteil ist, kommt aus den Aussagen nicht hervor, dass der Umgang mit Alkohol auf die eigentliche Freundschaft, das Finden von neuen Freunden oder die Qualität von Freundschaftsbeziehungen einen bedeutenden Einfluss hat oder eine große Rolle spielt.

[Ist es heute, wenn du mit Kollegen gemeinsam trinkst, auch noch so, dass du das Gefühl hast „ja wir gehören zusammen“?] Nein, das kommt darauf an ... es ist nicht nur das Saufen, wenn man jemand gut kennt oder jeden Tag trifft, dann weiß man schon, ob er ein Kollege ist oder so. Ich muss nicht trinken oder das Ganze, damit sie mich annehmen oder so...[Glaubst du, dass das ein Thema sein könnte, saufen,

um Anerkennung zu bekommen?] Bei ein paar könnte das schon sein, halt. Matti (15 J.)

In meinem Freundeskreis, also ich lasse es meistens da so stehen, dass ist jetzt eigentlich ganz egal, ob ich da jetzt ein bisschen schlechter dargestellt werde oder nicht. Wenn es meine Kollegen sind, dann sollen sie es so respektieren, wenn ich da Scheiße baue. Philipp (16 J.)

Weiters kommt ein paar Mal zum Ausdruck, dass Freundschaften zerbrechen können oder dass man sich in den eigenen Freunden getäuscht hat. Auch kann man Freunde haben, denen man aber nicht alles über die eigene Befindlichkeit erzählt.

[Also du hast gute Kollegen gehabt, wo du sagst, die sind mein ein und alles?] Ja habe ich auch gehabt, aber dann bin ich drauf gekommen, dass der Kolleg hinter mir viel rumerzählt hat und dann habe ich gesagt, fertig... [Und hast du dann neue Freunde gefunden?] Ja, ja. Ich bin jetzt nicht so der Typ, dass ich jetzt einem Kolleg alles erzähle, also schon gute Kollegen, aber ich erzähle ihnen nicht alles. Leonhard (17 J.)

Ich habe zum Beispiel zwei Freundinnen, mit denen rede ich schon, falls jetzt irgendetwas ist, oder mit dem Kolleg, mit dem höchstens noch, also habe ich schon zwei, drei Kollegen, mit denen ich reden kann und mit denen ich samstags oft bin, das ist für mich kein Problem, mit diesen zu reden, aber ich kann auch viel für mich behalten, das ist für mich jetzt auch nicht ein Problem [...] Ich habe aber auch nichts, was ich mir jetzt immer müsste vorhalten. Josi (15 J.)

5.2.2 Familie

In ca. zwei Dritteln der Interviews kommt zum Ausdruck, dass die jungen Männer und Frauen ein gutes Verhältnis zu ihren eigenen Eltern haben. Mit den eigenen Eltern kann man reden und erzählen, was man macht. Manche erzählen auch vom Spaß, den sie mit den Eltern haben.

[Wusste deine Mutter immer, was du machst?] Ja meistens, ich habe sie, glaube ich, erst einmal angelogen und das war nicht so schlimm... [Also hast du eine gute

Beziehung zur Mutter?] Ja, ich sage ihr eigentlich immer, wo ich hingehge. [Und mit dem Vater, wie ist da die Beziehung?] Meine Eltern sind geschieden, also sehe ich ihn nicht so oft, jedes Jahr vielleicht ein, zwei Mal. Josi (15 J.)

[Hast du eine gute Beziehung zu den Eltern?] Ja, trau ich mich schon zu sagen. Leonhard (17 J.)

Zu meinen Eltern habe ich ein wunderbares Verhältnis. Edi (18 J.)

Ich hänge sehr an meinen Eltern, es ist nicht so, dass ich immer von zu Hause weg muss, ich kann auch daheim bleiben und gemütlich mit ihnen Spaß haben, weil ich mit ihnen auch Spaß haben kann, oft sogar mehr als mit den Freundinnen. Jana (18 J.)

In einigen Interviews wird berichtet, dass Eltern auch bei Problemen wichtige Ansprechpersonen sind. Eltern beraten und unterstützen. Man kann erzählen, wenn man in Schwierigkeiten ist, und sich darauf verlassen, verstanden zu werden. Manche Eltern erzählen ihren Kindern auch die eigenen Jugenderlebnisse und lassen so ein Gefühl von Nähe entstehen. In manchen Interviews sprechen die jungen Männer und Frauen über das Vertrauen, das zwischen ihnen und ihren Eltern besteht, und über ihre Haltung, dieses nicht missbrauchen zu wollen.

Daheim passt eigentlich alles, da fehlt gar nichts, ich kann eigentlich über alles reden [...] sie geben mir auch Ratschläge und alles, und auch wenn du schlechte Noten hast, wirst du nicht bestraft. [Wie reagieren sie da?] Ja, mach es das nächste Mal besser, streng dich mehr an. [Also hast du eine gute Beziehung zu deinen Eltern?] Ja. Stefan (17 J.)

Ich habe eine gute Beziehung zu meinen Eltern, was auch immer passiert, ob ich etwas getrunken habe oder nicht, ich kann es meiner Mutter ohne Probleme erzählen, oder auch meinem Vater. Als ich einmal einen Unfall mit dem Auto hatte, da hatte ich nicht versucht ihn zu verstecken, sondern ich habe es ihm gleich gesagt. Und, ja gute Beziehungen [...], mein Vater versteht mich besser, denn ich komme mehr nach ihm, er hat mir auch erzählt, dass er als Jugendlicher ein Irrer, ein

Verrückter war und dann hat er angefangen sich wieder zu beruhigen. Chicco (17 J.)

... und ich glaube, ich habe das Vertrauen zu meinen Eltern auch nie gebrochen... weil sie wissen, wenn ich sage, ich bin da und da, dann bin ich auch da, ich sage nicht ich bin dort und in Wirklichkeit bin ich irgendwo anders... wenn ich meinen Vater frage, „leihst du mir dein Auto am Abend, ich fahre nach Bozen“, dann weiß er auch, dass ich nach Bozen und nicht nach Verona fahre ... Es ist wichtig, dass das zwischen Mutter-Vater-Kind besteht. Marvin (20 J.)

In den allermeisten Interviews aber sind Eltern für viele der befragten Jugendlichen, trotz der guten Beziehung, keine zentralen Gesprächspartner. Eltern wissen wenig über ihre eigenen Kinder und werden bei Problemen nicht oft zu Rate gezogen. Ansprechpartner sind vielmehr Freunde, aber auch Geschwister.

Ja sicher kann ich mit der Familie sprechen, was man allerdings nicht so oft tut, mehr bespricht man das mit den Kollegen, weil der Mama und dem Papa sagt man nicht unbedingt alles, aber ich meine, sonst generelle Probleme bespricht man auch mit den Eltern, also Schule und so, aber private Sachen eher mit den Kollegen. [...] ich bespreche meine Probleme lieber mit meinen Kollegen als mit meinen Eltern ... einen Rat geben sie dir alle, das macht keinen Unterschied, ob ich mit meinen Eltern rede oder mit meinen Kollegen, weil beide meinen es, glaube ich, gut [...], auch meine Schwester, die zähle ich zu meinen Kollegen. Jodok (15 J.)

[Hast du Freunde, mit denen du reden kannst, wenn es dir mal nicht gut geht?] Ja. [Kannst du in der Familie auch reden, wenn du möchtest?] Ja, mit meinem Bruder könnte ich reden und mit meiner Schwester jetzt mittlerweile auch ... [Und mit den Eltern?] Ja, es kommt drauf an, um was es geht, dass ich Zigaretten rauche, wissen sie schon mittlerweile und dass ich ausgehe auch ... aber zwecks andere Sachen spreche ich mehr mit den Kollegen ... Josi (15 J.)

[Wie reagiert deine Familie darauf?] Die weiß vieles nicht... [Also erzählst du nicht alles zu Hause?] Nein... Lucki (15 J.)

In ca. einem Drittel der Interviews kommt aber zum Ausdruck, dass die Beziehung zu den eigenen Eltern belastet ist. Erzählt wird von Beziehungs- und Kommunikationsproblemen, von heftigem Streit, Gewaltepisoden, von fehlendem Verständnis und mangelnder Anerkennung für die eigene Person vonseiten der Eltern.

...ich habe eigentlich nicht so den besten Draht zu meinen Eltern... eigentlich nie gehabt... [Wie erklärst du dir das?] Ich weiß es leider nicht... [Kannst du damit gut umgehen?] In letzter Zeit ist es schwieriger, weil meine Eltern ein wenig im Krieg sind, das heißt sie haben seit mehr oder weniger drei Wochen kein Wort mehr miteinander gewechselt und das ist logisch nicht so angenehm für mich... ich habe einfach keinen guten Draht zu ihnen und das Vertrauen ist auch, ja... wie gesagt, ich erzähle ihnen von mir nicht so viel, es gibt viele Jugendliche, die ihren Eltern alles erzählen, wenn es ihnen auch mal schlecht geht, dieser Typ bin ich eher nicht so, deswegen ist, glaube ich, auch das Vertrauen nicht so gut... Philipp (16 J.)

Ich weiß nur einmal, da musste mein Vater die Faust einsetzen, aber da habe ich sie mir verdient [...] sonst ist er eigentlich der gleiche Typ wie ich, wir sind beide extrem stur und geraten dann beide an die Front, zuerst wird er laut, dann werde ich laut und dann kommen wir uns halt in die Quere, aber sonst hat er eigentlich eine feine Erziehung, nicht zu streng, aber auch nicht zu locker, die Mutter ist eher eine Randfigur. Cosmas und Co. (Christoph 17 J.)

...habe ich angefangen, nicht meine Eltern zu hassen, aber wütend auf sie zu sein [...], dann auch noch die Tatsache, dass sie mich rausgeworfen haben, da habe ich mich mehr meiner Mutter genähert, hingegen mit meinem Vater habe ich eine Zeit lang überhaupt nicht geredet, er hat mich Sachen gefragt und ich habe ihm nicht geantwortet, er hat mich geohrfeigt, weil er sich ärgerte, hat mir nicht mehr geantwortet und ich habe auch ihm nicht mehr geantwortet. Es war die einzige Möglichkeit, wie hätte ich ihm denn sonst zeigen können, dass ich wütend auf ihn war. Aber er wäre nie auf den Gedanken gekommen, er ist wütend auf mich, weil [...], nein er hat immer nur gefragt, was hast du, was hast du? Das letzte Mal habe ich gesagt „komm doch selbst drauf“, aber ich wollte nicht das Opfer spielen, weil es kümmert mich nicht und es hat mich nie gekümmert. Denn wenn du das Opfer

spielst, so wie ich es damals in der Mittelschule erfahren habe, da kommst du nicht weit, im Gegenteil. Ich sagte ihm „komm doch selbst drauf“ und dann hat er sich extrem aufgeregt. An diesem Tag haben wir den ganzen Tag gestritten. Am nächsten Tag ließ er mich nicht zur Schule gehen, weil er am Morgen mit mir reden wollte und er hat sich frei genommen. Wir haben den ganzen Morgen geredet, Schreie, Beschimpfungen, Sachen dieser Art, dann habe ich mich wieder gefangen und bin aus dem Haus gegangen, um meine Angelegenheiten zu machen. Dann habe ich sofort mit dem Trinken oder Rauchen angefangen, egal was. Salvatore (17 J.)

Ich bin nicht so gerne daheim. [Nicht so gerne?] Nein, weil meine Mutter ist nicht einverstanden mit meinem Lebensstil und auch nicht mit meinem Aussehen, also wegen zwei Rasta regt sie sich extrem auf und auch sonst, weites Gewand und so, dass passt ihr alles nicht. Noemi (19 J.)

Die Einstellungen der Eltern zum Alkoholkonsum ihrer Kinder reichen von sehr tolerant bis moderat. Glaubt man den Interviews, so scheint der Umgang, den die jungen Männer und Frauen mit Alkohol haben, außerhalb des Einflussbereichs der Eltern zu liegen¹⁰ oder von diesen nicht – im Gegenteil zu den so oft empfohlenen Expertenmeinungen – wahrgenommen zu werden, vielleicht sogar deshalb, weil er dem Erziehungskontext entzogen ist. Die Trinkepisoden finden meistens dort statt, wo Eltern sich nicht aufhalten und – außer manchmal als „Taxichauffeure“ – nicht anwesend sind.

Und wenn du etwas getrunken hast und so besoffen heimkommst, dann sagen die Eltern: ja mai, jetzt ist es passiert, ich meine, jetzt kannst du nix ändern. Sie sagen dann, ja du bekommst eine Strafe, ändern tut sich nicht viel. Jodok (15 J.)

Wenn ich betrunken nach Hause komme, dann höre ich oft etwas, aber wenn ich beim Ausgehen nur ein Bier trinke, dann passiert nichts. [Also, das darfst du von

10 Die Südtiroler HBSC-Daten weisen diesbezüglich eher in eine andere Richtung: Unter Jugendlichen, die sich leicht tun, mit dem Vater und der Mutter zu reden, finden sich mehr, die nie berauscht waren (86,1% bzw. 83,5%), als unter denen, die sich schwer tun, mit Vater und Mutter zu sprechen (76,2% bzw. 74,1%).

den Eltern aus, auch wenn du noch nicht 16 bist?] Dürfen... ja, wenn sie nicht spüren, dass du etwas getrunken hast, dann passt es. Matti (15 J.)

...sie wissen, dass ich manchmal ausgehe und ich bin 16, sie haben da eigentlich kein Problem damit, wenn es nicht wirklich zu extrem wird. Philipp (16 J.)

[Und was sagen deine Eltern zu dem Ganzen, bekommen sie das mit?] Ja doch [...] ganz gemütlich eigentlich, so lange es immer in Maßen ist, sagen sie [...] Manchmal regen sie sich dann schon wieder auf, aber... es geht eigentlich. Pauli (15 J.)

[...du bist ja noch nicht 16, wie reagieren deine Eltern darauf?] Ja, da muss ich mich dann schon eher zurückhalten, da probiere ich dann halt, sobald es dann heißt, ja ich muss jetzt nach Hause fahren, dann denk ich mir, ich höre eine Stunde davor auf, damit ich daheim nicht mehr so viel angetrunken bin. [Und das „checkst“ du immer?] Ja... oft [Und was passiert, wenn du es nicht mehr „checkst“?] Ja, dann schlafe ich irgendwo anders, aber ich denke schon, dass ich es noch mitbekommen kann. Marie (14 J.)

[Und wie reagiert deine Familie, also deine Eltern darauf, wenn du ab und zu betrunken bist?] Nichts, sie lachen einmal richtig, aber mehr tun sie nicht, nein. [Also passiert das nicht öfters, oder wenn es öfters passiert?] Nein, da sagen sie nichts, wenn nicht etwas Wichtiges am Tag danach ist und ich brutal schlecht bin danach, aber wenn jetzt der Geburtstag von jemandem wäre, dann würde ich schon einen „Zusammenschiss“ bekommen, aber sonst lachen sie nur, weil sie selbst nicht besser waren. [Und das erzählen sie dir?] Ja, doch. [Hast du eine gute Beziehung zu deinen Eltern?] Ja, ganz eine gute. Jana (18 J.)

Die Ergebnisse aus den Interviews bezüglich der Eltern sprechen dafür, die von der Suchtprävention den Eltern zugeschriebene Rolle zu überdenken und neu zu bewerten. Wir müssen davon ausgehen, dass der Einfluss der Eltern auf gewisse potenziell riskante Verhaltensweisen präadoleszenter und pubertierender Burschen und Mädchen schwindet.

Dafür gibt es andere Lebenskompetenzbereiche, bei denen Eltern wichtige Inputs geben und als Vorbilder wahrgenommen werden. Dazu gehören: zu lernen, Entscheidungen zu treffen, Respekt und Rücksicht empfinden und

(eben) die Fähigkeit, die eigenen Grenzen zu erfahren und kennenzulernen. Dies geschieht manchmal auch in der Auseinandersetzung, weil sich die Grenzlinien im jugendlichen Veränderungsprozess in einem anderen Koordinatensystem befinden als in jenem der Eltern.

... sie haben mir eigentlich immer schon die Freiheit gegeben selbstständig Entscheidungen zu treffen, da hatte ich nie Probleme... Jana (18 J.)

[Wie sieht es mit der Eigenverantwortung aus, brauchst du sie auch manchmal, damit sie dir die Grenzen aufzeigen?] [...] Ja, ich schlage vor, wann ich dann wieder zu Hause sein muss und wenn sie dann sagen, nein, etwas früher, dann sage ich ja, das passt mir [...] [Also du machst die Vorschläge, wann du nach Hause kommst?] Ja, und sie sagen dann, ob es passt oder nicht. [Und du kannst das gut akzeptieren?] Ja. [Findest du, dass du sehr selbstständig bist in deinen Entscheidungen oder abhängig von den Entscheidungen deiner Eltern?] Nein, eher selbstständig. Marie (14 J.)

Also das hat auch mit Respekt zu tun, ich habe das zu Hause gelernt, dass man vor alten Leuten Respekt haben soll, wie man mit Männern umgeht, wie man mit kleineren Kinder umgehen soll, ich glaube, das geht alles von daheim aus. Meine Familie ist sehr christlich, ich weiß nicht, ob das damit zusammenhängt. Caro (18 J.)

Ich bin noch nie betrunken nach Hause gekommen, da bin ich mir sicher. Meine Eltern wissen, dass ich Alkohol trinke und dass ich manchmal betrunken bin, aber meine Eltern würden mich im betrunkenen Zustand nicht ins Haus lassen, und sie wissen auch, dass ich rauche [...] Ich habe ihnen gesagt, dass ich einmal einen Joint probiert habe, das habe ich einmal gemacht und fertig. Ich gehe aber nicht zu meiner Mutter und sage, schau, heute [...], ich denke, das wäre keine gute Sache für mich [...] Wenn ich ausgehe, habe ich immer bestimmte Grenzen gesetzt bekommen. [...] ja sie wollen schon, dass ich mir bewusst bin, was ich mache, also nicht, dass ich einfach gehe und komme, wie es mir gefällt und erst nach ein paar Tagen zurückkomme, [...] aber so lange es im normalen Rahmen bleibt, werden sie nicht Nein sagen, solange ich ihnen sage, was ich mache. Bono (18 J.)

Sie sagten, „du wirst schon selbst draufkommen, mach nur, wenn du glaubst, dass du das unbedingt machen musst und glaubst, dass das gut für dich ist, dann tu es, aber irgendwann wirst du schon draufkommen.“ Dann bin ich eben irgendwann draufgekommen... rausgeschmissenes Geld und sonst nichts. [...] aber ich hatte immer Respekt vor meinem Vater oder vor der Mutter. Der Vater sagte „du sollst um zwei Uhr morgens zu Hause sein, du kannst machen, was du willst, aber um zwei sollst du hier sein“ – und ich war um zwei zu Hause. Marvin (20 J.)

Ja, die jetzigen Erwachsenen sind total in einer anderen Welt aufgewachsen als wir [...] und darum akzeptieren sie teilweise auch nicht, dass wir gerne mehr Freiheiten hätten, also oft gerne die Sachen tun möchten, die wir unbedingt wollen... zum Beispiel zu einer besonderen Fete gehen oder länger ausbleiben als normal [...] das geht einfach nicht. Jodok (15 J.)

[Und was ist deiner Meinung nach die Rolle der Eltern?] [...] die Rolle der Eltern ist [...] in erster Linie nach ihrer Sichtweise zu lehren, was richtig und was falsch ist, also was du tun darfst, du darfst dich vergnügen, aber ohne.. ohne.. ohne zu übertreiben. Chicco (17 J.)

[Aus welchen Gründen findest du das in Ordnung?] Ja, weil es meine Eltern sind und mit 17 Jahren kannst du einfach noch nicht alles wissen. Sie sind einfach älter als ich und ich kann noch viel von ihnen lernen. Leonhard (17 J.)

5.2.3 Schule

Neben den Freunden und der Familie ist die Schule der dritte „zeitintensive“ Lebensbereich im Alltag derjenigen Befragten, die noch zur Schule gehen. Trotz der vielen Lebenszeit, die viele der Befragten in der Schule verbringen oder erst vor Kurzem noch verbracht haben, ist die Schule kein sehr wichtiges Thema in den Gesprächen. Sie scheint eher nebenher zu laufen, das „echte Leben“ spielt sich aber außerhalb ab.

Auch in Bezug auf die eigene Schulzeit sind die Meinungen sehr geteilt. Für manche passt es mit der Schule. Sie haben keine großen Probleme in der Schule, erbringen die geforderten Leistungen und fühlen sich dort wohl. Gute

Leistungen in der Schule zu erbringen, wird als wichtig für den eigenen Lebensentwurf erachtet. Das ist Grund genug, sich auf die Schule zu konzentrieren.

Ich hatte noch nie Probleme in der Schule oder in Ähnlichem. Edi (18 J.)

[Und in der Schule?] Dort passt alles. [Fühlst du dich wohl?] Ja. [Und die Leistungen?] Ja, schön genug, überall positiv. Pauli (15 J.)

Ich habe gesehen, dass das Mittel, mit dem man vorankommt, die Schule ist, also konzentriere ich mich auf diese. Auch wenn ich für drei Jahre nichts getan habe und ich auch immer Glück hatte und dieses Glück auch weitergehen könnte, so weiß ich doch, dass das Glück [...] alle fixieren sich auf diesen Mist, in der Art „gratta e vinci“. Es gibt kein [...], entweder du machst es oder du machst es nicht, also konzentriere ich mich mehr auf die Schule. Salvatore (17 J.)

Andere hingegen sind mit ihrem Schulleben nicht zufrieden. Die Schule erzeugt kein Eigeninteresse. Einige sehen nicht ein, wieso der Leistungsdruck so hoch sein muss. Auch wird das Schulsystem, in dem man sich befindet, abgelehnt, weil man mit dessen aktueller Gestaltung nichts anfangen kann. Das System Schule wird als Zwang erlebt.

Leistungsdruck (Schule) ist „zach“, extrem, brutal, ich sehe das nicht ein. Cosmas und Co. (Christoph 17 J.)

Die Schule gefällt mir nicht, also nicht die Schule an sich, aber wie sie gestaltet ist, gewisse Fächer sind interessant, aber so wie sie gestaltet ist, hasse ich sie. Chicco (17 J.)

Die Schule interessiert mich nicht, mag ich nicht, lern ich nicht, das ist so. Wir hatten heute auch einen Test und ich habe das Blatt weiß abgegeben. Es interessiert mich nicht, ich habe zur Lehrerin gesagt, tut mir leid, aber mich interessiert das einfach nicht [...] [Das heißt, du sitzt im Moment die Zeit ab.] Ja, ich tu Stuhl wärmen. Melanie (15 J.)

In Bezug auf die zu machenden Lebenserfahrungen wird Schule kaum einmal erwähnt. Gegenüber der Schule sind die meisten indifferent. Die Schule scheint in Bezug auf die Übergänge in den jungen Erwachsenenstatus keine große Rolle zu spielen.

Die Schule ist für viele Interviewte der negativ besetzte Ort des Nicht-Ich. Obwohl Kinder und Jugendliche einen Großteil ihrer Lebenszeit in der Schule verbringen, scheinen die wichtigen Ereignisse und Erfahrungen außerhalb stattzufinden.

Das hat auch damit zu tun, dass die Schule mit ihrem mehr oder weniger weiterbestehenden Moratoriumsmodell noch dem analogen Zeitalter anhängt. Schulen sind in der Regel – nehmen wir einmal die Avantgarde-Projekte, die meist von charismatischen Direktor/inn/en-Persönlichkeiten geleitet werden, aus – eher bestrebt, ihre Schüler/innen von der Umwelt abzuschirmen und von innen mit eigenem Personal zu unterrichten.

Die Gesamtheit einer Altersgruppe wird zum Zweck des Lernens aus der Gesellschaft ausgegliedert, um später, auf einer höheren Qualifikationsstufe, wieder eingegliedert zu werden. „‘Integration’ durch Separation lautet die entsprechende Jugendformel in der industriellen Gesellschaft, die in das gesellschaftlich gewährte Bildungsmoratorium eingelassen ist“ (Böhnisch 2008, S. 80).

Damit versäumen sie es, wichtige Bedürfnisse der „digital native“-Generation zu stillen, die ihre Aufgaben nach Selbstkonstruktion umso mehr nach außen oder in die virtuelle Welt verschieben.

Zudem stehen die Schulen mehr im Auftrag, mit der Wirtschaftswelt kompatible funktionierende Systemelemente auszuwerfen als eigenständige, kritisch denkende Subjekte.

In der Vorstellung vieler Erwachsener sollen Jugendliche perfekt sein und Schule soll sie dazu bilden. Die Diskussion um die Pisa-Studie zeigt diese Dynamik beispielhaft auf.

Alkohol trinken wird aber dann mit Schule in Verbindung gebracht, wenn negative Leistungen die Stimmung kippen lassen, wie es in der Kategorie „Frust bekämpfen“ bereits angemerkt wurde.

Insgesamt lassen sich in den Interviews Aussagen finden, welche die in der HBSC-Studie (Koler et al. 2011) gefundenen Korrelationen bestätigen: Schüler/innen, die sich der Schule nicht zugehörig fühlen, hohes Stressempfinden rückmelden und Leistungen unter dem Durchschnitt erbringen, weisen im Vergleich mit ihren Altersgenoss/inn/en einen deutlich höheren Alkohol-, Tabak- und Cannabiskonsum sowie vermehrte Rauscherfahrungen auf. Die Schule ist mit ihrem so ausgerichteten System zu einem Teil auch mitverantwortlich an den Konsumprävalenzen der Schüler/innen. Manche Schüler/innen nützen die betäubende Wirkung des Alkohols, um die hohen Anforderungen zumindest eine Zeit lang zu vergessen.

Notwendig wäre eine Neubewertung und Neuorientierung der Schulwelt.

„Das Gehirn wird so, wie man es mit Begeisterung nutzt“, sagt der Hirnforscher Gerald Hüther (2008), und „eine hirngerechte Schule müsste sich öffnen für das, was es in der Gemeinde zu entdecken gibt.“ Es müsste also vermehrt auf Unterrichtsformen gesetzt werden, die das Leben in der Schule erträglicher machen: Gestaltungsaufgaben geben, Lerngemeinschaften bilden und Projekte einführen, die das gemeinsame Tun fördern.

5.3 Entwicklungsprozesse

Was geschieht durch die Beteiligung an den Alkoholszenen mit dem eigenen Selbst und Ichgefühl? Welche Identitätserfahrungen werden gemacht, welche Entwicklungsschritte werden auch deshalb vollzogen, weil man Teil einer Konsumszene ist und sich dieser zugehörig fühlt? Das sind einige der zentralen Fragen, die am Beginn dieser Arbeit standen.

Tatsächlich stellt sich durch die Analyse der Interviews heraus, dass wichtige Identitätserfahrungen sowie das Finden und der Umgang mit den eigenen Grenzen durch die Beteiligung an Konsumszenen gemacht werden. Hier finden sich Parallelen zu den Forschungsergebnissen von Eisenbach-Stangl et. al. (2008) und Stumpp et al. (2009). Erstere zeigen auf, wie jugendliche Alkoholszenen zur Herstellung von Gemeinschaft oder auch der Vergesellschaftung, dem „doing social“, und der Initiation, dem „doing gender“, dienen. Stumpp et al. (2009) hingegen beschreiben und bewerteten rauschtrinkende Peer-Kontexte als Experimentierräume für identitätsrelevante Erfahrungen.

Bemerkenswert ist, dass sich bei der Analyse der Kategorien „Distanzierung“

und „Reifer, erwachsener werden“ die Ambivalenz als übergeordnete Kategorie nicht mehr finden lässt.

5.3.1 Selbstregulierung

[Denkst du, du hast deine Erfahrungen mit Alkohol gebraucht, um dich weiterzuentwickeln?] Ja, um meine Limits zu erkennen, ich weiß nicht, sonst hätte ich es eigentlich nicht gebraucht. Jana (18 J.)

Sich selbst unter Kontrolle zu haben, die eigenen Grenzen kennenlernen, nicht (mehr) darüber zu gehen, aber auch bewusst zu regulieren, wie Alkohol auf die eigene Befindlichkeit wirkt: dafür bietet das Lernfeld der Alkoholszenen ideale Bedingungen.

Vor allem das Wissen darüber, wo sich die eigenen Grenzen befinden, ist für viele der Befragten ein wichtiger Schritt im Identitätsfindungsprozess. Das geschieht über das Erkennen von eigenen Limits durch erworbene Erfahrungen im Alkoholsetting. Zu den Erfahrungen zählen zum Beispiel: das richtige Maß zu finden, die Substanz genauso zu dosieren, dass die Stimmung zum Kontext passt, nicht zu viel zu trinken und die Überschreitung der eigenen Verträglichkeit zu erfahren und nachher zu wissen, wo sich das persönliche Limit befindet.

[Aber dir persönlich schmeckt es, ja oder nein [...] so im Geschmack] Ja es schmeckt mir schon, ja logisch die Wirkung ist zwischendurch auch ganz schön, aber wenn es dann zu viel ist, ist es nicht mehr lustig. [Was ist schön?] Ja wenn man ein bisschen lustig ist, die Euphorie [...] eben, wenn du dann zu viel getrunken hast, geht es dir nicht mehr gut. Jodok (15 J.)

...nachdem habe ich mir wirklich gedacht, okay... jetzt habe ich gesehen, wie weit es auch wirklich gehen kann... [Also war die Erfahrung für dich wichtig?] Ja eindeutig, damit ich auch einmal sehe, wo ist meine Grenze, wie viel vertrage ich, was vertrage ich usw. war auch wichtig. Philipp (16 J.)

Mit der Zeit kann sich ein Gefühl entwickeln, das einen spüren lässt, wenn man nahe an der eigenen Grenze angelangt ist. Darüberzugehen ist nicht

mehr erwünscht. Auch Negativerfahrungen durch die unangenehmen Begleiterscheinungen einer Alkoholüberdosierung können einen zum Erkennen der persönlichen Grenze und dem Achten auf das Dosieren führen. Letztlich entsteht so ein Wissen darüber, was jedem Einzelnen noch „gut“ tut und was nicht mehr.

[Also hast du dich im Griff/unter Kontrolle, auch wenn du trinkst?] ...Ja, wenn man zu betrunken ist, kann es schon passieren, aber so weit darf es nicht kommen ...
 [Wie weit glaubst du dich unter Kontrolle zu haben?] ... Das spürt man dann schon... wenn man nicht mehr ordentlich gehen kann, dann ist das schon zu viel ...
 [Du hast für dich also schon ein gutes Gefühl entwickelt, so wie du erzählst?] Ja, eigentlich schon. Matti (15 J.)

[Wann hast du das erste Mal Alkohol getrunken?] ...Im November... da kannte ich noch nicht meine Grenzen, dann war es ein wenig zu viel und mir ging es echt schlecht... ich musste mich übergeben, aber ich habe daraus gelernt und meine Grenzen erfahren... sobald ich es ein wenig spüre, nicht mehr zu viel und so schnell wie möglich aufhören zu trinken... Marie (14 J.)

Ja, es ist so, ich vertrage Schnaps überhaupt nicht, da spüre ich bereits einen, und sobald ich es spüre, weiß ich, entweder du nimmst etwas Leichteres oder du lässt es sein, gehst eine rauchen und setzt dich rüber und hast Spaß; dann tust du so, als würdest du betrunken sein und feierst mit, ... aber ich weiß schon, sobald genug ist, ist genug. [Dann hast du das relativ schnell gelernt innerhalb eines Jahres.] Ja, ich lerne relativ, die Sachen, die ich lernen will, lerne ich schnell. Melanie (15 J.)

Es kann aber auch passieren, dass trotz der bereits erworbenen Selbstregulierungskompetenz manchmal die eigenen alkoholischen Toleranzgrenzen überschritten werden. Das Wissen ist zwar da, aber bei gewissen Gelegenheiten wird mehr oder weniger bewusst die Entscheidung getroffen, die eigene Regulierungsfähigkeit aufzuheben und sich „gehen zu lassen“. Das darf aber nur selten passieren, ansonsten wird es als Problem wahrgenommen.

[...] ich weiß wo meine Grenze ist [...] es kann ja, wie schon gesagt, immer sein, dass du mehr trinkst, einmal, aber das darf jetzt nicht jede Woche so sein, jedes Mal, wenn du ausgehst. Es darf, von mir aus, einmal in einem halben Jahr, oder in einem Jahr sein. Leonhard (17 J.)

...das ist, wenn mal eine geile Fete ist, oder so, dann trinkst du und trinkst und trinkst und irgendwann bist du dann betrunken. Das ist halt so, aber bei mir ist es wirklich selten, dass ich sage, jetzt gehe ich volle „gib ihm“, also runterlassen und danach herumliegen. Das ist bei mir fast nie. Jodok (15 J.)

[Weißt du noch, was du tust?] Ja, das weiß ich immer... oft trinke ich schon viel und oft trinke ich auch nur normale Säfte ohne Schnäpse und sonst manchmal nur Schnäpse... [Wann hast du das erste Mal etwas getrunken?] Mit 14 Jahren. Jana (18 J.)

Wenn die Sachen nicht so übertrieben sind, dann mache ich sie gerne, aber wenn man mir sagt, los, gehen wir in ein Lokal, wobei man genau weiß, dass dort nur Pillen geschluckt werden, oder was weiß ich [...] [Regulierst du dich also selbst?] Ja, aber natürlich habe ich auch den einen oder anderen Blödsinn gemacht. Bono (18 J.)

5.3.2 Selbstreflexion

Ich will es so beibehalten, dass es etwas Besonderes bleibt, also ich will nicht, dass es jedes Wochenende sein muss, das wäre auch nicht gut, auch nicht für meine Psyche, weil ich doch ziemlich sensibel bin. Noemi (19 J.)

Ein weiterer wichtiger Erfahrungs- und Entwicklungsbereich ist der der Selbstreflexion: das Nachdenkenkönnen über den eigenen Sein-Zustand, das eigene Tun und dessen Konsequenzen, über Werte, die man vertritt und mit seinem Leben verbindet. Auch hier spielt der Zeitfaktor eine wichtige Rolle. Es braucht eine zeitliche Erfahrungsdimension, in der Erlebnisse eingereiht werden, um darauf aufbauend über den eigenen Lebensentwurf nachdenken zu können. Diese Erlebnisse müssen manchmal auch etwas „dramatisch“ sein, damit sie ein kritisches Infragestellen der aktuellen Situation auslösen können und Neubewertungen des Gelebten erlauben.

Aus Fehlern lernt man [...] Je älter man wird, desto mehr lernt man daraus, je mehr Erfahrungen man damit macht. Jodok (15 J.)

Ich wünsche mir einfach, dass jeder früh genug merkt, dass das alles nicht gut für ihn ist... vielleicht erscheint dir etwas gut und es ist schlecht oder das Schlechte erscheint dir gut... man muss manchmal gut überlegen, was beim ersten Gedanken schlecht erscheint, ist in Wirklichkeit vielleicht gut für dich ... viel mehr zu überlegen, würde ich mir wünschen. Marvin (20 J.)

Der von Gerald Koller (2003) entwickelte pädagogische Ansatz zur Vermittlung und Erhöhung der Risikokompetenz findet hier in einem ganz anderen Kontext eine Entsprechung. Risikokompetenz entwickelt sich nicht nur unter Anleitung von Jugendarbeiter/inne/n im erlebnispädagogischen oder sportlichen Kontext. Erstaunlicherweise scheint sich die eigene Selbsteinschätzung bezüglich der einzugehenden Risiken auch durch die Beteiligung am Risikoraum Substanzenkonsumszene zu entwickeln. Als Szenegänger muss man öfter nachdenken und abschätzen, ob man ein gewisses Risiko eingeht oder sich davon fern hält.

Bevor ich etwas tue, überlege ich es mir drei Mal, auch fünf, auch sechs, auch zwanzig Mal. Also, auch wenn etwas nicht passieren dürfte, ich denke immer darüber nach, wenn ich auf der Straße bin, zum Beispiel, habe ich immer diesen Gedanken, der mich immer davon abhältet, andere Blödsinne zu machen [...] Sagen wir mal so, ich handle auch auf eine etwas schlaue Art, im Vergleich zu den anderen. Edi (18 J.)

Mit dem Älterwerden entsteht ein fast schon paradoxer Effekt: mit Verstreichen der Zeit wird die Welt der Substanzen selbst langsam wieder fremd. Auch wenn die Wirkungen als angenehm empfunden werden, werden sie nicht als Erlebnisse des „echten“ Selbst bewertet und werden als hinderlich für das In-Beziehung-Treten mit anderen gesehen, v.a. wenn die Konsumfrequenz als für sich zu hoch eingeschätzt wird. Das Heranwachsen schafft Abstand und fördert ein genaueres Nachdenken darüber, was „wahrer“ Teil

des Selbst ist und was im Nachhinein gesehen nur Nachahmung war, die jetzt als fremd empfunden wird.

Wenn du getrunken hast, wenn du geraucht hast, dann sind alle lustig, ehrlich, du vergisst deine Probleme, du machst Dinge, ohne an die Folgen zu denken, so bist du auch viel direkter und vielleicht regst du dich auch nicht so schnell auf, aber ich denke, nicht man selbst zu sein, ist am Ende keine gute Sache, weil [...] wenn du es (zu) oft machst, dann lebst du in einer Realität, wo du im Grunde nicht du selbst bist, also lernst du auch nicht, mit dir selbst klarzukommen, und so hast du auch nie eine echte Beziehung mit anderen Personen. [Also ist dein wahres Selbst und deine wahre Identität nur dann, wenn du keine Substanzen zu dir genommen hast?] Ja, meiner Meinung nach schon. Bono (18 J.)

Die Frage, die ich mir immer stelle, wenn ich sehe, wie diese Jugendlichen sich betrinken, diese Kleinen, ja, wirklich Kleinen, ist zum Ersten: ob ich genau so war wie sie, und zum Zweiten, ob ich es bin, der immer älter wird, oder die anderen, die immer jünger werden. Und das frage ich mich immer, denn ich finde es seltsam 13-, 14-Jährige zu sehen, wie sie rauchen, trinken, für mich ist das eine seltsame Sache. Chicco (17 J.),

5.3.3 Distanzierung

Wie ich die Sachen vorher sah, oder nur vor ein paar Jahren und wie ich sie heute sehe, dann denke ich, dass es lehrreich war. Salvatore (17 J.)

Die Annäherung und Teilhabe an den Alkoholszenen erhöht die Reflexionsfähigkeit und die Risikokompetenz. Mit dem Heranwachsen kommt aber vermehrt Abstand und Distanzierung zum Tragen, weil die im Zusammenhang mit dem Alkohol gemachten Erlebnisse als störend für die eigene weitere Ich-Entwicklung empfunden werden. Immer wieder kommt in den Interviews zum Vorschein, dass sich durch bestimmte – auch negative – Erfahrungen und nach einem gewissen Erfahrungszeitraum eine Distanzierung und kritische Haltung zu den eigenen, in der Vergangenheit gemachten Handlungen, entwickelt.

Das Wissen über die eigenen Grenzen lässt neue Sicherheit entstehen, andererseits vermindert sich auch die Risikobereitschaft.

[Bist du dann im Erlernen mit dem Umgang risikofreudiger geworden?] Eher umgekehrt, weil man weiß, wo die Grenzen sind [...], nicht nur beim Trinken, sondern eigentlich bei allem. Man muss einfach doch ein bisschen aufpassen, die Leute erzählen nicht nur Blödsinn, man kann auch Probleme bekommen, zum Beispiel gesundheitlich, und die ist mir das Wichtigste, da passe ich dann schon auf. Risikofreudiger wird es erst, wenn man schon etwas getrunken hat. Josi (15 J.)

Der Alkohol vermittelt am Anfang ein scheinbar stärkendes Selbstgefühl. Rückblickend wird dieses Gefühl aber als unecht empfunden. Alkohol trinken macht weder freier noch ganzer, eher behindert er einen noch beim Nachdenken.

Auch bei der Distanzierung tauchen wie beim Thema der Selbstreflexion die im Zusammenhang mit dem Alkohol gemachten unangenehmen Erfahrungen als Motiv auf. Zu viel trinken und die damit verbundenen unangenehmen körperlichen Zustände werden als hilfreich empfunden, um Abstand vom übermäßigen Trinken zu erhalten.

[Wenn man in dieser Phase zwischen 14 und 16 Jahren konsumiert, ändert sich dann etwas in dir drinnen, fühlst du dich anders, wenn du trinkst oder wenn du etwas machst?] Du fühlst dich anders, du bist [...] bist mehr [...] du bist nicht du selbst, du bist eine andere Person, aber du bist, nicht freier, aber du machst alles ohne nachzudenken, du fühlst dich frei, aber in Wahrheit bist du es nicht. Chicco (17 J.)

[Und was hast du dir dann für Gedanken gemacht, nach der Erfahrung mit dem überhöhten Konsum?] Da habe ich mir eigentlich gedacht, ich trinke nie mehr einen Tropfen. [Wie lange liegt das jetzt zurück?] So zwei Jahre, mit knapp 16 Jahren. [Ist dir das danach nie mehr passiert?] Nie mehr so stark, immer gemäßigt. [Was glaubst du, hat diesen Unterschied ausgemacht?] Die Erfahrungen, die Abschreckung [...] ich war damals total „weg“, bin irgendwo gelegen und danach

habe ich nicht mehr viel gewusst, der Shuttle war schon weg, auf dem Handy 50 Anrufe [...] Stefan (17 J.)

Die Übernahme von neuen Verantwortlichkeiten, etwa der Erwerb des Führerscheins und damit zusammenhängend das Fahren von Freunden, unterstützen die Distanzierung. Ebenso tun es die Vorstellungen, dass man in Zukunft Verantwortung übernehmen wird, durch einen guten Schulabschluss oder lohnende Arbeitsperspektiven.

[Vor zwei, drei Jahren, also zwischen 15 und 16 Jahren?] Ja, wir waren immer alle betrunken, während es jetzt abnimmt [...] ich sehe, dass viele dabei sind es zu lassen, etwas hilft auch das Auto, aber dann sind trotzdem noch Blödmänner, die trinken und Auto fahren. Aber ein bisschen hilft das Auto, denn du fährst deine Freunde nach Hause, zumindest ist das meine Sicht der Dinge: Ich fahre meine Freunde sicher und wohlbehalten ohne zu trinken, aber es gibt auch Leute, die das nicht kümmert. Chicco (17 J.)

[...] oder wenn ich mit dem Auto fahre, dann trinke ich auch gar nichts. Bono (18 J.)

Viele Leute werden sich immer mehr bewusst, dass das [das Trinken, Anm. d. Verf.] nicht das ist, was sie suchen... wenn man älter wird... Wir haben ... schon mit 15 Jahren das erste Mal Marihuana geraucht, mit ungefähr 18 Jahren das letzte Mal... man hat einfach andere Ziele, man will nicht abhängig sein von dem, was verboten ist, man will etwas erreichen, eine gute Arbeit finden... das Denken ist einfach anders – das passiert vielleicht nicht bei allen Menschen, aber bei mir ist es auf jeden Fall passiert. Ich möchte eine gute Arbeit, einen Schulabschluss – von dem habe ich nichts, wenn ich jedes Wochenende kiffe... da habe ich nur Stress mit der Polizei und alles Mögliche oder Stress mit anderen Menschen, weil man sie anpöbelt ohne Grund, weil man auf Streit aus ist. Marvin (20 J.)

Das Trinken und die Rauscherfahrungen werden als nicht mehr passend erlebt. Die eigene Persönlichkeit hat sich weiterentwickelt und nimmt nun Abstand zu manchen Handlungen, die früher noch als zu einem/einer passend wahrgenommen wurden. Trinken, um Spaß zu haben, bekommt hier einen negativen Beigeschmack. Ebenso will man die Peinlichkeiten ver-

meiden, die man sich im Vollrausch liefert und für die man am nächsten Tag geradestehen muss.

[Und was hat sich danach für dich geändert?] [...] Es ist nicht so, dass sich etwas geändert hätte, sondern es hat sich nur die Art, wie ich die Dinge jetzt sehe, verändert, ich habe mich einfach gefragt, ob ich wirklich trinken muss, um mich zu amüsieren, kann ich auch Spaß haben, ohne mich zu betrinken [...] es ist kein Problem. Bono (18 J.)

Nein, ich habe mir gesagt, das muss ich mir nicht geben, weil es mir zu blöd ist. Einerseits hört man am nächsten Tag dann die Sachen, die man getan hat, andererseits wird dann gesagt, dass der jeden Samstag einen Rausch hat. Ich muss es nicht haben, wenn es die anderen Leute haben müssen, von mir aus. [Stolz und Ehre?] Ja, irgendwie schon. Leonhard (17 J.)

Auch die Vorbildrolle für die eigenen jüngeren Geschwister wird in diesem Zusammenhang angeführt.

Ihnen [meinen kleinen Schwestern, Anm. d. Verf.] sage ich immer, nehmt euch ja kein Beispiel an mir, macht ja nicht den Blödsinn, den ich gemacht habe. [Also das sagst du dann, wie die Mama.] Ja [...] ihr müsst lernen, habe ich zu ihnen gesagt, aber versprecht mir eines, fangt nicht an zu rauchen, wirklich, auch wenn ich es selbst tue, ich will es nicht. Ich rauche auch nie vor ihnen, nie, weil das sieht blöd aus und ich tu vor ihnen auch nie etwas trinken oder mit einem Jungen blöd, nie, sie sollen sehen, dass sie ein gutes Vorbild haben. Melanie (15 J.)

5.3.4 Reifer, erwachsen werden

[Was braucht man zum Erwachsenwerden?] Man muss alles einmal probiert haben. Cosmas und Co. (Christoph 17 J., Cosmas, 20 J.)

In den Interviews befassten wir uns auch mit der Frage, inwiefern die in den Alkoholszenen gemachten Erfahrungen Auswirkungen auf das Erwachsenwerden der Interviewten haben.

In vielen Aussagen finden sich Hinweise, dass es positive Auswirkungen auf die Entwicklung der jungen Männer und Frauen gibt. Auch wenn es auf den ersten Blick aus „entwachsener“ Perspektive nicht leicht nachvollziehbar erscheint: durch die Beteiligung an den Alkszenen werden wichtige Erfahrungen gemacht, um reifer zu werden oder sich erwachsen zu fühlen. Dafür gibt es in vielen Aussagen Zustimmung.

[Glaubst du, dass Alkohol eine wichtige Erfahrung ist, um erwachsen zu werden?]
Ja, das sicher [...] Stefan (17 J.)

[Haben die Erfahrungen also doch zu deiner Entwicklung beigetragen?] Ja, das tut eigentlich jede Erfahrung, egal ob jetzt mit Alkohol, mit Rauchen, mit Ausgehen, einen Freund haben [...] hat sich schon viel verändert. Angie (15 J.)

Auch in diesem Zusammenhang wird oft über Erlebnisse mit dem Wahrnehmen der eigenen Grenzen berichtet: Sie zu erforschen, zu erkennen, wie man im Rahmen bleiben kann, zu wissen, wo sie liegen und wie sie einzuhalten sind, ist hilfreich für das weitere Leben. Sich kontrollieren und einschätzen können wird auch in Zusammenhang gebracht mit anderen Erwachsenen-Attributen wie beispielsweise vernünftig sein.

[Glaubst du, dass deine Erfahrungen mit Alkohol dazu beigetragen haben, zum Mann zu werden oder reifer zu werden?] Ja, auch diese Grenzerfahrungen, die man macht, dass man weiß, das war meine Grenze, da möchte ich jetzt nicht darüber hinaus gehen, ist sicher auch etwas, was man für das Leben braucht und einen reifer macht, glaube ich [...] Es ist sicher eine gute Erfahrung... ich glaube, dass diese [Erfahrungen, Anm. d. Verf.] auf alle Fälle notwendig sind für jeden, damit er seine Grenze erforscht und damit er weiß, okay, so weit kann ich gehen, so weit nicht... Philipp (16 J.)

[Haben die Erfahrungen mit Alkohol auch dazu beigetragen, dass du erwachsen geworden bist?] Vernünftiger, glaube ich. [...] Irgendwann versteht man, dass es irgendwie doch nur Blödsinn ist, obwohl es dann doch gemütlich ist etwas zu trinken. [Also hast du den Umgang erlernt?] Ja, und dass man sich auch mehr beherrschen kann, weil mir ist es erst ein paar Mal passiert, dass es mehrere Gläser

wurden, obwohl ich nur eines trinken wollte. [Hast du dich dadurch auch selbst besser kennengelernt?] Ja, das glaube ich schon, so weiß man halt, wie weit man gehen kann mit den Sachen und dann ist man auch irgendwann bereit, etwas anderes zu probieren. Josi (15 J.)

[...] man lernt Selbstbewusstsein, Vertrauen auf andere zu haben und Stopp zu sagen. [Das ist eine Schule für das Leben, die du gerade machst, in deinem Nachtleben] Ja schon. Melanie (15 J.)

Manche betonen in diesem Kontext, dass sie gerade aus diesem Grund ihre gemachten Erfahrungen nicht bereuen. Der Aufbruch ins Ungewisse, ins Gefährliche und Unbekannte der Nachtszenen wirkt wie eine moderne Initiation. Die Erfahrungen, die man macht, auch die unguten und die Fehler, werden als notwendig bezeichnet, um überhaupt heranwachsen zu können und sozusagen fürs Leben zu lernen. Es muss am eigenen Leib verspürt werden, was gewisse Handlungen für Konsequenzen mit sich ziehen.

[Wenn du jetzt auf die Zeit, wo du 14 Jahre alt warst, zurückblickst, würdest du mit dem heutigen Wissen etwas anders machen?] Ich glaube nichts, weil ich meine, dass man das einmal durchmachen muss... Aus Fehlern lernt man ja, deswegen finde ich es schon richtig so wie alles gekommen ist. Jana (18 J.)

[Du wärst wieder 14, mit dem Wissen, das du heute hast, was würdest du anders machen?] Nicht viel, wie gesagt, den ärgsten Rausch hatte ich mit 16 und irgendwie muss man draufkommen [...] weil alles muss gelernt sein, oder irgendwo herkommen, und mit 14, 15 habe ich alles mit Maß und Ziel betrieben. Leonhard (17 J.),

Wenn man mit 14 anfängt zu rauchen und dann mit 17 schaut man zurück, dann denkt man sich, wer war ich eigentlich, und dann fängt man an zu denken, es ist nicht das Richtige, was ich tu, was will ich eigentlich? [...] Alkohol trinken bringt es nicht, also denke ich, dass Alkohol trinken [...] gehört einfach dazu und ich denke, es ist ein Teil der Entwicklung, aber ein schlechter Teil, aber er ist einfach [...] es gehört einfach irgendwie dazu [...] ja man lernt auch viel daraus. Ich denke mir, einer, der trinkt und dem es danach sehr schlecht geht, der wird das nächste Mal

nicht mehr so viel trinken [...] da wird man auch reifer, dadurch, dass man eben einen Fehler macht, und einen Fehler mit Alkohol. Caro (18 J.)

Einige würden allerdings im Rückblick ihr Eintrittsalter nach hinten verschieben oder gewisse zu harte Erlebnisse rückgängig machen, die mit einem übermäßigen Rauschtrinken zusammenhängen: sich Erbrechen oder die Kopfschmerzen am nächsten Tag. Auch das für den Alkohol ausgegebene Geld kommt hier zur Sprache.

[Erfahrungen, die dir hätten erspart bleiben können?] Ja, als ich damals so viel gesoffen habe, dass ich mich übergeben musste, das würde ich rückgängig machen. Angie (15 J.)

[Würdest du heute mit dem Wissen, das du jetzt hast, von früher etwas anders machen?] Ja, ich hätte gerne nicht getrunken, weil am Tag danach Kopfweh haben und das Ganze lohnt sich nicht ... [Das heißt, du würdest es heute nicht mehr machen?] Nein, nicht, zu viel nicht. Matti (15 J.)

[Aber warum sagst, du dass es ein Blödsinn ist? Wie kommst du jetzt zu dieser gedanklichen Veränderung, denn früher hast du nicht so gedacht, oder?] [...] Man wird älter und reifer, denke ich halt, man hätte auch später anfangen können. [Das heißt, wenn du jetzt 14 wärst, dann würdest du das nicht mehr tun?] Nein. [Was würdest du anders machen?] Ich würde mit 14 halt noch nicht versuchen an Alkohol zu kommen [...] Ich würde mir mehr Zeit lassen... [Warum?] Ich weiß nicht, [...] dann hätte ich mir sicher mehr Geld gespart. Stefan (17 J.)

Auf die Frage, ob es andere Lebensräume in diesem Alter gibt, wo es zu ähnlichen Erfahrungen kommen kann, kommen viele verneinende Antworten: Weder die Schule, noch ein Jugendzentrum ermöglicht diesen Veränderungsprozess und Erfahrungsraum.

Da der Übergang von der Kindheit zum Erwachsensein nicht mehr über ritualisierte oder institutionalisierte Formen vorgegeben ist, müssen sich junge Menschen selbst darum sorgen, diesen für sich zu gestalten: Die Alkoholszenen scheinen da, auch mit den in ihnen möglich werdenden Negativerfahrungen, ein wichtiges Vakuum zu füllen, das sich im Verlauf des

Zivilisationsprozesses aufgetan hat. In ihnen brechen junge Männer und Frauen selbstorganisiert auf, um nach der eigenen Bestimmung zu suchen. Hier findet sich ein eindeutiger Konnex zu Epstein (2008), der die These vertritt, dass in westlichen Kulturen Jugendliche systematisch entmündigt, von Erwachsenen isoliert und damit blockiert werden, obwohl sie eigentlich sehr leistungsfähig wären.

Dabei ist der Aufstand, den Erwachsene heute bei Jugendlichen beobachten, nicht nur das Ergebnis einer künstlichen Verlängerung der Kindheit über das Einsetzen der Pubertät hinaus, sondern auch der Versuch durch selbstorganisierte Szenen, diese Zeit mit „sinnvollen“ Erfahrungsräumen auszuleben. Auf eine gewisse Weise werden junge Menschen hinsichtlich ihres eigenen Reifungsprozesses im aktuellen Sozialisationssystem nicht gefordert, bzw. es fehlen die entsprechenden Konstrukte. Das würde auch die Ambivalenzen im ersten Teil des Kapitels erklären. Auch die Alkoholszenen sind nur selbstorganisierte Behelfssysteme. In einem Lebensabschnitt, in dem ein großes Interesse an Lernerfahrungen besteht, fehlen die Erfahrungsräume und die Möglichkeiten sich auszutauschen.

Zu wenig gefordert wahrscheinlich. [Ihr macht dann Erfahrungen in so selbst organisierten Sachen.] Ja, das ist ein schweres Thema [...] es stimmt, ja, weil irgendetwas fehlt [...] irgendwo müssen die Jugendlichen schon mehr gefragt werden, nicht, um auch etwas zu lernen, nicht. In diesem Alter hat man am meisten Interesse, etwas zu lernen, und wenn du hier nichts findest, dann wirst du halt schon im restlichen Leben etwas finden, aber dann wird es viel langsamer gehen, bis du mal das lernst, was du eigentlich für das Leben brauchst. Das wäre eigentlich schon Zeit, jetzt zu lernen. Pauli (15 J.)

Die Schule ist ein Nicht-Ort für diesen „trial and error“-Prozess. Auch das Jugendzentrum wird als zu beaufsichtigt und kontrolliert erlebt. Was bleibt, sind die Nachtszene und die Straße. Wenn diese von Erwachsenen Kontrollorganen eingenommen werden, was bleibt am Ende übrig?

[Umbruchphase – wo macht man Erfahrungen, wie man mit Mädchen umgeht, wie man zum Mann wird usw., in der Schule?] Also erfahren tut man das, von mir aus

gesehen, nicht in der Schule, das ist sicher. Je mehr Erfahrungen du machst, also je mehr du tust, je mehr Fehler du machst, desto mehr Erfahrungen sammelst du in diesen Sachen [...] Jodok (15 J.)

Es ist, glaube ich, viel versäumt worden, dass man den Jugendlichen Alternativen bietet, statt auf der Straße, ich meine, ich kann nicht sagen, dass ich auf der Straße aufgewachsen bin, aber 10 Stunden am Tag war ich draußen mit den Kollegen herum, und das verändert einen schon auf andere Weise, als wie wenn man ins Jugendzentrum kommt, wo man weiß, was man dort tun kann [...] weil draußen kann man andere Sachen tun, als drinnen, denn da wird man auch beaufsichtigt. Marvin (20 J.)

[Du hast gesagt, wenn die Erwachsenen das stoppen, aber wenn sie das stoppen, was bleibt dann übrig?] Ja okay, dann bleibt gar nichts mehr, ja nein, ich weiß auch nicht, es ist total schwierig. [...] Ich war noch nie vorher in einem Jugendzentrum, weil da sind halt auch wieder Erwachsene, die dich kontrollieren, weil die schauen ja, was du tust, die wollen ja mit dir in Kontakt kommen, mit dir über dein Leben reden, das geht dir doch auch auf den Zeiger und dann gehst du da auch nicht hin. Caro (18 J.)

Am ehesten bietet sich die Sportszene als alternative Erfahrungsplattform für oben genannte Entwicklungsprozesse an. Beim Sport kann man Mädchen /Burschen kennenlernen, über Turniere sich messen und das eigene Leistungsvermögen zur Schau stellen. Über das Ausüben einer Sportart kann man Risiken eingehen, diese aber auch abwägen und einschätzen lernen. Über Sport und Bewegung wird das eigene Selbstwertgefühl gesteigert. Man erlernt Selbstdisziplin und mit Problemen leichter umgehen. Und: Man kann sich frei fühlen.

[Wenn es Alkoholszenen nicht geben würde, wo sonst könnte man Mädchen kennenlernen, wo man sich messen könnte, um zu schauen, wer der Bessere ist, usw.] Im Sport von mir aus gesehen ...eigentlich in jeder Art von Sport, weil in jeder Art von Sport gibt es Turniere, Wettbewerbe, Contests, etc. ... Mehr oder weniger geht es um die Leistung, nicht ums Aussehen des Bikes. Jodok (15 J.)

[...] Und im Winter ist es mit dem Brett und dem Rad [...] [Dem Rad?] Ja, mit dem Rad die Skipiste hinunter, da musst du aufpassen. Lucki (15 J.)

Wissend, dass Sport einmal, sagen wir alles war [...] jetzt, da ich mich daran erinnere, wie wichtig Sport war, sagen wir, dass Sport auch einen Platz einnimmt, nicht, weil ich jemand oder das werden muss, sondern für mich, weil er mir mehr Wissen, ich weiß nicht, über mich selbst gibt, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll [...] mehr Disziplin, ich weiß nicht, irgendetwas mehr [...] Selbstwertgefühl [...] wie man Probleme bewältigen kann, Sachen sehen, alles sehen [...] Salvatore (17 J.)

[...] Oder ich trommle meine Leute zusammen, die immer mit mir zusammen sind, dann gehe ich entweder Snowboard fahren, weil das tu ich sehr gerne, da fühle ich mich so richtig frei [...] Melanie (15 J.)

Auch der familiäre Kontext kommt hier nochmals zur Sprache. Eltern und Geschwister spielen im Ablösungsprozess eine gewichtige Rolle. Die Geschwister mehr in einer unterstützenden Form, da man durch sie viel über ein Eigenständigwerden lernen kann.

Die Eltern werden in diesem Zusammenhang oft auch in einer konflikthaften Art und Weise erlebt. In der Familie macht man emotional auch sehr belastende Erfahrungen, die, wenn sie verarbeitet werden können, einen auch besser einschätzen lassen, um was es im Leben geht.

[Was trägt zum Erwachsenwerden bei?] Also ich habe 2 ältere Geschwister, also die tragen viel dazu bei, von denen bekomme ich das Wissen und wenn man dann im Heim ist, dann lernt man auch eigenständig zu sein [...]. Leonhard (17 J.)

Denn wenn ich mit einem Freund streite, dann fange ich nicht an zu weinen, wie ein Verzweifelter, den sie aus dem Haus geworfen haben oder sogar noch schlimmer [...] Wie gesagt, ich sage nicht, dass man schlimme Erfahrungen machen muss, um zu verstehen, aber man sollte wissen, dass es diese schlimmen Erfahrungen gibt und dass es größere Probleme gibt, man sollte auch einschätzen können, wie wichtig eine Sache ist, ich wiederhole, weinen wegen einer solchen Sache, was machst du dann, wenn du aus dem Haus geworfen wirst, springst du dann vom Balkon? Salvatore (17 J.)

Ich denke, dass man in dieser Lebensphase [14 bis 16 Jahre, Anm. d. Verf.] denkt, dass man bereits erwachsen ist, du wirst vom Kind zum Jugendlichen und stellst dich gegen deine Eltern, du willst aus der Situation ausbrechen, du fühlst dich stark, unzerstörbar, also willst du alles ausprobieren. Dann gibt es die einen, die nachdenken und bei Alkohol und Zigaretten aufhören, und es gibt die anderen, die weitergehen. Chicco (17 J.)

Im Sinne der Gesundheitsförderungstheorie der WHO ginge es in diesem Zusammenhang gar nicht einmal so sehr darum, die Lebenskompetenzen der jungen Männer und Frauen zu erhöhen, sondern dem bereits vorhandenen ausgeprägten Lebens- und Gestaltungsvermögen einen echten, mit Verantwortungsübernahme und Erfahrungsmöglichkeiten gefüllten Raum zu bieten.

6. Dimensionen einer reflexiven Präventionsarbeit und Drogenpolitik

Wer die Fakten von heute nicht in einen größeren Zusammenhang stellt, begreift nichts. Deswegen ist es so wichtig sich vorzubereiten. Verstehst du die Geschichte nicht, verstehst du auch das Heute nicht. Beschränkst du dich auf die aktuellen Nachrichten, dann erzählst du Märchen, denn dann berichtest du, was du unter dem Mikroskop siehst, obwohl du eigentlich ein Fernglas bräuchtest. (Terzani 2007, S. 108)

In diesem Kapitel wird darauf eingegangen, was die vorliegenden Ergebnisse für die Präventionsarbeit bedeuten könnten und welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind. Die folgenden Überlegungen sind insofern reflexiv, weil in ihnen miteinbezogen und berücksichtigt wird, was es für die jungen Menschen bedeutet und was es für die Interventionen bedeutet, wenn die Bedürfnislagen von Jugendlichen wahrgenommen werden.

Im nachfolgenden Text werden bewusst bereits ausgetretene Wege gemieden. Es wird versucht, die Ergebnisse aus dem Forschungsteil auf mögliche zukünftige Präventionsszenarien zu übertragen.

„Wenn eine Beobachtung nicht ins Paradigma passt, ändern wir nicht das Paradigma, sondern wir unterdrücken die ‘unmögliche Tatsache’. Das Paradigma wirkt wie ein Filter, wie ein Immunsystem, das alles Fremdartige ausfiltert und ausmerzt“ (Munter 2012, S. 34). Die Aussage stammt vom Schweizer Bergführer und Lawinenforscher Werner Munter, der mit seinen Denk- und Handlungsmustern die Lawinenkunde revolutionierte. Sein Ansatz, bestehende Paradigmen in Frage zu stellen, prägt – auf die Prävention übertragen – auch den vorliegenden Text.

Die vorliegende Arbeit zeigt klar und unmissverständlich auf, dass Alkoholszenen wichtige identitätsstiftende und verankernde Impulse leisten, die junge Burschen und Mädchen auf ihrem Weg in das Erwachsenenleben als Erfahrungswelt benötigen. Sie sind behilflich, um sich von der Kindheit zu verabschieden und zu einem eigenen Selbst zu kommen. Diese Szenen sind selbstorganisiert und selbstkonstruiert. In ihnen lernen die Beteiligten kom-

petent mit Schlüsselsituationen umzugehen. Nach einigen Jahren entwickeln sie durch die Beteiligung aber auch eine kritische Reflexionsfähigkeit und distanzieren sich erneut davon. Ersichtlich wird durch die ausgeprägt vorgefundenen Ambivalenzen allerdings auch, dass die Alkoholszenen Kunstwelten sind und für diesen Übergangsraum nicht die optimalen und idealen Orte darstellen.

Dass Alkoholszenen diese Funktion trotzdem einnehmen, hat auch damit zu tun, dass Erwachsene sich aus diesem Raum mehr oder weniger verabschiedet haben. Im entgrenzten Raum der Postmoderne greifen keine Rituale und keine Schulen des Lebens mehr. Neues ist ebenso nicht in Sichtweite: Für die seit Menschengedenken gleiche Aufgabe seinen Platz im Gefüge zu finden, gibt es noch keine aktualisierte und an die aktuellen Lebensbedingungen angepasste Software. Die nachkommende Generation steht im Prozess des Erwachsenwerdens zurzeit alleine und ohne großen Unterstützer da.

Die alten Systeme, dazu zählen Schule, Kirche und Nationalstaaten, sind in Krise. Sie verlieren an Einfluss auf die Lebensgestaltung der Personen. Ebenso werden wichtige Lebensbezugspunkte durch eine Entgrenzungsdynamik unsicherer: Familie, Arbeit, Lernen, Technik, Zeitstrukturen geraten aus den Fugen. In den Gesellschaften der zweiten Moderne müssen Lebenslagen und Lebensübergänge individuell bewältigt werden, allgemein gültige und anwendbare Rituale, die die Veränderungsprozesse begleiten, gibt es nicht. Es existiert keine Grundlage mehr, von der alles gedacht und geordnet werden kann. Die Lebensläufe sind nicht mehr abschätzbar. Bestimmte Altersphasen werden durch diesen Prozess besonders instabil. Dazu gehören mit Sicherheit die 11- bis 16-Jährigen, aber nicht nur (vgl. Böhnisch, Lenz, Schröder 2009).

Ein Teil der Gesundheits- und Sicherheitsdiskurse versucht allerdings den Verlust zu ersetzen. Gesundheit und Prävention sind zu gesellschaftlichen Integrationsfaktoren geworden.

Neben der Arbeit als Kern des Lebenslaufs, der Lebensperspektive und des Lebenssinns ist zunehmend die Gesundheit, der Körper getreten. Der Körper und die Gesundheit werden zum Lebensmodell.

Gesundheitskampagnen aktivieren den Kollektivgeist in Gesellschaften, die ökonomisch wie sozial schleichend zu Verdrängungs- und Wettbewerbsgesellschaften werden. Kritiker argwöhnen auch, dass die Gesundheitsindustrie die Krankheiten „braucht“, um Profitsteigerungen zu garantieren und hohe Gewinnerwartungen aufzuweisen (Böhnisch 2012).

Über Kampagnen lancierte staatliche Vorgaben versuchen ebenso zu definieren, wie ein gutes Leben auszuschauen hat. Gesundheitskampagnen werden so auch genutzt, um auf das Verhalten des modernen Bürgers Einfluss zu nehmen und werden oftmals ein Instrument sozialer Kontrolle (Amendt 2004).

Häufig konzentrieren sich die Bemühungen auf die Vermittlung von Warn- und Angstbotschaften über die negativen Konsequenzen von riskanten Verhaltensweisen oder abhängig machenden Substanzen. Verbunden werden diese mit Kontrollen und Sanktionen.

Es ist aber davon auszugehen, dass die reine Verbots-, Kontroll- und Bewahrstrategie nicht zum erwünschten Ziel führt. Durch Droh- und Schreckensbotschaften nehmen die Betroffenen kaum Abstand von ihren aus dem Blickwinkel des Betrachters riskanten Verhaltensweisen. Eher entwickeln sie noch Reaktanz zur Botschaft und entwickeln Strategien, wie sie der Kontrolle entgehen können (vgl. Brehm 1966).

Manchmal wird auch die Meinung vertreten, dass man nur die Dosis erhöhen muss, d.h. noch mehr Schrecken postulieren und die Strafverfolgung sowie das Strafausmaß intensivieren. Doch auch damit sind keine großen Erfolge mehr zu erzielen.

Das Scheitern des globalen Krieges gegen die illegalisierten Drogen ist das beste Beispiel dafür. Der Bericht der Weltkommission für Drogenpolitik fasst es folgendermaßen zusammen:

Den hohen Aufwendungen für die Kriminalisierung und für repressive Maßnahmen gegen Produzenten, Dealer und Konsumenten von illegalen Drogen ist es nicht gelungen, das Angebot und den Konsum wirksam einzuschränken. Scheinbare Erfolge bei der Ausschaltung einer Quelle oder Dealerorganisation werden fast auf der Stelle durch das Aufkommen neuer Quellen und Dealer zunichtegemacht. Die auf die Drogenkonsumierenden ausgerichtete Repression

behindert Maßnahmen zum Schutz der öffentlichen Gesundheit, die darauf abzielen, HIV/Aids, tödliche Überdosen und weitere schädliche Folgen des Drogenkonsums einzudämmen. Die staatlichen Aufwendungen für aussichtslose Strategien zur Verringerung des Angebots und für die Inhaftierung verdrängen kostenwirksamere und evidenzbasierte Investitionen in die Verringerung der Nachfrage und die Schadenminderung. (Global Commission on Drug Policy 2011, S. 2)

Das Pferd, das man weiter reiten will, ist schon lange tot. Die magische Vorstellung über den effizienten Einsatz von Kontrollen, Verboten und Strafen als Generalprävention verliert in der Fachwelt an Einfluss. Bei vielen politischen Schlüsselpersonen ist sie allerdings immer noch hoch im Kurs.

Selbstbestimmte Menschen, die in einer freien Gesellschaft leben, kann man für eine Verhaltensänderung durch den Einsatz von repressiven Strategien nur schwer erreichen. Das mag zu totalitären Systemen passen, nicht aber zu modernen Demokratien. Gerade wenn es um junge Menschen geht, verbaut eine auf Kontrolle aufgebaute Strategie den Zugang. Die Negation der negativen Prävention ist demzufolge ein konsequenter Schritt. Die moralische Panikmache gehört nicht zum Instrumentarium der postmodernen Präventionsarbeit.

Besser passen Präventionsstrategien, die ihre Botschaften an Haltungen koppeln, die mit den Adressaten zumindest kompatibel sind. Auch die Betonung der eigenen Entscheidungsfreiheit und von Verantwortungsübernahme für das eigene Tun gehören zu den grundlegenden Elementen eines solchen präventiven Gedankengebäudes.

Prävention muss deshalb schon im Prozess der Sozialisation in eine Ermöglichungsstruktur von Lebenskompetenzen und Selbstsorge eingebettet werden (Böhnisch 2012).

Insofern wirkt Selbstkontrolle besser als Fremdkontrolle. Klarerweise wird es auch in diesem Kontext ein äußeres Regelwerk von Gesetzen und Sanktionen geben, die ausbalanciert und im Verhältnis stimmig den Rahmen des Erlaubten abstecken.

Prävention an sich ist aufgebaut auf Vernunft als Schlüssel des Verstehens und Agierens. Das Ziel präventiver Maßnahmen – sei es im Gesetzes-, sozialen und/oder gesundheitlichen Bereich – ist, Probleme, Leid und/oder Schädigungen jeder Art zu mindern oder zu verhindern. Präventives Handeln dient also grundsätzlich dem Wohl der Menschen. Die Schwierigkeiten entstehen erst dann, wenn andere für uns entscheiden. Die Unschuld geht verloren, sobald Verhalten ohne Einverständnis der Betroffenen verändert werden will. Dafür gibt es etliche Beispiele aus der Vergangenheit: die Sterilisation von psychisch Kranken und die Onanieverhütung im letzten Jahrhundert sind nur zwei davon (vgl. Hainz 2012, Uhl 2012).

Doch es geht auch anders. Miller und Rollnick (2004) sind mit ihren formulierten RULE's, vier Leitsätzen, die die geistig und philosophische Basis der Motivierenden Gesprächsführung bilden, ein Beispiel für einen partnerschaftlichen, die Autonomie der beratenden Personen respektierenden Ansatz. RULE ist ein Akronym, jeder Buchstabe weist auf einen Leitsatz hin. R steht für „resist the righting reflex“, d.h. es geht in erster Linie nicht darum, die eigene Agenda durchzubringen. Viele Menschen scheinen so etwas wie einen angeborenen Impuls zu besitzen, bei anderen Dinge oder Situationen, die problematisch sind, in Ordnung zu bringen. Zahlreiche gute Ratschläge in privaten Gesprächen zwischen Freunden, Verwandten und Bekannten resultieren aus diesem Bedürfnis. Und auch in der Beratung ist dieser „Es-richten-wollen-Reflex“ Quelle zahlreicher Lösungsvorschläge im Kopf des Beraters, sobald ihm eine Problemsituation vom Klienten geschildert wird. In der Motivierenden Gesprächsführung gilt es, diesem Reflex zu widerstehen und dem Klienten den nötigen Raum zu verschaffen und ihn dabei zu unterstützen, eigene Argumente für Veränderung zu finden, zu entwickeln und eigene Lösungsstrategien zu erarbeiten. Eine „Regieübernahme“ seitens des Beraters führt – insbesondere wenn sich der Klient in Ambivalenz befindet – eher zur Nicht-Veränderung und kann den Widerstand des Klienten erhöhen.

Vielmehr geht es am Anfang um U, „understand your client's motivations“, also den Klienten oder die Zielgruppe zu verstehen, indem man L, „listen to your client“, dem Klienten, in unserem Fall der Zielgruppe, zuhört. Erst dann geht es um E, „empower your client“, um die Selbstbefähigung der Ziel-

gruppe und die Erhöhung von deren Zuversicht, aber auch um die aus dem Dialog formulierte Wichtigkeit von beispielsweise Verhaltensänderungen (vgl. Hainz 2012). Ursprünglich als Alternative für einen konfrontierenden Stil im klinischen Beratungssetting entwickelt, kann der RULE-Ansatz auch in der Arbeit mit Zielgruppen der Prävention angewandt werden. Durch ihn bleibt der Fokus verstärkt bei den Bedürfnislagen der Betroffenen statt bei den manchmal auch abgekoppelten Zielvorgaben von Präventionsprojekten.

In jüngster Zeit verändert auch die Europäische Beobachtungsstelle für Drogen ihren Fokus: Die neuen Präventionsdefinitionen der EBDDA konzentrieren sich auf die Stärkung von vulnerablen Gruppen, die aufgrund ihrer Vorbelastung oder der Lebensumstände leichter Gefahr laufen, eine Abhängigkeit zu entwickeln.

Das Hauptkriterium, um zwischen universaler, selektiver und indizierter Prävention zu unterscheiden ist, wie die Gefährdung (oder das Risiko) für spätere Suchtentwicklung eingeschätzt wird. Ob und wie Substanzen konsumiert werden, ist dafür nicht unbedingt hilfreich. Für universale Prävention wird die ganze Zielbevölkerung als ähnlich (gering) gefährdet angesehen, wohl wissend, dass gefährdete Individuen dabei sein können. In der selektiven Prävention werden soziale und demografische Indikatoren benutzt, die grob darauf hinweisen, dass einige Gruppen wie z.B. besonders marginalisierte ethnische Minderheiten, Jugendliche in sozialen Brennpunkten, Jugendliche mit Drogen delikten, belastete Familien oder Diskobesucher höher gefährdet sind. Obwohl solche leicht zu erhebenden institutionellen Indikatoren nützlich sind, um sich auf Gruppen zu konzentrieren, wo problematischer Substanzkonsum häufiger auftritt, sagen sie nichts über die Gefährdung einzelner Individuen in diesen Gruppen aus. In der indizierten Prävention jedoch sollte ein als gefährdet eingestuftter Mensch ein Screening bekommen und eine expertendiagnostizierte Störung (z.B. Attention Deficit Disorder, Conduct Disorder, etc.) haben.

In der aktuellsten Version klassifiziert und definiert die EBDDA (2012) folgende Präventionskategorien:

a) Verhältnisprävention – Auf eine Gesellschaft (und Systeme) einwirken

Ziel der Verhältnisprävention ist die Veränderung des kulturellen, sozialen, räumlichen und wirtschaftlichen Umfelds, das die Wahl der Menschen bezüglich des Konsums von Substanzen beeinflusst. Dieser Ansatz berücksichtigt, dass Individuen sich nicht allein aufgrund persönlicher Charakteristika auf Substanzkonsum einlassen. Menschen werden eher von einem komplexen Zusammenspiel von Faktoren ihrer Umgebung beeinflusst: von dem, was in ihrem Milieu als normal, erwartet oder akzeptiert angesehen wird, von den Regelungen und Steuern in ihrem Staatswesen, von den Werbebotschaften, denen sie ausgesetzt sind, und von der Verfügbarkeit von Alkohol, Tabak und illegalen Drogen. Verhältnispräventive Strategien umfassen in der Regel Maßnahmen wie Rauchverbote, Preis- und andere Regelungen für Alkohol, Werbebeschränkungen oder die Förderung eines positiven Klimas an Schulen.

b) Universale Prävention – Auf eine Bevölkerung einwirken

Die universale Prävention hat ganze Bevölkerungsgruppen zum Gegenstand, vorwiegend an Schulen und auf Gemeinschaftsebene. Sie zielt darauf ab, den Erstkonsum und das Auftreten drogenbedingter Probleme zu verhindern oder zu verzögern, indem jungen Menschen die notwendigen Fähigkeiten vermittelt werden, um Drogenprobleme zu vermeiden. Universelle Prävention richtet sich an große Bevölkerungssegmente, ohne dass die Gefährdung für Suchtprobleme (z.B. durch ein Screening) abgeschätzt wird. Ziel ist oft, die Lebens- und Gesundheitskompetenzen von Kindern und Jugendlichen, aber auch Erwachsenen zu stärken. Wichtige Zielgruppen der Prävention sind somit nicht nur Eltern und Lehrpersonen, sondern auch Seelsorger, Jugendarbeiter, Arbeitgeber, Politiker u.a.

c) Selektive Prävention – Auf (gefährdete) Gruppen einwirken

Die selektive Prävention richtet sich an bestimmte Gruppen, Familien oder Gemeinschaften, in denen Menschen aufgrund ihrer schwachen sozialen Bindungen und knappen sozialen Ressourcen stärker gefährdet sind, Substanzen zu konsumieren oder eine Abhängigkeit zu entwickeln. Diese höhere Anfälligkeit für Problemkonsum rührt oft aus sozialem Ausschluss her, z.B.

bei Jugendlichen in sozialen Brennpunkten, besonders belasteten Familien oder Schulabbrechern.

Vorrangiges Ziel ist, jene Gruppen zu erreichen, in denen Risikofaktoren oder Problemverhalten konzentriert sind und sie – auch im Sinne eines psychopädagogischen und/oder sozialarbeiterischen Ansatzes – zu unterstützen (z.B. Projekte für Schulabbrecher, Gruppenprogramme für junge angezeigte Konsumenten).

d) Indizierte Prävention – Auf (gefährdete) Individuen einwirken

Indizierte Prävention zielt darauf ab, Menschen mit Verhaltensstörungen oder psychischen Problemen zu ermitteln, aufgrund derer sie in ihrem späteren Leben einen problematischen Substanzkonsum oder eine Abhängigkeit entwickeln könnten, und für diese Menschen individuelle, spezifische Maßnahmen anzubieten. Als eine Unterkategorie davon richtet sich Frühintervention an Menschen mit problematischem Substanzkonsum aber ohne klinische Kriterien für eine Abhängigkeit. Anzeichen für erhöhtes individuelles Risiko können Schulversagen, frühes aggressives und antisoziales Verhalten und Entfremdung von Eltern, Schule und der Peer-Gruppe sein. Das Ziel indizierter Prävention ist nicht unbedingt, dem Beginn jeglichen Substanzkonsums vorzubeugen sondern vor allem, die schnelle Entwicklung von süchtigem Verhalten oder die Häufigkeit und Gefährlichkeit von Substanzkonsum zu verringern (z.B. kontrolliertes statt Exzesstrinken).

Der aktuelle Ansatz der Europäischen Beobachtungsstelle für Drogen könnte noch weiter ausgebaut werden, indem die allgemeinen Lebens- und Entwicklungsbedingungen von jungen Menschen noch stärker in den Fokus gesetzt werden.

Die Ergebnisse können auch in Zusammenhang mit dem laufenden Suchtdiskurs gebracht werden. Drogen aller Art sind Teil der soziohistorischen Wirklichkeit des Menschen. Oftmals ist der Konsum auch verbunden mit einem Wunsch nach Transzendenz. Aus kulturhistorischen Untersuchungen und Schriften ist belegt, dass praktisch jede Gesellschaft – über den mehr oder weniger ritualisierten Konsum von berauschenden Substanzen, aber auch über Bewegung (Tänze), religiöse Zeremonien, Atemtechniken und

Meditationsübungen – dem menschlichen Bedürfnis nach Rausch, Ekstase und Transzendenz nachzukommen versucht. Dass rauschhaftes Erleben Teil menschlichen Lebens ist, zeigt schon die Tatsache, dass der wesentliche lebenspendende Akt der Sexualität in der menschlichen Biologie als Rausch-erlebnis angelegt ist (Legnaro 2000; Sterneck 2003).

Aber auch die Prohibition hat eine lange Geschichte. Der Staat griff seit jeher in die Präferenzen seiner Bürger ein. Die Drogenpolitik der vergangenen Jahrzehnte war eine über weite Strecken von Fundamentalisten der Abstinenz angeführte Propagandaschlacht. Das Denken der politischen Klasse und der an Politik interessierten Öffentlichkeit Europas ist von dieser Propaganda noch immer durchdrungen (Uhl 1999, Amendt 2004).

Als Fachmenschen befinden wir uns zurzeit in einer Situation, in der es fast nicht mehr möglich ist, öffentlich die Position zu vertreten, dass ein Rausch ab und zu etwas durchaus Normales und Menschliches ist, geschweige denn, dass rauschhafte Zustände der Gesundheit dienlich sein können. Geht diese Entwicklung weiter, könnte sich die abstinenzorientierte Haltung auch durchsetzen, wenn es um den Alkoholkonsum an sich geht. Bei den illegalisierten Substanzen ist das seit etwa 100 Jahren so, für Tabak gilt es seit Kurzem, beim Alkohol scheint es zu beginnen – klarerweise bei einer schwachen Bevölkerungsgruppe, bei den Jugendlichen. Nur die Psychopharmaka bleiben interessanterweise von diesem Diskurs ausgespart.

Diese Entwicklung hängt wahrscheinlich auch damit zusammen, dass sich Experten und Medien regelmäßig auf das unangepasste, nicht gelungene Verhalten konzentrieren. Vielleicht ist es ja geradezu eine „Berufskrankheit“, immer das Negative in den Mittelpunkt zu stellen, da man in der beruflichen Praxis hauptsächlich mit dem Scheitern, den Traumatisierungen, der Sucht und der Zerstörung zu tun hat.

Für die Präventionsarbeit gilt das nicht pauschal. Wenn sie sich auf die Allgemeinbevölkerung bezieht, kann sie sich nicht in erster Linie von den Erkenntnissen der behandelnden Drogenarbeit leiten lassen, da diese immer von dem nicht geglückten Versuch des Umgangs mit Drogen ausgeht. Auch wenn der problematische Umgang mit psychoaktiven Substanzen eines der großen

Probleme moderner Gesellschaften ist, kann der Wunsch nach Rausch nicht aus den Agenden der Präventionsarbeit gestrichen werden (Koller 2008, S. 15). Umso mehr, weil es genügend kommerzielle Anbieter gibt, die diesen Wunsch aufgreifen.

6.1 Was Alkoholszenen leisten

Die vorliegende Forschungsarbeit zeigt in ihrem empirischen Teil auf, welche Aneignungsprozesse junge Menschen in Alkoholszenen durchlaufen. Man kommt zum aktuellen Zeitpunkt nicht umhin, die Konsumszenen als Orte der Identitätsentwicklung zumindest für einen Teil der jugendlichen Bevölkerung anzuerkennen. Die Szenen sind behilflich, weil sie gute und schlechte Selbsterfahrungen ermöglichen und so junge Menschen bei ihrer Identitätskonstruktion unterstützen.

Alkoholszenen bekommen als ritualisierter Erfahrungsraum Platz und Wichtigkeit, obwohl sie in erster Linie nicht dafür gemacht sind. Das erfolgt hauptsächlich deshalb, weil nicht viele andere öffentliche Räume mehr vorhanden sind, in denen junge Menschen sich bewegen können und die die Voraussetzungen mitbringen, um als Übergang zu dienen sowie Erfahrungen und Möglichkeiten zum Erwachsenwerden und Reifen zu bieten.

Die Frage ist, wie dieses Phänomen zu bewerten ist. Eine Möglichkeit ist den Umstand, dass Alkoholszenen diese Aufgaben einnehmen, zu akzeptieren. Als Konsequenz müssten sich Präventionskräfte dann mit dem Phänomen der Alkoholszenen stärker beschäftigen, indem man beispielsweise eine verstärkte Zusammenarbeit mit den Anbietern beginnt und versucht Maßnahmen zu entwickeln, um optimalere Erfahrungsräume mitzugestalten.

Gleichzeitig greifen dann leichter risiko- und schadensmindernde Konzepte für einen „sicheren“ Rauschraum, die den äußeren Rahmen absichern helfen. Safer-use-Strategien, die in den Nightlive- und Partykontexten schon entwickelt wurden (Mendes 2011), wären demzufolge weiterzudenken.

Ebenso sind die Handlungsmodelle aus der Rausch- und Risikopädagogik nützlich, in denen Kompetenzen im Umgang mit Alkohol und Gruppendynamik trainiert werden (Koller 2003).

Auch die Zusammenarbeit mit security staffs und Ordnungskräften müsste intensiviert werden, allerdings mit einem neu formulierten Ziel eines „sicheren Konsum- und Rauschraums“.

Last but not least müsste es zwangsläufig auch darum gehen, die Akteure, die Jugendlichen selbst, in den Mittelpunkt zu stellen. Gerade Jugendliche können leicht in einen Konflikt zwischen entwicklungsnotwendigem Experimentieren und Präventionsaufforderungen kommen, der ihr Streben nach Selbstregulierung blockiert. Vor diesem Hintergrund gilt es, die Befähigungsperspektive vor die Kontrollperspektive zu setzen (vgl. Böhnisch 2012).

Beispielsweise sollten sie selbst Teilhaber und Gestalter der Nachtszenen werden. Dies geschieht bis heute am ehesten in privaten, verborgenen, teils auch illegalen Kontexten. Die Freetekno-Szenen sind ein gutes Beispiel dafür. Freetekno (auch FreeTek) ist eine Subkultur der Techno-Bewegung, die seit Beginn der 1990er-Jahre besteht und eine Gegenvariante der kommerziellen Rave- und Techno-Bewegung darstellt. Die Szene definiert sich durch ihre „Teknivals“ genannten Veranstaltungen, die überwiegend anonym geplant und unangemeldet veranstaltet werden. Die Veranstaltungsorte werden nur sehr kurzfristig über Webseiten oder Infolines bekannt gegeben. Freetekno steht sowohl in der Tradition der „Free Festivals“ der Hippiebewegung als auch in naher Verwandtschaft zur Autonomen Szene, aus deren beider Reihen die Initiatoren oftmals stammen. Das Motto Free Tekno for Free People hat eine finanzielle wie auch politische Bedeutung. Als Eintrittsgeld wird häufig nur eine freiwillige Spende gefordert, mit der meist kein Gewinn erzielt, sondern nur die entstandenen Aufwände wie Transport und je nach Legalität der Veranstaltung auch Betriebskosten (z.B. Strom, Sanitäranlagen) und Miete abgegolten werden sollen. Um die DJs, Live-Acts und Soundsysteme besteht kein Starkult, sie werden häufig sogar durch Tarnnetze oder gänzlich durch Boxen vom Publikum abgeschirmt. Weit verbreitet sind Live-Tapes bzw. zeitgemäßer: selbst gebrannte CDs und Verbreitung über das Internet als Musikdateien. Die Besucher der oft mehrtägigen Teknivals versetzen sich mit Hilfe der üblicherweise gespielten, schnellen hypnotischen Musik in einen tranceähnlichen Zustand. Ein bestimmtes, im Zusammenhang mit der Freetekno-Bewegung häufig anzutreffendes Techno-Genre nennt sich in

Anlehnung an schamanistische Stammesrituale „Tribe“ oder „Tribal“. Die von Ort zu Ort wandernden Soundsysteme werden auch als moderne Nomaden betrachtet, die als Traveller mit ihren Wohnwagen und umgebauten LKWs wochen- oder monatelang von einem Teknival zum nächsten fahren. Veranstaltungsorte sind oft ausgefallene Plätze wie ehemalige Militäranlagen, Burgen und Schlösser, Industrieruinen, entlegene Strände und Ähnliches, wo mit den Besuchern ausgelassen gefeiert werden kann. Die aus DJs, Produzenten und Helfern bestehenden Soundsysteme verfügen zumeist über ein großes Potenzial an mobilen Lautsprecheranlagen, Strom-Aggregaten, Zelten und Ähnlichem, um ihre Veranstaltungen spontan und autonom durchzuführen.

Doch: wie viel Abweichung halten wir aus? Welche Grenzerfahrungen werden toleriert? Wem gehören die öffentlichen Plätze?

Der ehemalige Richter Livio Pepino (2012) beschreibt es so: Es braucht einen Platz für die Unordnung, für das Andere. Es braucht eine Strategie des Auskommens und Zusammenlebens mit den Substanzen.

Die Stadt Zürich (2002) beispielsweise stützt ihre Maßnahmen in den Bereichen „Sicherheit und Sauberkeit in der ganzen Stadt“ auf die drei Säulen Infrastruktur, Kommunikation und sichtbare (Polizei-)Präsenz und folgt dem Leitsatz: Erlaubt ist, was nicht stört.

Ibiza organisiert das Bedürfnis nach Transzendenz, Entgrenzung, Rausch jedes Jahr aufs Neue und nutzt dazu professionelles Know-how auf allen Ebenen: Locations, Organisation, Musik, Konsum, Sicherheit sind konzeptionell überlegt und von professionellen Mitarbeitern umgesetzt. Das Bedürfnis nach Entgrenzung und Transzendenz wird zur Ware und perfekt in Szene gesetzt und genutzt von einer smarten, anpassungsfähigen Unterhaltungsindustrie.

Musiker, DJs, Promoter, Manager und Gogos arbeiten in einer raffinierten Freizeitmaschinerie, um die Wunschvorstellungen von Spaß, Sex und Freiheit einer gestressten westlichen Gesellschaft zu befriedigen. In der Filmdokumentation „Ibiza Occident“ präsentiert der Filmemacher Günther Schwaiger (2011) „neuneinhalb Musikgeschichten“, bei der jede einzelne für

einen gewissen Aspekt des Ganzen steht, sei es nun die Insel oder unsere Welt, ohne jedoch den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben (Quelle: Filmtext im Kinoprogramm).

Die Überlegungen mögen für manche Leser/innen absurd und paradox sein, weil sie aus der Feder eines Präventionisten wie eine Anleitung zum Konsum klingen und deshalb abzulehnen sind. Allerdings gibt es in unserer Gesellschaft mehrere Beispiele, die zeigen, dass im Umgang mit risikoreichen Verhaltensweisen unterstützende Maßnahmen für einen kompetenten Umgang der gangbarere Weg sind als das reine Verbot sowie Sicherheits- und Verhinderungsstrategien.

Den Entschluss auf Risikoreduktion zu setzen statt auf höchstmögliche Sicherheit durch Vermeidungs- oder Kontrollstrategien, hat die Lawinenforschung und mit ihr der Skialpinismus schon seit Längerem gefasst. So schreibt Werner Munter, ein Schweizer Bergführer, der mit seinen Erkenntnissen das Verhalten der Alpinisten im Umgang mit Lawinen radikal veränderte, bereits im Jahr 1997 folgendes:

Die allgemein verbreitete Sicherheitsphilosophie wird konsequent aufgegeben zugunsten eines geschärften Risikobewusstseins und eines bewussten Risiko-Managements. Das verkrampfte Sicherheitsdenken, das den Blick auf Möglichkeiten, Alternativen und Varianten verstellt, soll einem spielerischen Umgang mit Wahrscheinlichkeiten Platz machen. Die Unfallforschung hat längst gezeigt, dass risikobewusste Menschen weniger Unfälle verursachen als Leute, die glauben, die Sache im Griff zu haben. (Munter 2003, S. 12)

Suchtprävention könnte aus den Erfahrungen der Lawinenforschung lernen, um eine Haltung zu entwickeln, die nicht die Erhöhung von Sicherheit als oberstes Ziel verspricht, sondern Strategien im Umgang mit Unsicherheit entwickelt. „Es ging nicht darum, mit immer mehr und immer detaillierterem Wissen die Unsicherheit zu beseitigen, sondern vielmehr darum, zu lernen, klug damit umzugehen“ (Munter 2012, S. 36).

6.2 Trinken lernen

In Anlehnung an die Praxis bei anderen risikoreichen Verhaltensweisen müsste es für Jugendliche ein unterstützendes Angebot zu einem bewussten und verantwortungsvollen Konsum geben. Ziel müsste es sein, im Umgang mit Alkohol so wenig Probleme wie möglich zu entwickeln. Das würde auch bedeuten, den halbwildten Raum der Alkoholszenen zuzulassen, ihn zum Teil aber auch zu domestizieren. Auch das wäre nicht neu, betrachtet man die konsequente Einverleibung radikaler jugendlicher Subkulturen in die etablierte Mode- und Trendcodes. Ein beeindruckendes Beispiel dafür ist Woodstock, das mehr als 40 Jahre später als Kulturevent gefeiert wurde, damals aber als außergewöhnliche Bedrohung mit Apokalypse-Status für die zivilisierte Welt betrachtet wurde (Gross 2009).

Zum aktuellen Zeitpunkt bringt sich die nachkommende Generation das Trinken mehr oder weniger selbst bei. Das war nicht immer so. Noch vor einer Generation lernten die Jungen – zumindest in Südtirol – das Trinken von den Erwachsenen innerhalb von Schützen-, Feuerwehr-, Musik- und Sportvereinen. Der Saufpokal bei Amateur-Fußballmeisterschaften ist immer noch in Gebrauch und erinnert an diese Tradition.

In Zukunft müsste es (wieder) möglich werden, dass man junge Menschen das Trinken lehrt, so wie das Rad-, später das Autofahren. Möglicherweise mit ein bisschen mehr Stil und Kultur. Anstatt bei den Vereinen mit einer gewissen Trinkkultur die Abstinenz einzufordern, könnten die verantwortlichen Erwachsenen rauschpädagogisch geschult werden und als Bezugspersonen für die jungen Mitglieder dienen. Damit entsteht für alle Beteiligten auch ein Reflexionsraum. So könnte neben einem Kompetenzerwerb ein Hinterfragen stattfinden, was und aus welchem Grund für die unterschiedlichen Generationen an „Trinksitten“ gerade passt oder früher gepasst hat, bzw. warum spezielle Getränke und spezifische Trinkmuster gerade „in“ und „cool“ sind.

Ein Projekt, das in diese Richtung arbeitete, trägt den Namen „AHA – alternative happy hours“. AHA suchte die Kooperation mit der Gastronomie, die

Jugendlichen Freizeiterlebnisse anbietet, zu denen auch der Alkoholkonsum gehört. Gastronomie und Freizeiteinrichtungen aller Art sind also nicht die Gegner, sondern die wichtigsten Partner von Prävention und Gesundheitsförderung. So ist AHA – alternative happy hours entstanden: mit Gastromomen gemeinsam Settings und Konsumangebote so zu gestalten, dass nicht der Exzess sondern die Balance und der Genuss im Vordergrund stehen (vgl. Koller 2006).

Bühler und Schmidt (2007, S. 120) argumentieren in diese Richtung sogar weiter, wenn sie schreiben, dass es

unter einer bewältigungsorientierten Perspektive wenig sinnvoll erscheint, das Rauscherleben generell verhindern zu wollen. Eine reine Abstinenzorientierung in der Prävention wäre unrealistisch und kontraproduktiv. Letzteres vor allem deshalb, weil so gefährdet würde, was für jede Präventionsstrategie zentral ist: der Zugang zu Jugendlichen. Vielmehr muss es in Bezug auf den Umgang mit Alkohol darum gehen, Konzepte (weiter) zu entwickeln, die Jugendliche so anleiten und begleiten, dass sie in ihrem Alltag, ihren eigenen sozialen Strukturen mehr Trinkkompetenz erwerben bzw. einen verantwortungsbewussten Umgang mit Alkohol entwickeln und einüben können. Der sinnvolle Ausgangspunkt für solche Präventionsansätze sind deshalb die Jugendlichen selbst in ihrer gängigen Konsumpraxis. Hier gilt es, darauf hin zu wirken, dass die in diesen Praxen enthaltenen Risiken minimiert und gleichzeitig die bereits vorhandenen Bewältigungsansätze der Mädchen und Jungen gestärkt werden können. In ihren lebensweltlichen Trinkkontexten sollten sie flankierend begleitet und unterstützt werden, damit es ihnen gelingt, von 'AnfängerInnen' zu 'KönnenInnen' im Umgang mit der Alltagsdroge Alkohol zu werden. Grundsätzlich sollte sich der Fokus auf eine 'Entgrenzungsbegleitung' richten, also zu einer Re-Ritualisierung statt zur Domestizierung von Grenzerfahrungen. (Bühler, Schmidt 2007, S. 120)

Was Erwachsene und Jugendliche – bestenfalls eingebettet in einem Generationendialog – in einer hedonistischen Welt zu lernen haben, ist eine tiefere (spirituelle) Dimension des Rausches, seine Einbettung in Rituale und soziale Netze, seine Reflexion im Alltag.

Und es gibt sie, vorsichtige Versuche, ritualisierte Rauschräume zu schaffen, eine Rauschpädagogik zu etablieren. Gerald Koller ist mit seinem Risflecting-Ansatz einer der Vorreiter dieser Bewegung (vgl. Koler 2008, S. 16).

6.3 Verbots- versus Kompetenzkultur

Konsequenterweise müsste auch über das Zugangsalter für den Alkoholkonsum und die Konsumorte nachgedacht werden. Nimmt man die Ergebnisse aus dieser Untersuchung ernsthaft wahr und macht sich nochmals bewusst, dass die Interviewten zwischen 14 und 20 Jahre alt waren, müsste dieses nicht über dem 14. Lebensjahr liegen.

Das Jugendschutzalter überdenken? Auf 14 Jahren herabsetzen? Oder überhaupt den Jugendschutz aufheben? Das sind für Präventionisten und Gesundheitspolitiker ketzerische Thesen. Vertritt man sie, landet man leicht in der Vorhölle. Der Jugendschutz gilt nämlich als eine der Leitideen der Prävention. So schreibt etwa Barbara Kull (2011, S. 17): „Im Bereich Jugendschutz steht dann auch der konsequente Vollzug der geltenden Vorschriften im Zentrum der Bemühungen.“

Aber: Ist das die Lösung für ein sich im Vakuum befindendes Kindheit-Erwachsenen-Übergangsfeld?

Einerseits ist allen, spätestens wenn man die Prävalenzzahlen von 14- und 15-Jährigen in Bezug auf Alkoholkonsum kennt, klar, dass eine Alkoholabstinenz bei dieser Altersgruppe nicht mehr einhaltbar ist. Die aktuellste HBSC-Studie ermittelt im Ländervergleich bei den 15-Jährigen, die mindestens einmal die Woche Alkohol trinken, Prävalenzraten zwischen 5% (isländische Mädchen) und 44% (tschechische Burschen) mit Mittelwerten von 17% bei den Mädchen und 25% bei den Burschen. Bei den Rauscherfahrungen (mindestens zwei im Leben) liegen die Prävalenzraten zwischen 8% (makedonische und armenische Mädchen) und 56% (dänische Burschen) mit Mittelwerten von 29% bei den Mädchen und 34% bei den Burschen (Currie et al. 2012).

Zusätzlich verhält es sich eher noch so, dass Jugendliche unter 16 sich bezüglich des Alkoholtrinkens daneben benehmen, weil etwas anderes im Sinne einer „self-fulfilling-prophecy“ von ihnen gar nicht erwartet wird. Wenn man

unter 16-Jährigen einen kompetenten Umgang nicht zutraut, kann das auch wie ein Freibrief klingen, sich an gar nichts halten zu müssen.

Weiters zeigt die Analyse der Interviews auf, dass Negativerfahrungen nützlich sind, um auf Distanz zu risikoreichen Verhaltensweisen zu gehen. Notwendig wäre es, vermehrt auf Bewährungs- als auf Bewahrungsmodelle zu setzen.

Die 17-jährige Schülerin Verena Reichhalter bezeichnet in ihrem Beitrag zu einem Redewettbewerb die Jugendlichen ihrer Generation als „Gewächshausleichen“:

Wenn man Pflanzen im Gewächshaus – unter optimalen Bedingungen – züchtet und sie dann einfach ins Freie stellt, bedeutet das für diese Pflanzen den sicheren Untergang. Denn schon der leichteste Windstoß könnte den unstabilen Stängel umknicken.

Auch wir haben unsere Kindheit unter optimalen Bedingungen – eben fast wie in einem Gewächshaus – verbracht und sind dadurch nicht abgehärtet fürs reale Leben. Wir haben es in vielerlei Hinsicht leichter, als es noch unsere Eltern und Großeltern hatten: Wir müssen keine kilometerlange Schulwege zurücklegen und müssen auch nicht bei der harten Arbeit am Bauernhof mithelfen. Niemand von uns muss geflickte oder löchrige Kleidung tragen oder gar hungern. Und wir werden sicher nicht an Kinderlähmung oder Rachitis erkranken. Es stimmt tatsächlich: wir sind nicht durch Entbehrung und Verzicht abgehärtet worden.

Aber halt: die optimalen Gewächshausbedingungen treffen nicht auf alle Bereiche zu. Wir hatten zwar Spielzeug und Süßigkeiten im Überfluss, aber was uns gestärkt und abgehärtet hätte, was uns Selbstvertrauen geben würde, davon hatten und haben wir nicht so übermäßig viel bekommen.

Häufig machen es sich Eltern sehr einfach und setzen ihre Kinder vor den Fernseher oder stecken sie in irgendwelche Kurse, Hauptsache sie sind beschäftigt.

Was wir wirklich gebraucht hätten, sind Dinge wie Respekt, Vertrauen und Vorbilder. (Reichhalter 2012)

Andererseits: Was traut man jungen Menschen in diesem Alter sonst noch zu? Sie sollen eigenverantwortlich zur Schule gehen, ihre Ausbildungswege entscheiden, Liebesbeziehungen eingehen, und und und? Der Probeführerschein wird auf 17, das Wahlalter auf 16 gesenkt und wenn es um sexuelle Erfahrungen geht, greift der Jugendschutz nur unter gewissen Bedingungen. Oder anders: Was können und leisten 14-Jährige schon alles! Mit ihren Skateboards und BMX-Rädern, in Boulderräumen und Stadtparcours – da sind bereits viele Kompetenzen entwickelt.

Jugendliche sind höchst kompetent, auch wenn sie das in der heutigen Umwelt oft nicht zeigen. Sie beherrschen eine ganze Reihe von anspruchsvollen Fähigkeiten praktisch genauso gut wie Erwachsene: Sie sind selbstständig, verantwortungsfähig, einfallsreich und sozial geschickt. Langjährigen Studien über Intelligenz, Wahrnehmung und Gedächtnis zufolge sind Teenager Erwachsenen in vielen Fällen sogar überlegen. (Epstein 2008, S. 26)

Das Konsumalter der Kulturdroge Alkohol ist in Italien mittlerweile auf 18 erhöht worden. Nach dem Willen mancher müsste es auf 21 Jahre gesetzt werden. Da passen die Anforderungsprofile, die man für das Alter 14 bis 18 anwendet nicht immer kongruent zusammen.

Was geschieht, wenn man junge Menschen aussperrt? Sie suchen sich ihre eigenen Orte und Konsummuster, was das Risiko für Unfälle eher erhöht als vermindert. Dafür gibt es im Alltag immer wieder Beispiele: Immer dann, wann der öffentliche Raum zur kontrollierten Verbotzone erklärt wird, ziehen sich Jugendliche in Parks zurück, in private Keller und Dachgeschosse, in den Wald oder in Bunker.

Als konkretes Beispiel dient eine Episode einer Klassenfahrt Südtiroler Oberschüler, die sich im Frühjahr 2012 ereignet hat: Da es in Schottland Jugendlichen unter 18 per Gesetz untersagt ist, Alkohol zu sich zu nehmen und nach 23 Uhr ohne Begleitung Erwachsener unterwegs zu sein, hatten sich die Schüler am Strand von Edinburgh getroffen, um dort gemeinsam mit Bier und Wodka den letzten Abend ausklingen zu lassen. Auf die Frage, aus welchen Gründen sie sich am Strand getroffen hatten, meinten sie, in Pubs oder Bars dürften sie nicht rein und die Parkbank am Strand wäre eine der wenigen

Möglichkeiten gewesen. Den Alkohol zu kaufen wäre kein Problem gewesen, da einer der Schüler schon 18 war, im Geschäft aber sich niemand so genau mit den Ausweisen auskannte und es auch möglich war, unter 18 Alkohol zu kaufen.

Am Ende des Abends hatte ein Schüler eine Alkoholvergiftung. Er war einer derjenigen, die mit Alkoholtrinken am wenigsten Erfahrungen hatte und nicht genau einschätzen konnte, wie viel er verträgt. In der Nachbesprechung war dann eines der Ergebnisse, dass (wieder einmal) für den betroffenen Schüler klar geworden war, wo seine Grenzen liegen, und er eine deutliche Distanzierung zu einem übermäßigen Konsum zeigte.

Die Gesetze hatten also weder den Konsum noch den Kauf verhindert. Es ist davon auszugehen, dass die Schüler in einem Pub im Kontakt mit erwachsenem, geschultem Schankpersonal beaufsichtigter und sicherer unterwegs gewesen wären.

Die Glasglocke hat, sollte sie je funktioniert haben, ausgedient.

„Was als sinnvoller und sogar notwendiger Schutz begann, hat sich inzwischen zu einem engmaschigen Regelwerk entwickelt, das Jugendliche zunehmend einschnürt und von der Welt der Erwachsenen isoliert“ (Epstein 2008, S. 26).

Ein Jugendliche befähigendes Partizipationsmodell wäre passender.

6.4 Das Problem der Wertung

Hagen et. al. (2011, S. 26) warnen berechtigterweise vor den schädlichen Folgen eines übermäßigen Alkoholkonsums, wenn sie schreiben: „Rauschtrinken bei Jugendlichen ist weit verbreitet und mit zahlreichen negativen und gesundheitlichen Konsequenzen verbunden. Dazu gehören nicht nur die direkten Folgen einer Alkoholvergiftung wie Übelkeit, Gedächtnisverlust und Kopfschmerzen, sondern auch Konsequenzen wie Unfälle, aggressives Verhalten, Gewalttaten, risikohaftes Sexualverhalten sowie schulische Probleme und negative Auswirkungen auf soziale Beziehungen.“

Die oben angeführten Überlegungen blenden aber einen wichtigen Aspekt, der einer der Gründe für das Trinken bei jungen Menschen darstellt, aus: Aus jugendlicher Perspektive können die oben beschriebenen Erfahrungen

durchaus positiv gewertet werden, ganz im Sinne der in dieser Arbeit aufgezeigten Ambivalenz.

Die direkten Folgen einer Alkoholvergiftung lassen einen zu den eigenen Grenzen kommen. Nach solchen Erfahrungen mäßigen viele ihren Konsum. Nicht von ungefähr werden Jugendliche wegen Alkoholvergiftungen in den allermeisten Fällen nur einmal in die Notambulanz der Krankenhäuser eingeliefert (Starzer et al. 2009, Panzani 2008). Sie lernen aus den Negativerfahrungen und möchten diese nicht nochmals erleben.

Gewalttätige Handlungen erlauben zum einen das Erfahren extremer Körperlichkeit, die in anderen sozialen Kontexten außer in einigen Sportarten tabuisiert ist. Gewaltkontexte lassen aber auch individuelle Strategieentwicklungen im Umgang mit Gewalt zu. Der Einzelne muss diesbezüglich agieren lernen. Man kann auf aggressive Provokationen mit Gewalt reagieren, man kann aber auch Deeskalations- oder Fluchtkompetenzen entwickeln.

Das Thema der sexuellen Erfahrungen innerhalb der Alkoholszenen wurde im Analysekapitel vorliegender Arbeit ausführlich behandelt. Auch da zeigen sich ausgeprägte Ambivalenzen: Zum einen erleichtert das Trinken den Kontakt und den Sex, zum anderen wird den Beteiligten im Verlauf der Zeit auch klarer, welche gefühlsmäßigen Anteile mit sexuellen Kontakten verbunden sind, was dazu führt, dass selektiver auf sexuelle Angebote eingegangen wird.

Ein Grundproblem der Gesundheitsförderung in der Zielgruppe Jugend ist, dass rationale Überlegungen von Gesundheitsexpert/inn/en wie auch betont normative Vorstellungen gesundheitsbewusster Erwachsener im Vordergrund stehen, anstatt im Sinne einer erfolgreichen Zielgruppenansprache in der Maßnahmenplanung und Intervention die subjektiven und lebensweltlich geprägten Zugänge Jugendlicher zum Gesundheitsthema zu akzentuieren (Großegger 2008, S.8).

Die Falle, in die Präventionsarbeiter/innen oft hineinreiten, ist, dass sie sich nur um eine Seite der Ambivalenz kümmern. Wir schauen sehr oft auf den negativen Pol, auf die Gefahren und Risiken. Am liebsten möchte man Menschen vor den negativen Konsequenzen ihrer riskanten Handlungen bewahren. In den hier beschriebenen Kontexten scheitert diese Art von Prävention, weil sie zu wenig auf die Lebenssituation der Subjekte eingeht. Es geht nicht um das Entweder-oder, um Vermeidungsstrategien befolgen, die

einen zum besseren Menschen machen, sondern um das Befähigen im Umgang mit Ambivalenzen.

Das Modell der drei Faktoren der Veränderung (Miller, Rollnick 2004, S.27) erlaubt eine differenzierte Herangehensweise an das Phänomen. Es veranschaulicht klar und deutlich, dass es beim Thema des Heranwachsens mehr Aspekte zu berücksichtigen gibt als die negativen Auswirkungen potenziell schädlicher Verhaltensweisen.

Die drei Faktoren der Veränderung

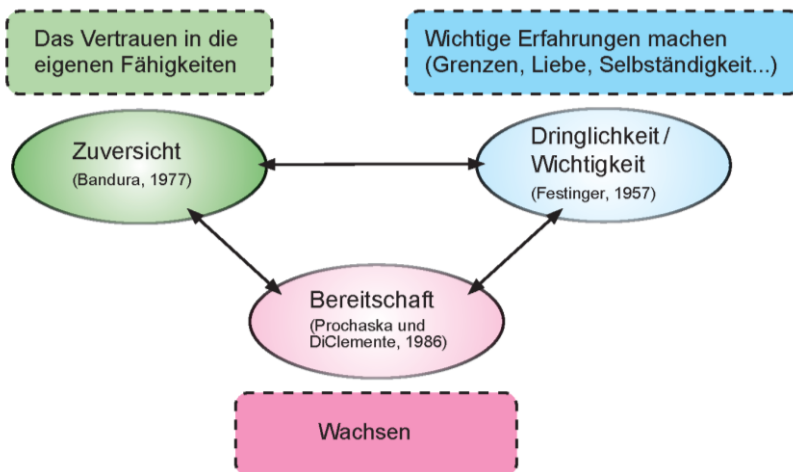


Abbildung 3: Verbildlicht ist das Modell der 3 Faktoren der Veränderung, so wie es Miller und Rollnick (2004) beschreiben, bezogen auf den Veränderungswunsch junger Menschen zu wachsen und sich zu entwickeln.

Wir gehen davon aus, dass Jugendliche grundsätzlich bereit sind zu wachsen. Ihr genetisches, physisches, soziales und psychologisches Befinden macht sie bereit, um sich auf den Weg in Richtung junges Erwachsenenleben zu machen und sich von der Kindheit zu verabschieden.

Die Dimension der Veränderungsbereitschaft fußt auf dem Transtheoretischen Modell von Prochaska und DiClemente (1982) und kann zur Orientierung dienen, in welcher Motivationslage sich eine Person oder Gruppe bezüglich eines Verhaltens oder einer Lebenssituation befindet. Bezogen auf das Wachsen

kann man davon ausgehen, dass Jugendliche eine hohe Bereitschaft für Veränderung mitbringen. Alle wollen sie, die einen etwas früher, die anderen etwas später, junge Erwachsene werden. Sie befinden sich im diesbezüglichen Stadienmodell in der Phase der Vorbereitung oder Handlung.

Ob Veränderung stattfindet bzw. ob die Bereitschaft dazu steigt, hängt allerdings von zwei weiteren wichtigen Faktoren ab: der Wichtigkeit, die eine Veränderung für eine Person oder Gruppe hat, und der Zuversicht der Betroffenen, diese Veränderung auch umsetzen zu können.

Eine wesentliche Komponente dafür, ob jemand beabsichtigt sich zu verändern, ist die subjektiv – also von der Person selbst und nicht von anderen – wahrgenommene Wichtigkeit einer Veränderung. Sie resultiert aus dem internen Konflikt (vgl. die Theorie der kognitiven Dissonanz von Festinger 1957). Darunter versteht man die Wahrnehmung der Diskrepanz zwischen der eigenen aktuellen Situation, dem eigenen aktuellen Verhalten und persönlichen Werten und Zielen, dem eigenen Selbstbild. Das Bewusstsein eines Widerspruches zwischen Ist-Zustand und Soll-Zustand ist häufig ein Ansporn zu einer Verhaltensänderung. Die Wahrnehmung eines internen Konflikts ist aber auch schmerzhaft, und falls das Ausmaß des wahrgenommenen Schmerzes zu groß wird, muss es so schnell wie möglich reduziert werden. Dabei werden häufig psychologische Abwehrmechanismen wie Leugnung, Projektion oder Rationalisierung anstelle einer Verhaltensänderung eingesetzt (Steele 1988).

Bezogen auf Jugendliche im Übergangsfeld erhöht sich die Wichtigkeit zu wachsen, weil in der Adoleszenz interessante neue Erfahrungen zum ersten Mal gemacht werden: das andere Geschlecht kennenlernen, den Körper neu entdecken und nutzen, selbstständige Erfahrungen machen, Herausforderungen bewältigen, Grenzen erleben, psychoaktive Substanzen konsumieren u.a.m. Diese Erfahrungen können subjektiv positiv oder negativ konnotiert sein. Auf den Faktor der Wichtigkeit haben sie beide einen verstärkenden Einfluss.

Klassische Präventionsansätze übersehen das und glauben unterstützend intervenieren zu können, indem sie die negativ gepolten Erfahrungen verhindern oder zumindest vor ihnen warnen. Auf der Basis des hier vorgestellten Modells ist ein solcher Ansatz schlichtweg sinnlos.

Auf die Zuversicht schauen klassische Präventionsansätze wenig. Mit Zuversicht (abgeleitet vom Konzept der Selbstwirksamkeit von Bandura, 1977) ist das Vertrauen des Individuums in seine Fähigkeit, ein bestimmtes Verhalten zu zeigen, gemeint. Bei der Selbstwirksamkeitserwartung handelt es sich um eine Vielzahl von Bewertungen, die das Subjekt in Bezug auf seine Fähigkeit, ein bestimmtes Ziel in einem bestimmten Zeitrahmen zu erreichen, vornimmt. Auch diese Bewertung ist subjektiv und kann von der Bewertung anderer Personen bzw. dem Vorhandensein von realen Ressourcen maßgeblich abweichen (vgl. Hainz 2012).

Es kann davon ausgegangen werden, dass junge Menschen in unseren gesellschaftlichen Kontexten kein allzu großes Vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten entwickelt haben, um den Herausforderungen der Adoleszenz gut begegnen zu können. Woher auch sollte die Zuversicht wachsen, wenn es keine Rituale des Übergangs gibt, erfahrene Erwachsene abwesend sind, viele Erfahrungen zum ersten Mal und ohne großes Wissen gemacht werden.

Es braucht demnach weitaus mehr präventive Ansätze, die Möglichkeiten zu Reflexion und Selbstregulierung bieten, die in der Ambivalenz Hilfestellungen anbieten und die Verhalten anerkennen, ohne alles gutzuheißen.

„Gesundheitsförderung muss, wenn sie bei Jugendlichen wirklich etwas bewirken will, stärker auf die Lebens- und auch auf die Erlebens- und Erlebniszusammenhänge der Jugendlichen eingehen“ (Großegger 2008, S. 8).

Diese Strategien entwickeln bedeutet für die Prävention neue fortschrittliche Wege zu öffnen.

6.5 Negative Jugend

Wie so oft, wenn etwas nicht mehr passt, sind es die jungen nachkommenden Generationen, die auf gesellschaftliche Brennpunkte hinweisen. Dafür muss man den Jugendlichen eigentlich dankbar sein. Sie zeigen unverblümt, unvermittelt, direkt auf gesellschaftliche Schieflagen und Unstimmigkeiten. Sie spiegeln in ihren Lebens- und Gefühlszuständen die sozialen, wirtschaftlichen, ökologischen, kulturellen und politischen Befindlichkeiten der ganzen Gesellschaft wider. Sie zeigen uns spontan und unverstellt, wie ihre

Lebenswelt und Umwelt auf sie wirken und wo sie diese Umwelt herausfordert und überfordert (vgl. Kolip et al. 1995, S. 16). Vor dem Hintergrund eines über das gängige Belastungs-Bewältigungs-Paradigma hinausgehenden Gesundheitsbegriffes bedeutet dies, dass Kinder und Jugendliche heutzutage mit Anforderungen und Belastungen konfrontiert sind, für die sie in vieler Hinsicht keine oder keine ausreichenden adäquaten Bewältigungsstrategien finden (vgl. Altgeld 2004).

Meistens ist es im öffentlichen und medialen Diskurs aber so, dass nur das Symptom, in diesem Fall unangepasstes jugendliches Trinken, gesehen wird und nicht die Bedeutung und das darunter liegende Bedürfnis erkannt wird. Das bringt es zum einen mit sich, dass eine immer stärkere Kontroll- und Verbotsdynamik zu greifen beginnt, zum anderen besteht ein von Medien befeuertes Bild über eine negative junge Generation weiter, so wie wir es seit mindestens vier Jahrzehnten kennen. Die Kritik an der „Jugend“ kann wahrscheinlich nie aufhören, sie ist systemimmanent. Aktuell scheint sie genährt von einer tiefen Generationenkluft, in dem der Neid von Erwachsenen mitschwingt, die, gefangen von ihren Aufgaben- und Rollenzwängen, der jungen Generation deren (scheinbare) Unbeschwertheit nicht gönnen.

Tatsächlich muss es aber kein erfreulicher Zustand sein, in der gegenwärtigen Gesellschaft jung zu sein. Wenn von außen das Negativimage überwiegt, sind die Auswirkungen auf das jugendliche Selbstbild höchstwahrscheinlich wenig förderlich. Etwas seltsam mutet diese Dynamik, die die nachfolgende Generation anschwärzt und in ihrer gesellschaftlichen Integration eher hindert, schon an.

Selten wird diesen Fragen aber nachgegangen: Wem nutzt die mediale Inszenierung und Verzerrung? Wer profitiert von einer schwachen und verführbaren Jugend? Wer gewinnt dabei, wem ist das von Vorteil?

Bezogen auf das Thema Alkohol lenkt es zum einen davon ab, dass es in erster Linie Erwachsene sind, die ein Problem mit der Substanz Alkohol haben.¹¹ In der erwachsenen Generation finden wir aber nicht nur viel mehr alkoholranke Personen, auch die Produktion, der Verkauf und Ausschank sowie die Werbung sind in den Händen Erwachsener. Auf den Punkt bringt es ein schottischer Hausarzt, wenn er schreibt: „Alkohol ist der allgegenwärtige soziale Schmierstoff bei jedem Ereignis geworden“ (Albrecht 2009). Immer nur bei den jungen Komasaüfern zu bleiben, ist ein Zeichen gesellschaftlicher Verdrängung und Nicht-wahrhaben-Wollens, wieweit die Problematik von Erwachsenen mitverursacht ist.

Konzentriert man sich aber nicht nur auf den Alkohol, sondern fasst den Bedeutungsgehalt weiter, kommen noch andere gewichtigere Aspekte dazu. Die permanenten medialen oft auf Einzelfälle basierenden Berichterstattungen über komatrinkende, gewalttätige, randalierende und verunfallte Jugendliche lassen ein angstbesetztes Bild über junge Menschen entstehen. Einer jungen Generation, die dauernd durch negative Schlagzeilen auffällt, kann man nichts zutrauen. Die Wahrnehmung über junge Menschen wird verbunden mit Angst und Misstrauen. Demzufolge brauchen Jugendliche weder mitreden, mitentscheiden, geschweige denn mithandeln.

Vielmehr müssen sie – sollten sie aufbegehren, gefährliche Dinge tun oder Substanzen konsumieren – kontrolliert, diszipliniert, entmündigt und klein gehalten werden. Auch dazu nützt die Konstruktion negativer Berichterstattung. Sie kann instrumentalisiert und bei Bedarf angewendet werden: von Ordnungskräften, politisch Verantwortlichen, Schul- und Heimleitern, u.a.m.

Auch Teilen der Sucht- und Präventionsarbeit dient die Negativkonstruktion. Ihre Vertreter nutzen jede Gelegenheit, um aufzuzeigen, was für schwerwiegende Folgen ein Alkohol- und Drogenkonsum hat. Denn die Angst- und Schreckensmeldungen sind gut fürs präventive Geschäft. Sie legitimieren die

11 Siehe dazu auch den statistischen Teil im Kapitel „Statistische Daten und öffentliche Wahrnehmung des Rauschtrinkens bei Jugendlichen im Vergleich“.

eigene Daseinsberechtigung und veranlassen Entscheidungsträger zudem immer wieder dazu, neue Projekte zu genehmigen und zu finanzieren. Auch kann man sich als Präventionsexperte ins Rampenlicht stellen, die Dramatik betonen und gleichzeitig verkünden, welche Lösung man dagegen parat hätte. Die junge Generation wird damit genau zum Gegenteil von dem, was sie eigentlich sein könnte: wahrgenommen werden als echter, aktiver Teil der Gesellschaft, der in seinem jugendlichen Elan und seiner Direktheit das Potenzial zu Weiterentwicklung und Zukunftsgestaltung für das ganze System in sich birgt.

Andere Vertreter der Prävention, dazu gehört auch das Forum Prävention, lehnen diese Strategie ab. Angst und Schrecken sind keine guten Begleiter. Sie lähmen die Menschen, lassen sie zu Kurzschlussreaktionen greifen, die zu schnellen, oft repressiven Lösungsstrategien führen.

Viel mehr bringt Entängstigung und Deeskalation. Erst im ruhigen angstfreien Zustand können Strategien entwickelt werden, die langfristiger ansetzen, auch wenn sie sich vielleicht medial nicht so gut verkaufen lassen. Erst dann wird es möglich, nicht beim sichtbaren auffälligen Symptom hängen-zubleiben und den Blick frei zu bekommen für dahinter liegende Beweggründe. Viele angstbesetzte Phänomene verlieren bei genauerer Betrachtung ihre Dramatik, weil sie beispielsweise nicht so verbreitet sind oder ihr Auftauchen erklärbar wird. So sind etwa gewisse „neue Drogen“ begrenzt in einer subkulturellen Szene verbreitet oder „Komatrinken“ eigentlich in vielen Fällen ungewollte Trinkunfälle.

Das erzeugt Verständnis für die Lebenslagen der Betroffenen und macht gleichzeitig Mut, positive Entwicklungen mitsteuern zu können (vgl. Koler 2011, S. 9).

Wenn für junge Menschen gesund sein in erster Linie bedeutet, alles „mitmachen“ zu können und „dabei zu sein“, um in der Gemeinschaft und Gesellschaft aktiv teilhaben zu können (vgl. Großegger 2008, S. 8), bleibt im aktuellen Kontext einer der wichtigen Schlüssel für Gesundheit unerreichbar. Zutreffen mag das zum Teil vielleicht für eine jugendliche Elite in der Sport- und Musikindustrie. Bei vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen bleiben

die Macht und der Einfluss zur Gestaltung aber ausschließlich bei den Erwachsenen.

Notwendig wäre es in Zukunft, immer wieder aufzuzeigen, aus welchen Gründen Jugendliche Projektionsgruppen für die Ängste von Erwachsenen werden, das dominierende Bild über eine negative Jugend aufzuweichen und sich verstärkt darauf zu konzentrieren, welche Potenziale in der nächsten Generation stecken.

6.6 Neue Erfahrungsräume und Übergangsrituale

In Anbetracht dessen, dass auch die Alkoholszenen nur behelfsmäßige Übergangsräume darstellen, die auch als Reaktion auf eine künstliche Verlängerung der Kindheit über das Einsetzen der Pubertät hinaus entstanden sind, wären neue, postmoderne alternative Modelle zu entwickeln, die präziser den Bedürfnissen nach Grenzerfahrungen, sexuellen Erfahrungen, Reifer- und Erwachsenwerden entsprechen. Die aktuelle Bedeutung der Alkoholszenen zeigt auf, dass Jugendliche von Seiten der etablierten Sozialisationsinstanzen wie Schule und Jugendarbeit zu wenig Unterstützung bei der Bewältigung ihrer Herausforderungen, Probleme und Entwicklungsaufgaben erfahren. Das aktuelle System ist kein großer Potenzialentwickler, eher arbeitet es funktional, bremst, behindert und produziert Subjekte so, wie sie gegenwärtig anscheinend gebraucht werden, um richtig zu funktionieren: zurechtgestutzt, angepasst, leistungs- und konsumfreudig, emotional erstarrt bis verkümmert.

Die Ergebnisse zu den sexuellen Erfahrungen in Kombination mit Alkohol zeigen am eklatantesten auf, wie wenig Achtsamkeit für den Übergangsraum „Kindheit, Jugend, junge Erwachsene“ bereitgestellt wird. Jugendliche werden weder darauf vorbereitet, wie sie sich dem anderen Geschlecht nähern sollen, noch wird ihnen vermittelt, welche Energie und Kraft im sexuellen Erleben steckt und wie viel Behutsamkeit man für das Gegenüber in der sexuellen Begegnung aufbringen sollte.

Als Konsequenz wird Sexualität in der Regel in den ersten Jahren roh und gefühlsarm erlebt. Die Interviews legen ein Zeugnis davon ab. Es braucht eine Reihe von negativen bis traumatischen Erlebnissen, bis sich durch die Erfah-

rung eine Haltung entwickelt, die Sexualität als etwas Wertvolles und Besonderes betrachtet, die man mit Menschen teilt, für die man auch etwas empfindet.

Zum aktuellen Zeitpunkt leistet es sich diese Gesellschaft, die Sexualpädagogik verkümmern zu lassen. Stattdessen scheint eher die Pornoindustrie die Initiationen von jungen Männern und Frauen zu übernehmen.

Dieses entstandene Vakuum im Sozialisationsprozess müsste zentraler Ausgangspunkt für Präventionsmaßnahmen werden. Sich mit dem Vakuum auseinanderzusetzen ermöglicht es, eine Nähe zum Lebensgefühl von jungen Menschen entstehen zu lassen. Einen Zugang zum aktuellen Erleben der nachkommenden Generation erhält man am leichtesten, wenn man sich mit den ambivalenten Einstellungen beschäftigt.

Wenn man die von jungen Menschen gelebte und gefühlte Ambivalenz als Erkenntnis im Paradigma Prävention einfließen lässt, ist es leicht möglich, dass man mit seinen Präventionsaktivitäten tatsächlich wahrgenommen wird. Die Verifizierung der Ambivalenz hätte erhebliche Konsequenzen für die suchtpreventive Arbeit; es würde bedeuten, sich in der Präventionsarbeit verstärkt auf die Übergangsprozesse zu konzentrieren und nicht mehr die Fokussierung auf die Substanzen in den Mittelpunkt des präventiven Interesses zu stellen.

Zum einen hat Prävention die Aufgabe und das Ziel, Probleme, Leid und Schädigungen zu verhindern oder so klein wie möglich zu halten, zum anderen sollte sie sich aber vermehrt darauf konzentrieren, Erfahrungsräume bereitzustellen: für Spaß, Neugierde, Rausch, Sexualität, Grenzerfahrungen, Selbstregulierung und Selbstreflexion. Präventionsprogramme müssten einladen sich mit den ambivalenten Haltungen auseinanderzusetzen, Dinge auszuprobieren, Grenzen auszutesten.

Überlegenswert wird durch die Ergebnisse auch, ob und wie in einer entgrenzten Gesellschaft moderne Übergangsrituale entwickelt werden können. Das Bedürfnis nach einem „Aufbrechen können, um groß zu werden“ hat zum aktuellen Zeitpunkt keine offizielle Korrespondenz.

Wo können solche Räume sein bzw. entstehen, in denen auch Emotionen wie sich aufgehoben, heimisch und zugehörig fühlen Platz haben? Und wäre dies Aufgabe eines speziellen gesellschaftlichen Bereiches wie etwa der Jugendar-

beit? Reichen Angebote wie Gratissportangebote oder Gratisfitnesscenter für junge Menschen?

Oder bräuchte es dazu einen grundsätzlichen Paradigmenwechsel?

Das Hauptproblem eines solchen Präventionsansatzes ist es nicht, den Substanzenkonsum zu vermeiden oder hinauszuzögern. Das Hauptproblem ist, dass es keine angemessenen, unterstützenden Strategien gibt, um erwachsen werden zu können.

Demzufolge müssten die Anstrengungen beispielsweise darauf konzentriert werden, folgende Ziele zu erreichen:

Zum jungen Mann, zur jungen Frau zu werden: Mit Jugendlichen moderne Initiationsrituale entwickeln und mitgestalten helfen, die es erleichtern, eine Geschlechtsidentität zu bilden.

Den Wunsch nach Überschreitung wahrnehmen und lebbar machen können: Wege und Formen finden, die nicht nur vom Risiko her abschätzbar, wenig gesundheitsschädlich und nicht verboten sind, sondern die zudem helfen, das Selbstbewusstsein und das Selbstvertrauen zu formen sowie das Zusammenleben und die wechselseitige Anerkennung zu stärken.

Die eigene Grenzenlosigkeit bzw. Begrenztheit erfahren: Rausch- und Überschreitungserlebnisse nutzbar machen, um die eigene Grenzen kennenzulernen, zu akzeptieren und einzuhalten.

Mit dem Körper umgehen können als mit sich umgehen können. Den Körper nutzen lernen als Medium der Entfaltung und Problembewältigung (vgl. Böhnisch 2012). Insbesondere:

Sexualität als Teil des eigenen Selbst erleben dürfen: Für die eigene Persönlichkeit integrierbare sexuelle Erfahrungen in einem ansprechenden und wenig bedrohlichen Setting machen können.

Selbstregulierungskompetenzen im Umgang mit psychoaktiven Substanzen erwerben.

Mit den aggressiven Seiten der eigenen Körperlichkeit umgehen lernen: kreative und geschlechtsadäquate Formen finden, um Aggressionen ausleben und die eigene Körperkraft spüren zu können, ohne auf Destruktivität oder Schädigung von Dritten zurückzugreifen.

Folgt man dem Hirnforscher Gerald Hüther (2008), so müssen zwei Grundbedürfnisse erfüllt sein, dass Menschen sich positiv entwickeln können und emotional im Lot und verankert sind:

Zum einen sollen sie sich zugehörig und in den Gemeinschaften, denen sie angehören, aufgehoben fühlen: Ich war aufs Engste verbunden.

Zum anderen sollen sie die Möglichkeit haben, sich innerhalb dieser Gemeinschaften entwickeln zu können: Ich bin gewachsen.

Sind diese zwei Grundbedürfnisse erfüllt, fühlen sich Menschen gesättigt, ganz, frei, entfaltet.

Zuneigung, Wertschätzung und Dankbarkeit werden die bestimmenden emotionalen Zustände.

Sind diese Bedürfnisse unerfüllt, entsteht ein Mangelgefühl und die Suche nach Ersatzbefriedigungen beginnt, weil man das, was man wirklich braucht, nicht erhalten hat. Dieser Urzustand des Nicht-gesättigt-worden-Seins wird zur Quelle für eine Reihe von negativen Emotionen wie Geiz, Neid, Habsucht und Gier.

Laut Hüther verhindert das aktuelle System die Entwicklung starker Persönlichkeiten, indem es sicherheitsbietende Bindungen auflöst und orientierungs- und haltbietende Normen unterminiert. Gleichzeitig mangelt es an Aufgaben, an denen Kinder und Jugendliche wachsen können. Anstelle dessen wird die Förderung und Ausnutzung eines übersteigerten Wettbewerbs zur Gewinnmaximierung mit überhöhten Leistungsansprüchen und einer Überbewertung des Konkurrenzprinzips gestellt.

Der Mangel wird genutzt, um immer neue Bedürfnisse zu wecken, die durch Werbung und eine Dienstleistungsindustrie zur Schaffung und Befriedigung von Ersatzbedürfnissen bedient werden.

Für Hüther funktioniert dieses System, weil es die Lieblosigkeit mit den Kindern als Basis hat. Wir versündigen uns an unseren Kindern, wenn wir ihnen ihre Potenziale rauben. Kinder und Jugendliche sind keine Abziehbilder für die Sehnsüchte und Wunschwelten Erwachsener. Statt auf Leistung und

Konsum zu setzen, sollten bei Kindern Neugierde, Offenheit und Begeisterung gefördert werden.

Hüther bleibt aber einem visionären Denken treu und schafft keine konkreten lebenspraktischen Modelle, in denen sich seine Vorstellungen verwirklichen. Vielmehr hofft er auf die Erzeugung und globale Verbreitung eines im Gehirn aller Menschen verankerten Bildes.

Ein Bild, das zum Ausdruck bringt, worauf es im Leben, im Zusammenleben und bei der Gestaltung der Beziehungen zur äußeren Welt wirklich ankommt: auf Vertrauen, auf wechselseitige Anerkennung und Wertschätzung, auf das Gefühl und das Wissen, aufeinander angewiesen, voneinander abhängig und füreinander verantwortlich zu sein. (Hüther 2005, S. 104)

Aber: Was könnte man tatsächlich tun, damit sich eine Ressourcennutzungskultur heranbildet? Wie wird es möglich, dass die Subjekte in den Mittelpunkt des Geschehens treten und dies nicht nur als lose Worthülse zu verstehen ist? Wie können junge Menschen ihre Lebensbedingungen mitgestalten, wenn sie bis jetzt wenig Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten haben?

Realistischerweise muss man sich eingestehen, dass echte Alternativen zurzeit dünn gesät sind. Im Zentrum aller wichtigen gesellschaftlichen Bemühungen der aktuellen Zeit stehen (immer noch) Konsum, Profit und Wachstum. Marken haben das menschliche Bedürfnis nach Anerkennung schon lange erkannt und liefern mit einem ausgeklügelten Branding Persönlichkeitsanteile nach Wunsch, aber gegen Bezahlung.

Was es andererseits tatsächlich gibt, sind Visionen von Präventionisten, Jugendarbeiter/innen, Forscher/innen und anderen, die sich um das Thema Jugend und Entwicklungschancen tiefere Gedanken machen.

Dieser zurzeit bestehende Mangel in den realen Lebensverhältnissen kann auch ein Grund dafür sein, dass das Interesse für den virtuellen Raum mit seinen sozialen Netzwerken und den in ihm angebotenen Computerspielen permanent zunimmt.

Wenn Jugendliche in der konkreten sozialen Welt der Institutionen und ihrer Machtkonstellationen wenig Anerkennung erlangen und Selbstwirksamkeit spüren können, erleben sie in der parasozialen Interaktion, dass ihre Empfindungen direkt medial Widerhall finden und sie ihre Optionen selbst bestimmen können. Gefühle der Eingebundenheit und der Zugehörigkeit, die in der institutionellen Umwelt verwehrt sind, werden hier aktiviert. (Böhnisch 2009, S. 78)

Die virtuelle Welt bietet Gefühle der Zugehörigkeit, des Angenommenseins und des Wachsenkönnens. Das interaktive Online-Spiel „World of Warcraft“ (<http://eu.battle.net/wow/de/>) ist ein gutes Beispiel dafür.

Auch das Kino bietet Visionen. In James Camerons Science-Fiction-Film „Aufbruch nach Pandora“ ist es die humanoide Spezies namens Na’vi, der es gelingt, im Einklang mit ihren Ressourcen und der Natur zu leben. Der Film ist auch deshalb von Interesse, weil er einer der ersten und wenigen ist, die mit den Menschen die abzulehnende Lebensform verknüpft.

Überhaupt streift Cameron in ‚Avatar‘ alles, was die Welt gerade bewegt – die Angst vor dem ökologischen GAU, vor Kriegslüsterheit, vor der zerstörerischen Macht der skrupellosen Gier: Die Menschheit hat ihren Planeten heruntergewirtschaftet, auf also zur Eroberung neuer Kolonien. Die Na’vi erweisen sich als die besseren Menschen – weil sie im Einklang miteinander und mit allem um sie herum leben, weil sie nicht vergessen, dass Sterben traurig ist, wenn sie sich selbst verteidigen. [...] So richtig fremde Welten, reiner Eskapismus – der ist nie bewegend, rührend und mitreißend. Das sind nur die Geschichten, in denen wir unsere Sehnsüchte und Ängste wiederfinden. Es gibt eben nichts von Wert außer Liebe, Ehre, Hoffnung – nicht hier und nicht im All. (Vahabzadeh 2012)

6.7 Anerkennung und Verantwortung

Die Bereiche, in denen Kinder und Jugendliche Kontrolle ausüben können, sind äußerst eingeschränkt.

Einerseits werden sie zu früh Reizen und Anforderungen ausgesetzt, denen sie (noch) nicht gewachsen sind, andererseits dauert die Jugendphase, in der man wenig Mitsprache bei Entscheidungsprozessen hat, viel zu lang.

Gesellschaftliche Gestaltung und Partizipation sind für junge Burschen und Mädchen kaum greifbar, Vorbilder an Partizipation und Gestaltung im Erwachsenenalter nahezu inexistent. Gefordert wird von Jugendlichen, unhinterfragt einem Leistungsmodell zu entsprechen: in der Schule, im Sport, in der Freizeit, im Aussehen. Leistung ist in unserer Gesellschaft einer der höchsten Werte geworden.

Jugendliche, die der Überzeugung sind, dem nicht entsprechen zu können, finden andere Möglichkeiten, durch die sie fähig sind zu brillieren: in der Kontrolle des Körpers, in Konsum- oder Verzichtskompetenzen, in subkulturellen Kontexten (vgl. Vanzetta 2011, S. 7).

Im aktuellen Diskurs haben viele junge Menschen keine andere Möglichkeit zu Anerkennung zu kommen, als über Auffälligkeit Aufmerksamkeit zu erhalten.

Was ihnen heute fehlt, ist nicht die Möglichkeit zu schalten und zu walten, wie sie wollen – sondern die Chance, Verantwortung zu übernehmen und sich in der Gesellschaft zu bewähren. Damit sind nicht etwa zusätzliche Pflichten im Haushalt oder andere lästige Bürden gemeint; das stiftet bloß noch mehr Unfrieden. Stattdessen sollten Jugendliche je nach ihrem Entwicklungsstand die Verantwortung für bestimmte Bereiche ihres Lebens selbst übernehmen dürfen, und zwar immer eng gekoppelt an die dazu gehörenden Rechte. (Epstein 2008, S. 29)

Wir Erwachsene sollten Möglichkeiten schaffen, damit junge Menschen mehr Anerkennung für ihr Tun erhalten. Es bräuchte eine Anerkennungskultur über eine breite Palette von Angeboten.

Kinder und Jugendliche brauchen Gemeinschaften. Sie brauchen Mutmacher und kompetente Begleiter. Das Bild einer Gesellschaft, die ihre Kinder tatsächlich in die Mitte stellt, würde diesem Anspruch entsprechen.

Auch Stumpp et al. argumentieren in diese Richtung, wenn sie schreiben:

Suchtrisiken können nur dann begrenzt werden, wenn die Zeiten und Räume von Jugendlichen durch Erfahrungen des Gebraucht-Werdens und des Sich-sinnvoll-einbringen-Könnens strukturiert werden, wenn es sinnvolle Aufgaben gibt, für die sie oder er 'voll da' sein wollen, wenn es Situationen in ihren Bildungswegen gibt, die Erfolg und Anerkennung versprechen. Unsere Interviews haben sehr deutlich gezeigt: überall dort, wo solche Gelegenheiten auf Jugendliche warten, sind dies die stärksten Regulatoren für den Alkoholkonsum. (Stumpff et al. 2009, S. 104)

Eine ernsthafte Präventionsarbeit muss sich dieser Frage stellen: „Wo sind diese Orte? Wo sind diese Gelegenheiten zu alternativen Erfahrungs- und Befriedigungschancen?“

Lothar Böhnisch (2012) spricht in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit, funktionale Äquivalente zu schaffen, d.h. wir müssen zuerst einmal akzeptieren, dass das, was wir bei sogenannten vulnerablen Gruppen als schlecht empfinden – Gewaltausübung, Rauschtrinken, Drogenkonsum –, für die Betroffenen zuerst einmal etwas Positives ist, weil sie es als einziges Mittel kennen, um Anerkennung und Selbstwert zu verspüren. Aufklärungskampagnen erreichen in diesem Sinne nichts, weil auf der kognitiven Ebene kein Entgegenkommen möglich ist.

Vielmehr muss eine neue Möglichkeit geschaffen werden, in der die Betroffenen mit der Zeit erfahren und spüren können, dass sie ihre ersten Verhaltensweisen nicht mehr brauchen. Erst wenn es alternative Modelle gibt, die Anerkennung verspüren lassen, kann über das unangepasste Verhalten gesprochen werden.

Das wiederkehrende Herausgefordertsein erfordert von den Subjekten eine biografische Handlungsfähigkeit, die es ihnen erlaubt, einen flexiblen Lebensverlauf zu gestalten, der die Behauptung des Selbst und die gesellschaftlichen Erwartungen in Einklang zu bringen versucht. Der Befähigungsansatz betont die Lebenskompetenzen, die entwickelt werden müssen, um sich im eigenen Lebensumfeld eigenständig bewegen zu können (Böhnisch 2012). Dementsprechend werden folgende Bereiche zu zentralen Arbeitsfeldern der Prävention:

Soziale Anerkennung

Es braucht eine Menge von Möglichkeiten, die es erlauben, sich zu entwickeln und zu wachsen, indem die eigenen Fähigkeiten genutzt bzw. entdeckt werden können. Bestenfalls in der Mischung: ein Drittel beim Arbeiten, ein Drittel beim Helfen, ein Drittel durch Selbstbetätigung. Das schließt unzählige Bereiche ein: beispielsweise die eigenen geistigen Fähigkeiten zur Geltung bringen und einsetzen, seine Begabungen entdecken und leben, den eigenen Körper beherrschen durch Sport und Bewegung, alle Sinne nutzbar und spürbar machen, Meditations- und Entspannungstechniken ausüben, musikalische Fähigkeiten, soziales Engagement, in Vereinen tätig sein, u.v.m.

Selbstwirksamkeit

Das Erfahren von Selbstwirksamkeit ist einerseits eng mit dem Erfahren von sozialer Anerkennung verbunden. Ebenso verhelfen aber auch das Wissen und Nutzen von geeigneten Bewältigungsstrategien für die individuellen biografischen Herausforderungen zum Herausbilden einer stabilen Zuversicht. Beides verhilft zu Erfolgserlebnissen und dient der Erlangung eines eigenen stabilen Selbstvertrauens.

Notwendig sind eine Vielzahl von Angeboten, die einen Zugang zu ressourcenaktivierenden Erfahrungswelten bieten. Dadurch wird es möglich, Zuversicht und Optimismus entstehen zu lassen. Die Übernahme von angemessener Verantwortung in allen Lebenslagen fördert das Gefühl, dass man den Anforderungen gewachsen ist.

Stabiler Selbstwert

Ein stabiler Selbstwert ist eng gekoppelt mit einem Gesundheitsbegriff, der unter gesund versteht, ausgelastet zu sein und mitmachen zu können.

Nicht arbeiten zu dürfen bis zum 16. Lebensjahr und als Jugendlicher wenig Möglichkeiten zur Mitgestaltung des gesellschaftlichen Lebens zu haben, schmälert in diesem Sinne auch die Möglichkeiten, Verantwortung übernehmen zu dürfen.

Eng verbunden mit dem Selbstwert ist zudem die Fähigkeit, für sich Sorge zu tragen. Dazu gehört auch die Fähigkeit zu besitzen, einen Zugang zu den

eigenen Gefühlen zu haben, mit diesen umgehen und sie ausdrücken zu können sowie sie zu Sprache werden zu lassen.

Sozial verantwortliche Selbstsorge schließt immer Sorge für andere in sich ein: Die Sorge für sich selbst wird verbunden mit der Sorge für die anderen.

Prävention aktiviert sich in diesem Bereich u.a. durch Angebote der Persönlichkeitsbildung im weitesten Sinne.

6.8 Ethik

Es mangelt nach wie vor an einer Diskussion über Werte, Grundhaltungen und Menschenbilder in der Prävention. Erst darauf aufbauend können Ziele entwickelt werden. Das Handeln in der Prävention ist von eigenen Vorurteilen, Kategorien und Erfahrungen geprägt. Diese müssen bewusst gemacht werden. Dafür braucht es Diskussions- und Dialogräume, auch mit Politik, Wirtschaft und Gesundheitswesen.

Zentrale Fragen sind, welche Handlungen in der Suchtprävention sinnvoll sind, was Präventionsarbeit leisten muss und wie weit sie dafür gehen darf. Welche Praxis und Vorgangsweise kann man rechtfertigen? Wo beginnen die Maßnahmen auch zu schaden?

Wie sehr darf von oben bestimmt werden, was gut für einen anderen ist? Wie sehr darf mit Angst und Schrecken, mit Stigmatisierungen gearbeitet werden?

Die "Alltagsethik" eines Präventionspraktikers wird im Wesentlichen von zwei zentralen Fragen bestimmt. Zum einen: Welche Botschaften sind ethisch vertretbar? Wie sollen sie gestaltet sein, dass man sich ihres grundsätzlichen Respekts vor dem Menschsein sicher sein kann? Und zweitens: Wie sehr darf die persönliche Freiheit (auch die der Gedanken!) des Einzelnen in Funktion von Prävention eingeschränkt werden? (Hainz 2011, S. 12)

Diese Fragen sind eng mit dem kulturell leitenden Menschen- und Weltbild verbunden.

Bei vielen Präventionsprojekten und -ansätzen bleiben sie allerdings ungestellt bzw. unbeantwortet. Gerade wenn es um Kinder und Jugendliche geht, werden diese kaum einmal in die Zieldefinitionen und Umsetzungs-

strategien von Präventionsmaßnahmen miteinbezogen. Diese Zielgruppen haben bis heute weder ein Mitsprache- noch ein Widerstandsrecht.

Je nach zugrunde liegendem Menschenbild kann man zwei grundlegende Ausrichtungen unterscheiden (Uhl 2007, S. 8):

a) einen demokratisch-emanzipatorischen Präventionsansatz

Gefördert wird durch diesen Ansatz ein emanzipatorisch-partizipativer Zugang mit einer humanistischen Vorstellung von Erziehung. Als Basis dient die Idee, dass die meisten Menschen für sich sorgen können, autonom richtig entscheiden und fähig sind, geeignete Strategien zu entwickeln, um mit den Herausforderungen und Risiken des Lebens umgehen zu können und gesund zu bleiben, vorausgesetzt die äußeren Lebensbedingungen lassen dies zu. Wichtige Ziele sind es also, angemessene Lebensbedingungen über strukturelle Maßnahmen zu fördern und Möglichkeiten zu schaffen, damit Menschen (die jungen inklusive) über ihre Lebensumstände und Lebensfelder mitsprechen, mitwirken und mitbestimmen können.

b) einen paternalistisch-kontrollierenden Präventionsansatz

Dieser Ansatz ist stark auf Kontrolle, Sanktionen und Repression fixiert. Er geht davon aus, dass die Mehrzahl der Menschen nicht fähig ist, selbstständig für sich zu sorgen, und nur dann für die eigene Gesundheit und das allgemeine soziale Wohlbefinden richtige Entscheidungen trifft, wenn man sie kontrolliert, für Übertretungen hart bestraft, „gefährliche“ Informationen zensuriert, sie bevormundet und ihnen Lustverzicht sowie Risikoverringerung durch Enthaltbarkeit bzw. Abstinenz nahe legt. Ein weicher Paternalismus gestaltet nur Eingriffe, wenn Personen nicht autonom handeln können. Ein harter Paternalismus sieht seine Interventionen in jedem Fall gerechtfertigt.

In den letzten 25 Jahren wandelte sich der professionelle Umgang – nicht zuletzt unter dem Einfluss des von der WHO propagierten umfassenden Gesundheitsförderungsansatzes – konsequent in eine demokratisch-emanzipatorische Richtung.

Die Ottawa Charta der WHO (1986), in der der Begriff „Gesundheitsförderung“ definiert wird, zeigt ganz klar, dass den Verfassern/innen ein demokratisch-emanzipatorischer Ansatz vorschwebt. Diese Definition geht Hand in Hand mit der Definition des Begriffs Gesundheit, wie er sich in der 1946 erstellten WHO-Verfassung findet, d.h. Gesundheit als Zustand vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens.

Menschen werden in ihrer konkreten Lebenslage akzeptiert, ihre persönliche Autonomie wird weniger in Frage gestellt und die letztendlichen Entscheidungen werden immer mehr ihnen selbst überlassen. Menschen werden heute vom Helfersystem weit stärker als Subjekte, im Sinne von Partnern, wahrgenommen, bei denen man die Fähigkeit fördern will, die eigenen Lebensbedingungen selbst aktiv zu verbessern, um die Wahrscheinlichkeit für eine Flucht in ausweichendes und selbstzerstörerisches Verhalten zu verringern.

Laut dem österreichischen Präventionsforscher Alfred Uhl wurzelt das Selbstverständnis der modernen emanzipatorisch-demokratisch orientierten Suchtprävention nicht nur im offensichtlichen Scheitern des paternalistisch-kontrollierenden Präventionsansatzes, sondern auch in humanistisch geprägten demokratiepolitischen und ethischen Überzeugungen. Zentral in letzterem Sinn sind Wertfragen wie „Was darf die Gesellschaft tun?“ und „Was muss sie tun?“.

Ausgangspunkt für einen die Suchtprävention im alpinen und südeuropäischen Bereich derzeit prägenden „demokratisch-emanzipatorischen Gesundheitsförderungsansatz“ ist die Überzeugung, dass die überwiegende Mehrzahl der Menschen autonom richtige Entscheidungen treffen wird, wenn man sie in jungen Jahren und auch später darin unterstützt, Lebenskompetenz zu entwickeln, sie umfassend und ausgewogen informiert, sie ermutigt, Entscheidungen zu treffen, und sie anleitet, ein glückliches Leben anzustreben und mit Risiken sinnvoll umzugehen. Schlagworte für diesen Ansatz sind z.B. „Empowerment“, „Respekt“, „Partnerschaftlichkeit“, „Partizipation“ oder „Risikokompetenz“.

Präventionsarbeit bedient sich also eines Modells, das Akzeptanz, Toleranz und Verständnis fördert und den Menschen mit seinen zahlreichen Bedürfnissen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stellt. Präventive Maßnahmen

werden für die Menschen gesetzt, nicht gegen sie. Der Befähigungsansatz, nicht der der Kontrolle, ist zentraler Motor.

Präventionsarbeit soll dazu dienen, dass die Selbst- und Beziehungswirksamkeit der Einzelnen gesteigert wird, Möglichkeiten der Entspannung bekannt sind und angewendet werden und die stressfreien Alltagssituationen sich vermehren. Menschen sollen „so frei wie möglich“ leben können und zu Entscheidungsfähigkeit, Selbstständigkeit, Bindungsfähigkeit, Eigenverantwortlichkeit und kritischem Denken befähigt werden.

Wir sollten weiter an einer Präventionskultur arbeiten, die berücksichtigt, dass Menschen immer mehr von Lebensverwaltern zu Lebensgestaltern werden und in dieser Gesellschaft selbst entscheiden, wie sie leben wollen – auch weil im laufenden Wertewandel Institutionen wie Staat und Kirchen, die in der Vergangenheit vorgaben, wie ein „gutes“ Leben auszuschauen hat, vom Prinzip der Eigenverantwortung abgelöst wurden; die sich distanziert von Zwang und Repression, weil Prävention per definitionem nicht darauf aus sein darf, den anderen von etwas abhängig zu machen, und die es nicht notwendig hat, ihren „Erfolg“ an der Höhe bzw. Niedrigkeit der Lebenszeitkonsumprävalenzkurven zu messen.

Prävention braucht eine ethische Grundhaltung, die gekennzeichnet ist durch Respekt vor dem Menschen und darauf aufbauend Reflexion und Feingefühl entwickelt, um zwischen Notwendigem und Vertretbarem zu unterscheiden und beides im rechten Maß zu verbinden.

Sie verzichtet auf Übertreibung, Schrecken und Angstmacherei, weil sie als Grenzverletzungen gegenüber den Menschen, als regelrechte Übergriffe auf das emotionale Funktionieren des Einzelnen gesehen werden. Schock und Schrecken – das zeigt die Hirnforschung – führt nicht zu konstruktiven Lernprozessen, sondern behindert das Denken, hemmt den Verstand und lähmt die Menschen.

Wir brauchen eine Präventionskultur, die erkennt, dass Lebensqualität zu einem immer wichtigeren Wert wird, die noch dazu die Qualität hat, im Alter zu steigen, und dass Beziehungen und das In-Beziehung-Treten eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Kraft für Veränderungsprozesse darstellt.

Das setzt voraus, dass die Generationen untereinander einen Zugang haben, im Austausch sind und voneinander lernen können. Für die Prävention sind demzufolge die Fragen „Wie sich annähern an die junge Generation?“ und „Wie die Generationen näher zusammenbringen?“ von großer Wichtigkeit.

Eine solche Präventionskultur kann tatsächlich für die Menschen da sein; unterstützend, mit Interesse und Achtsamkeit, kann sie sich daran beteiligen, mutmachende Perspektiven für die Herausforderungen des Lebens mitzuentwickeln.

Sie beteiligt sich mit Impulsen und Anregungen am Projekt Lebenskunst und sucht (statt der Sucht) die Abenteuer im Alltag.

Eine derartige Präventionskultur spannt ihr Arbeiten und Wirken über den gesamten Lebenszeitraum und trägt dazu bei, Menschen in ihren Reifungsprozessen zu unterstützen (vgl. Uhl 2007, Koler 2008, Hainz 2011).

An diesen Grundhaltungen festzuhalten, sie weiterzubringen und umzusetzen, würde dazu beitragen, dass unsere Welt ein Stück weit humaner wird. Es lässt Präventionsarbeiter/innen authentisch sein und würde sie davor schützen, von autoritären kontrollierenden Instanzen instrumentalisiert zu werden.

Bibliografie

- Albrecht, H. (2009). Europa im Vollrausch. *Die Zeit*, Nr. 16. Zugriff am 04.04.2011 über <http://www.zeit.de/2009/16/M-Alkohol-in-Schottland>
- Altgeld, T. (2004). (Hrsg.). *Männergesundheit. Neue Herausforderungen für Gesundheitsförderung und Prävention*. Weinheim/München: Juventa Verlag.
- Amendt, G. (2004). *No drugs, no future*. Referat anlässlich der Tagung zur Präsentation der „Leitlinien der Südtiroler Suchtpolitik“. Bozen, 30.1.04.
- Anderson, P. & Baumberg, B. (2006). *Alcohol in Europe*. London: Institute of Alcohol Studies.
- Antonovsky, A. (1987). *Unraveling the Mystery of Health – How People Manage Stress and Stay Well*. San Francisco: Jossey-Bass Publishers.
- Auster, P. (2006). *Die Brooklyn Revue*. Reinbeck: Rowohlt.
- Bandura, A. (1977). Self-efficacy: Toward a unifying theory of behavioral change. *Psychological Review*, 84, S. 191–215.
- Bartsch, M. et al. (2008, 07. Jänner). Exempel des Bösen. *Der Spiegel*, S. 20–24.
- Baumgärtner, T. (2009). Die Entwicklung des jugendlichen Umgangs mit Suchtmittel in Hamburg 2004 bis 2009. Zusammenfassung ausgewählter Ergebnisse Schulbus-Sondererhebung 2009. In *Büro für Suchtprävention der Hamburgischen Landesstelle für Suchtfragen*. Zugriff am 04.04.2011 über <http://www.sucht-hamburg.de/uploads/docs/6.pdf>
- Baumgärtner, T. (2010). Alkoholmissbrauch und Binge Drinking von Hamburger Jugendlichen im nationalen und internationalen Vergleich. In *Büro für Suchtprävention der Hamburgischen Landesstelle für Suchtfragen*. Zugriff am 04.04.2011 über <http://www.sucht-hamburg.de/uploads/docs/5.pdf>
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beccaria, F. & Sande, A. (2003). Drinking Games and Rite of Life Projects: A Social Comparison of the Meaning and Functions of Young People's Use of Alcohol during the Rite of Passage to Adulthood in Italy and Norway. *Young*, 11, S. 99–119.
- Böhnisch, L. (2008). *Sozialpädagogik der Lebensalter: Eine Einführung*. Weinheim/München: Juventa Verlag.

- Böhnisch, L., Lenz, K. & Schröer, W. (2009). *Sozialisation und Bewältigung: Eine Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim/München: Juventa Verlag.
- Böhnisch, L. (2010). *Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung*. Weinheim/München: Juventa Verlag.
- Böhnisch, L. (2012). *Die Sozialisation in Zeiten der Postmoderne. Gründe, weshalb die Gesellschaft immer repressiver wird, und deren Konsequenzen für die Prävention*. Referat anlässlich des Internationalen Kongresses „Präventionsarbeit in repressiven Zeiten“. Bozen, 08-09.03.2012.
- Brehm, J. W. (1966). *A theory of psychological reactance*. New York: Academic Press.
- Bühler, A. & Schmidt, B. (2007). Zur Effektivität von Verhältnis- und Verhaltensprävention. In K. Mann et al. (Hrsg.), *Jugendliche und Suchtmittelkonsum* (S. 110–125). Freiburg: Lambertus.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.). (2011). *Der Alkoholkonsum Jugendlicher und junger Erwachsener in Deutschland 2010. Kurzbericht zu Ergebnissen einer aktuellen Repräsentativbefragung und Trends*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
- Castel, R. (2000). *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Cavallo, F., Giacchi, M., Santinello, M. (2010). *Presentazione dei risultati dello studio HBSC Italia 2009-2010*. In HBSC Italia. Zugriff am 04.04.2011 über http://www.salute.gov.it/imgs/C_17_newsAree_1286_listaFile_itemName_4_file.pdf
- Clayton, R.R., Leukefeld, C.G., Donohew, L., Bardo, M. & Harrington, N.G. (1995). Risk and Protective Factors: A Brief Review. In C.G. Leukefeld & R.R. Clayton (eds.): *Prevention Practice in Substance Abuse* (S. 7–17). Binghamton: The Haworth Press.
- Currie, C. et al. (2012). *Social determinants of health and well-being among young people. Health Behaviour in School-aged Children (HBSC) study: international report from the 2009/2010 survey*. Copenhagen: WHO Regional Office for Europe.
- Deinet, U. (1992). *Das Konzept „Aneignung“ im Jugendhaus. Neue Impulse für die offene Kinder- und Jugendarbeit*. Opladen: Leske + Budrich.

- Dollinger, B. (2005). Drogenkonsum als sinnhafter Bewältigungsmechanismus. Methodologische Anmerkungen zu einer neueren Forschungsperspektive. In B. Dollinger & W. Schneider (Hrsg.), *Sucht als Prozess. Sozialwissenschaftliche Perspektiven für Forschung und Praxis* (S. 143–168). Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung.
- Douglas, M. (2004). *Ritual, Tabu und Körpersymbolik*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Dreher, E. & Dreher, M. (1985). Entwicklungsaufgaben im Jugendalter. Bedeutsamkeit und Bewältigungskonzepte. In D. Liepmann & A. Stiksrud (Hrsg.), *Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme in der Adoleszenz. Sozial- und entwicklungspsychologische Perspektiven* (S. 56–70). Göttingen: Hogrefe.
- Dür, W., Aichholzer, N. & Friedhuber, J. (2003). *Geschlechtsunterschiede im Rauchverhalten. Sekundäranalysen zum EC-Projekt Gender differences in smoking in young people für 14- bis 16-jährige Mädchen*. Wien: Forschungsbericht des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Medizin- und Gesundheitssoziologie.
- Egginton, R., Williams, L. & Parker, H. (2002). Going out drinking: the centrality of heavy alcohol use in English adolescents' leisure time and poly substance repertoires. *Journal of Substance Abuse*, 7. (H.33), S. 125–135.
- Eisenbach-Stangl, I. (2004). *Die Härte der weichen Drogen aus soziologischer Sicht*, Vortrag beim Symposium „Die Härte der Weichen Drogen“, Stiftung Maria Ebene. Feldkirch: November 2004.
- Eisenbach-Stangl, I., Bernardis, A., Fellöcker, K., Haberhauer-Stidl, J. & Schmied, G. (2008). *Jugendliche Alkoholszenen. Konsumkontexte, Trinkmotive, Prävention*. Wien: Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung.
- Emerson, R. M. et al. (2010). *Writing ethnographic fieldnotes*. Chicago: University of Chicago Press.
- Epstein, R. (2007, Dezember). Der Mythos vom Teenager-Gehirn. *Gehirn und Geist*, S. 24–29.
- Erdheim, M. (2002). Omnipotenz, Rausch und Lust. In S. Uhlig, & M. Thiele (Hrsg.), *Rausch – Sucht – Lust. Kulturwissenschaftliche Studien an den Grenzen von Kunst und Wissenschaft* (S. 121–140). Gießen: Psychosozial-Verlag.

- European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction - EMCDDA (2012): Prevention responses to drug use in the EU. In *European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction*. Zugriff am 04.04.2012 über www.emcdda.europa.eu/themes/prevention/responses-in-eu
- Festinger, L. (1957). *A theory of cognitive dissonance*. Evanston: Row & Peterson.
- Freitag, M. & Hurrelmann, K. (1999). *Illegale Alltagsdrogen*. Weinheim/München: Juventa.
- Friebertshäuser, B. & Langer, A. (2010). Interviewformen und Interviewpraxis. In B. Friebertshäuser, A. Langer & ; Prengel, A. (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 437–457). Weinheim/München: Juventa.
- Glaser, B.; Strauss, A. (1998). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber (Original 1967).
- Global Commission on Drug Policy (2011): *Report of the Global Commission on Drug Policy*. Online: www.globalcommissionondrugs.org/reports. Deutsche Übersetzung herausgegeben vom Fachverband Sucht, Zürich 2012. Zugriff am 04.04.2012 über www.fachverbandsucht.ch/downloads/Bericht_Drogenpolitik.pdf
- Gmel, G., Kuntsche, E., Wicki, M. & Labhart, F. (2009). *Abschlussbericht: Das European school Survey Project on Alcohol and Other Drugs (ESPAD) in der Schweiz: Wichtigste Ergebnisse im Vergleich 2003 und 2007*. Lausanne: SFA.
- Gross, T. (2009, 30. Juli). Die größte Party der Welt. *Die Zeit*, S. 44.
- Grossegger, B. (2008). Jugendarbeit: eine kurze Zeit für nachhaltige Arbeit – ein Widerspruch? In Fonds Gesundes Österreich (Hrsg.), *Abschlussbericht zur Tagung am 19. September 2008 in Salzburg. Gesundheitsförderung trifft Jugendarbeit* (S. 8–9). Wien: Fonds Gesundes Österreich.
- Gruber, C., Hainz, W., Koler, P. & Uhl, A. (2008). *Abschlussbericht zur Evaluation des Forum Prävention, Fachstelle für Suchtvorbeugung und Gesundheitsförderung – Bozen*. Wien: Ludwig-Boltzmann-Institut für Suchtforschung.
- Hagen, R., Wicki, M. & Gmel, G. (2011). Verkaufseinschränkungen für Alkohol als wirksame Prävention. *SuchtMagazin*, 1/2011, S. 26–29.
- Hainz, W. (2011). Quo vadis – oder „Wie weit darf Prävention gehen?“. In *Themenheft 2012* (S. 12-13). Bozen: Forum Prävention.

- Hainz, W. (2012). *Jugendarbeit & Motivational Interviewing*. Bozen: Forum Prävention.
- Hülst, D. (2010). Grounded Theory. In B. Friebertshäuser, A. Langer & A. Prengel (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 281–300). Weinheim/München: Juventa.
- Hurrelmann, K. (2007). *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*. Weinheim/München: Juventa.
- Hurrelmann, K. & Hesse, S. (1991). Drogenkonsum als problematische Form der Lebensbewältigung im Jugendalter. *Sucht*, 37, S. 240–252.
- Hüther, G. (2005). *Die Macht der inneren Bilder*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hüther, G. (2008). *Das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht*. Referat innerhalb der Tagung „Gesundheitsförderung und Prävention im pädagogischen und sozialen Kontext“. Meran 19.11.2008.
- Järvinen, M. & Room, R. (Hrsg.). (2007). *Youth Drinking Cultures: European Experiences*. Aldershot UK: Ashgate Publishing.
- Järvinen, M. & Gundelach, P. (2007). Teenage Drinking, Symbolic Capital and Distinction. *Journal of Youth Studies*, 10. Jg. (H.1) S. 55–71.
- Jakob, G. (2010). Biographische Forschung mit dem narrativen Interview. In B. Friebertshäuser, A. Langer, & A. Prengel (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 219–233). Weinheim/München: Juventa.
- Jakob, G. & von Wensierski, H.J. (Hrsg.). (1997). *Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis*. Weinheim/München: Juventa.
- Jessor, R. & Jessor, S. L. (1983). Ein sozialpsychologisches Modell des Drogenkonsums. In D. J. Lettieri, R. Welz (Hrsg.), *Drogenabhängigkeit* (S. 110–117). Ursachen und Verlaufsformen. Weinheim: Beltz.
- Khantzian, E.J. (1985). The Self-Medication Hypothesis of Addictive Disorders: Focus on Heroin and Cocaine Dependence. *American Journal of Psychiatry*, 142, S. 1259–1264.
- Kelle, H. (2010). Die Komplexität der Wirklichkeit als Problem qualitativer Forschung. In B. Friebertshäuser, A. Langer, & Prengel, A. (Hrsg),

- Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* (S. 101–118) Weinheim/München: Juventa.
- Koler, P. (2004). Selbstwahrnehmung, Risikofaktoren und Drogenkonsum. In Landesinstitut für Statistik (Hrsg.), *Jugendstudie 2004. Werthaltungen, Lebensformen und Lebensentwürfe der Südtiroler Jugend* (S. 143–195). Bozen: Autonome Provinz Bozen.
- Koler, P. (2006): Berauschend. Über die Jugend, den Alkohol und einiges mehr... In A. Burtscher & T. Kager (Hrsg.), *Unerhört: Visionen des jungen Südtirols. Previsioni del giovane Sudtirolo* (S. 165–169). Bozen: Edition Raetia.
- Koler, P. (2007). Meinungen und Verhalten der erwachsenen Bevölkerung in Bezug auf Alkohol. In Landesinstitut für Statistik (Hrsg.), *Lebensformen und Werthaltungen in Südtirol* (S. 105–149). Bozen: Autonome Provinz Bozen.
- Koler, P. (2008): Berauschte Aussichten. Aufbruch zu einer neuen Präventionskultur. *Abhängigkeiten*. Nr. 1/2008.
- Koler, P. & Mock, H. In HBSC Italia (2011), *Lebensstile und Gesundheit von Schülerinnen und Schülern. Bericht über die regionalen HBSC-Daten 2009–2010*. Bozen: Autonome Provinz Bozen.
- Koler, P. & Mock, H. et al. (2011). Risikoverhalten. In Autonome Provinz Bozen (Hrsg.), *Lebensstile und Gesundheit von Schülerinnen und Schülern. Bericht über die regionalen HBSC-Daten 2009–2010* (S. 61–78). Bozen: Autonome Provinz Bozen.
- Koler, P. (2011): Aus welchen Gründen Schönwetterposaunen. *Themenheft 2011*. Bozen: Forum Prävention, S. 8–9.
- Koller, G., Baldemair, A., Guzei, M., Rettenwander, A., Strieder, C. & Willfahrt, J. (2003): *Risiflecting Grundlagen. Statements und Modelle zur Rausch- und Risikopädagogik – Ein Studien- und Lesebuch*. Salzburg: Akzente Suchtprävention.
- Koller, G. (2006). *AHA - Alternative Happy Hours*. Zugriff am 04.04.2011 über <http://www.alternativehappyhours.com/basics/files/AHA07%20Basics%20AHA-Konzept.pdf>
- Kolip, P., Hurrelmann, K. & Schnabel, P.-E. (Hrsg.) (1995). *Jugend und Gesundheit. Interventionsfelder und Präventionsbereiche*. Weinheim/München: Juventa.

- Korte, S. (2007). *Rauschkonstruktionen: Eine qualitative Interviewstudie zur Konstruktion von Drogenrauschwirklichkeit*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kull, B. (2011). Das Nationale Programm Alkohol: Die Flughöhe ist erreicht. *SuchtMagazin*, 1/2011, S. 17–20.
- Kuntsche, E. (2001). Radikalisierung? Ein Interpretationsmodell jugendlichen Alkoholkonsums von 1986 bis 1998 in der Schweiz. *Sucht* 47, S. 393–403.
- Landesinstitut für Statistik (Hrsg.). (2004). *Jugendstudie 2004. Werthaltungen, Lebensformen und Lebensentwürfe der Südtiroler Jugend*. Bozen: Autonome Provinz Bozen.
- Landesinstitut für Statistik (Hrsg.). (2008). *Jugend in Zahlen 2006*. Bozen: Autonome Provinz Bozen.
- Landesinstitut für Statistik (Hrsg.). (2008 bis 2011). *Mehrzweckerhebung der Haushalte*. Bozen: Autonome Provinz Bozen.
- Landesinstitut für Statistik (Hrsg.). (2010). *Jugendstudie 2009. Werthaltungen, Lebensformen und Lebensentwürfe der Südtiroler Jugend*. Bozen: Autonome Provinz Bozen.
- Landesinstitut für Statistik (Hrsg.). (2010). *Demo-graphisches Handbuch für Südtirol*. Bozen: Autonome Provinz Bozen.
- Langer, A. (2010). Transkribieren – Grundlagen und Regeln. In B. Friebertshäuser, A. Langer & A. Prengel (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 515–526). Weinheim/München: Juventa.
- Ledermann, S. (1956). *Alcool, alcoolisme, alcoolisation, Vol.1. Connees scientifiques de caractere physiologique, economique et social*. Institute National d'Etudes Demographique, Travaus et Documents, Cah. No. 29. Paris: Presses Universitaires de France.
- Legnaro, A. (2000). Rausch und Sucht in der Sozial- und Kulturgeschichte Europas. In A. Uchtenhagen. & W. Zieglgänsberger (Hrsg.), *Suchtmedizin* (S. 8–21). München: Urban & Fischer.
- Litau, J. (2011). *Risikoidentitäten. Alkohol, Rausch und Identität im Jugendalter*. Weinheim/München: Juventa.
- Ludwig-Boltzmann-Institut für Suchtforschung (2009). *Alkoholkonsum in Österreich (Factsheet)*. Wien: Bundesministerium für Gesundheit.

- Martinic, M. & Marsham, F. (Hrsg.). (2008). *Swimming with Crocodiles. The culture of Extrem Drinking*. London: ICAP Book Series on Alcohol in Society.
- Mendes, F.J. & Mendes, M. (2011). *Club Health "Healthy and Safer Nightlife of Youth project."* Staff training for nightlife premises. Zugriff am 04.04.2012 über www.irefreea.org/uploads/PDF/TRAINING_Manual_EN.pdf
- Miller, W.R. & Rollnick, S. (1999). *Motivierende Gesprächsführung. Ein Konzept zur Beratung von Menschen mit Suchtproblemen*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Miller, W.R. & Rollnick, S. (2004). *Motivierende Gesprächsführung*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Moffitt, T.E. (1993). Adolescence-Limited and Life-Course-Persistent Antisocial Behavior: A Development Taxonomy. *Psychological Review*, 100 (4) S. 674–701.
- Müller, R. (1987). Zeittrends der Trinkgewohnheiten 11- bis 16 jähriger Schüler – Konstanz und Wandel einer risikoreichen Verhaltensweise. In *Drogalkohol II*, S. 59–68.
- Munter, W. (2003). *3x3 Lawinen. Risikomanagement im Wintersport*. Garmisch-Partenkirchen: Pohl & Schellhammer.
- Munter, W. (2012). Und Gott würfelt doch. Die Rolle des Zufalls bei der Lawinenauslösung durch Schifahrer. *bergundsteigen. Zeitschrift für Risikomanagment im Bergsport*, 4/11, S. 30–36.
- NIDA (1997). *Preventing Drug Use Among Children and Adolescents*. Rockville, MD: A Research Based Guide. National Institute on Drug Abuse.
- Oswald, H. (2010). Was heißt qualitativ forschen? Warnungen, Fehlerquellen, Möglichkeiten. In B. Friebertshäuser, A. Langer, & A. Prengel (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 183–201). Weinheim/München: Juventa.
- Panzani, P. (2008). *Accessi al Pronto soccorso dell'Ospedale di Bolzano per intossicazione di alcol e/o altre sostanze psicoattive*. Bozen.
- Pape, H., Rossow, I. & Størvoll, E. (2008). Wetter and Better? Changes in Associations between Drunkenness and Other Problem Behaviors among Norwegian Youth. *European Addiction Research* 2. (S. 61–70).

- Parker, H., Aldrige, J. & Measham, F. (1998). *Illegal Leisure. The normalization of adolescent recreational drug use*. London/New York: Routledge.
- Pepino, L. (2012). *Der Krieg gegen die Drogen ist gescheitert. Überlegungen aus der Sicht eines Richters*. Referat anlässlich des Internationalen Kongresses „Präventionsarbeit in repressiven Zeiten.“ Bozen, 08.–09.03.2012.
- Pittman, D.J. (1967). International Overview: Social and Cultural Factors in Drinking Patterns, Pathological and Nonpathological. In D.J. Pittman (eds.), *Alcoholism* (S. 8–10). New York: Harper & Row.
- Prochaska, J. & DiClemente C.C. (1983). Stages and Processes of Self-Change of Smoking: Toward an Integrative Model of Change. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 51, S. 390–395.
- Quensel, S. (2004). *Das Elend der Suchtprävention. Analyse – Kritik – Alternative*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.
- Reese, A. & Silbereisen, R. (2001). Allgemeine versus spezifische Primärprävention von jugendlichem Risikoverhalten. In T. Freund & W. Lindner, (Hrsg.), *Prävention. Zur kritischen Bewertung von Präventionsansätzen in der Jugendarbeit* (S. 139–162). Opladen: Leske + Budrich.
- Reichhalter, V. (2012). *Generation Waschlappen?* Beitrag zum Redewettbewerb 2012 der Südtiroler Bauernjugend.
- Rodriguez-Martos, A. (2006). The Spanish „botellón“, a particular way of bingeing. *Nordic Studies on Alcohol and Drugs*, vol. 23, S. 137–142.
- Röhrle, B. & Sommer, G. (Hrsg.). (1999). *Prävention und Gesundheitsförderung*. Tübingen: DGVT.
- Schmid, H., Delgrande Jordan, M., Kuntsche, E.N., Kuendig, H. & Annaheim, B. (2008). *Der Konsum psychoaktiver Substanzen von Schülerinnen und Schülern in der Schweiz (Forschungsbericht Nr. 42, revidierte und aktualisierte Fassung)*. Lausanne: SFA.
- Schmidt, C. (2010). Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews. In B. Friebertshäuser, A. Langer & A. Prengel (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. (S. 473–486) Weinheim/München: Juventa.
- Seiffge-Krenke, I. (1994). *Gesundheitspsychologie des Jugendalters*. Göttingen: Hogrefe.

- Settertobulte, W., Bruun Jensen, B. & Hurrelmann, K. (2001). Drinking among young Europeans. In WHO Policy Series (eds.), *Health policy for children and adolescents* (Issue 3). Kopenhagen: WHO Regional Office for Europe.
- Silbereisen, R. K. & Kastner, P. (1985). Entwicklung von Drogengebrauch - Drogengebrauch als Entwicklung? In: R. Oerter (Hrsg.), *Lebensbewältigung im Jugendalter* (S. 192–219). Weinheim: Edition Psychologie.
- Single, E. (1992). *The Myth of the Single Distribution*. Surrey, Canada: Guest lecture presented at Simon Fraser University.
- Skog, O.J. (1982). *The distribution of alcohol consumption. Part 1: A critical discussion of the Ledermann model*. SIFA mimeograph No. 64, 67, Oslo: National Institute for Alcohol Research.
- Stadt Zürich (2002): *Sicherheit und Sauberkeit in der Stadt Zürich. Bericht über das Jahr 2002*. Zugriff am 04.04.2011 über <http://www.stadt-zuerich.ch/content/dam/stzh/pd/Deutsch/Ueber%20das%20Departement/Weitere%20Dokumente/Projekte/Projektbericht2002.pdf>
- Starzer, A., Uhl, A., Puhm, A., Strizek, J., Auracher, U. & Kampusch, A. (2009). *Alkoholintoxikationen bei Kindern und Jugendlichen in Oberösterreich*. Wien: Ludwig-Boltzmann-Institut für Suchtforschung.
- Steele, C. M. (1988). The psychology of self-affirmation: Sustaining the integrity of the self. In L. Berkowitz (eds.), *Advances in Experimental Social Psychology vol. 21*. (S. 261–302), New York: Academic Press.
- Sterneck, W. (2003). *Psychedelika – Kultur, Vision und Kritik*. Solothurn: Nachtschatten Verlag.
- Strauss, A. L. (1991). *Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Strauss, A. L. & Corbin, J. (1996). *Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Beltz, Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Streek-Fischer, A. (1992). „Geil auf Gewalt“. Psychoanalytische Bemerkungen zu Adoleszenz und Rechtsextremismus. *Psyche* 8, S. 745–771.
- Stumpp, G., Stauber, B. & Reinl, H. (2009). *Einflussfaktoren, Motivation und Anreize zum Rauschtrinken bei Jugendlichen. Forschungsprojekt im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit*. Tübingen: Institut für Erziehungswissenschaft Universität Tübingen & Forschungsinstitut tifs.

- Sußebach, H. (2011). Die Deutschen fahren Kitsch. *Die Zeit* 37. Zugriff am 04.04.2012 über <http://www.zeit.de/2011/37/DOS-Auto-Fuegener-Interview>
- Terzani, T. (2007). *Das Ende ist mein Anfang*. München: Deutsche Verlagsanstalt.
- Uchtenhagen, A. & Zieglgänsberger, W. (Hrsg.). (2000). *Suchtmedizin*. München, Jena: Urban & Fischer.
- Uhl, A. (2000). 'Non-Problematic Use' - 'Problematic Use': A Paradox. In A. Springer, & A. Uhl, (eds.), *Illicit Drugs: Patterns of Use - Patterns of Response. Proceedings of the 10th Annual ESSD Conference on Drug Use and Drug Policy in Europe*. Innsbruck, Wien, München: Studienverlag.
- Uhl, A. (2002). Schutzfaktoren und Risikofaktoren in der Suchtprophylaxe. In B. Röhrle (Hrsg), *Prävention und Gesundheitsförderung Bd.II*. (S. 261–283). Tübingen: DGVT.
- Uhl, A. (2003). Jugend und Alkohol – mit besonderer Berücksichtigung des rauschhaften Trinkens. *praev.doc*, 1, S. 3–10. Online: www.api.or.at/lbi/download.htm
- Uhl, A. (2007). Begriffe, Konzepte und Menschenbilder in der Suchtprävention. *Suchtmagazin* 4/07, S. 3–11.
- Uhl, A. (2012). *Über die Entwicklung der europäischen Alkoholpolitik und deren Rückkehr zum Paternalismus*. Referat anlässlich des Internationalen Kongresses „Präventionsarbeit in repressiven Zeiten“. Bozen, 08.–09.03.2012.
- Uhl, A. & Maritsch, F. (1999). Geschichte des Kaffees/Tees. In F. Stimmer (Hrsg.), *Suchtlexikon* (S. 288-295). München: Oldenbourg.
- Uhl, A. & Springer, A. (2002). *Professionelle Suchtprävention in Österreich: Leitbildentwicklung der österreichischen Fachstellen für Suchtprävention*. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen.
- Uhl, A. et al. (2005). *ESPAD Austria 2003: Europäische Schüler- und Schülerinnenstudie zu Alkohol und anderen Drogen*. Wien: Bundesministerium für Gesundheit und Frauen.
- Uhl, A. et al. (2009). *Handbuch Alkohol-Österreich. Zahlen. Daten. Fakten. Trends*. Wien: Bundesministerium für Gesundheit.
- Uhlig, S. & Thiele, M. (Hrsg.). (2002). *Rausch – Sucht – Lust. Kulturwissenschaftliche Studien an den Grenzen von Kunst und Wissenschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Bibliografie

- Vanzetta, R. (2011). Verhungern im Überfluss. *zB-Beiträge zur Jugendarbeit*, 2/2011, S. 6–7.
- Vahabzadeh, S. (16.12.2009). Ausgeburt der Gier. *Süddeutsche Zeitung*. Zugriff am 04.04.2011 über <http://www.sueddeutsche.de/kultur/im-kino-avatar-ausgeburt-der-gier-1.149499>
- Wechsler, H., Davenport, A., Dowdall, G., Moeykens, B. & Castillo, S. (1994). Health and Behavioral Consequences of Binge Drinking in College. A National Survey of Students at 140 campuses. *JAMA*, 272 (21), S. 1672–1677
- WHO-World Health Organization (1986). *Ottawa Charta*. Geneva: WHO-World Health Organization.
- Zuckerman, M. (1979). *Sensation Seeking: Beyond the Optimal Level of Arousal*. Hillsdale: Erlbaum.

Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1: Entwicklung des Pro-Kopf-Konsums in Litern reinen Alkohols bei der österreichischen Bevölkerung insgesamt und bei den über 15-Jährigen von 1955 bis 2009 (Quelle: Uhl et al. 2009). 41
- Abbildung 2: Trends des regelmäßigen Alkoholkonsums bei 12- bis 25-Jährigen nach Altersgruppen 1973–2010 (Quelle: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2011). 43
- Abbildung 3: Verbildlicht ist das Modell der 3 Faktoren der Veränderung, so wie es Miller und Rollnick (2004) beschreiben, bezogen auf den Veränderungswunsch junger Menschen zu wachsen und sich zu entwickeln. 175

Filmografie

- Cameron, J. [Regisseur]. (2009). *Avatar - Aufbruch nach Pandora* [Film]. S.I.: Twentieth Century Fox Film Corporation.
- Schwaiger, G. [Regisseur]. (2011). *Ibiza Occident* [Film]. S.I.: Hoanzl.

Der Autor

Das ist für mich wahre Transzendenz. Den Körper hinter sich lassen und in den ganzen Reichtum der Welt eintauchen. (Auster 2006, S. 39)

Peter Koler, 1965 in Bozen geboren, Psychologe und Erziehungswissenschaftler, Trainer in Motivational Interviewing, arbeitete von 1993–2001 als klinischer Psychologe im Dienst für Abhängigkeitserkrankungen in Bozen. Seit 2001 ist er Leiter der Fachstelle für Suchtprävention und Gesundheitsförderung Forum Prävention in Bozen, seit 2007 zusätzlich verantwortlicher Direktor der Fachstelle für Essstörungen Infes in Bozen, Mitglied der Österreichischen ARGE Suchtvorbeugung. Er ist Mitautor der *Leitlinien zur Suchtpolitik in Südtirol* und der *Südtiroler Jugendstudie 2004* sowie Verfasser zahlreicher Veröffentlichungen und Beiträge zu den Themenbereichen Jugend, Drogen, Präventionsarbeit und Gesundheitspolitik.

Die vorliegende Studie ist eine überarbeitete Fassung der an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Technischen Universität Dresden im Jahr 2013 angenommenen Dissertation *Identitätsrelevante Aspekte bei der Beteiligung von Jugendlichen an Konsumszenen, insbesondere Alkoholszenen* von Peter Koler.

Anlass und Motivation für die Durchführung dieses Forschungsprojektes war Kolars Beobachtung in der praktischen Präventionsarbeit, dass sich mit dem Wechsel der Generationen und Jugendkulturen auch die Ursachen und Hintergründe für den Konsum psychoaktiver Substanzen veränderten.